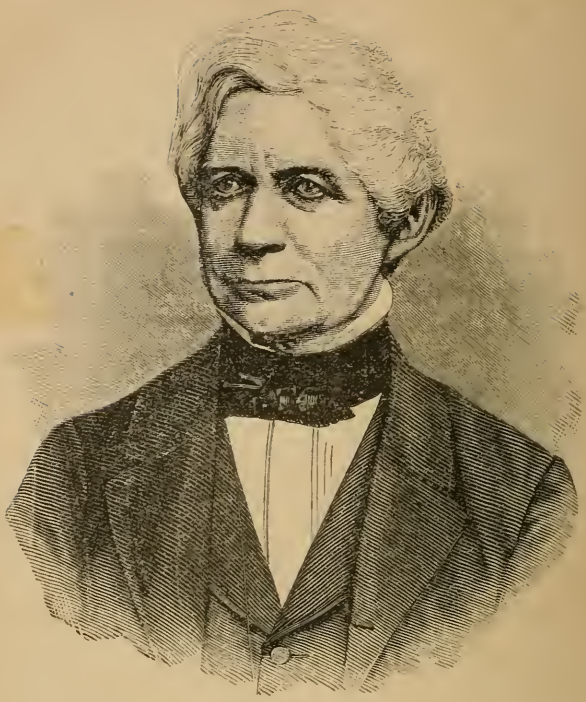
3 1761 07974276 3

Digitized by the Internet Archive
in 2011 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/dasrauhehausundd00wich



Johann Hinrich Wichern,

Doctor der heiligen Schrift,

geb. d. 21. April 1808, gest. d. 7. April 1881.

Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat. 1. Joh. 5, 4

Das Rauhe Haus

und die

Arbeitsfelder der Brüder des Rauhen Hauses

1833 bis 1883.

Eine Jubelgabe

mit Festgruß von Karl Gerok.

Den Freunden des Rauhen Hauses dargeboten

von

J. Wichern.
Vorsteher der Anstalten des Rauhen Hauses.

9857
29/4/90

Hamburg. 1883.
Agentur des Rauhen Hauses.

Vorwort.

Das Jubeljahr des Rauhen Hauses, in welchem wir mit unsern Freunden frohlocken über die Wunderwege, welche Gottes Treue und Barmherzigkeit unser Rauhes Haus nun ein halbes Jahrhundert hindurch geleitet, drängt wie kein Vorjahr zur Erfüllung des Wortes: „Redet von allen Seinen Wundern.“ Psalm 105, 2.

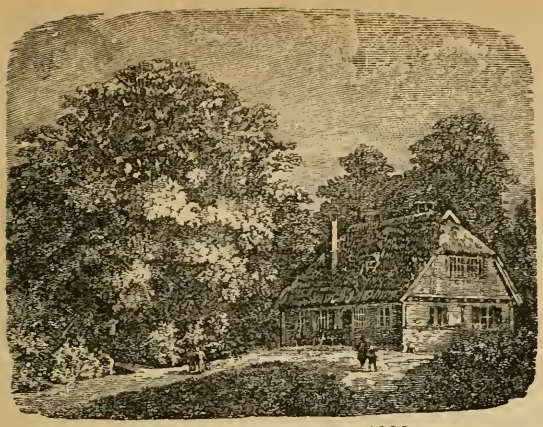
Jede Hütte, jedes Haus im weiten Garten des Rauhen Hauses ist ein Geschenk aus Gottes Hand, ein Denkmal Seiner Liebe und wunderbaren Durchhülfe; und ebenso beredte Zeugen von Gottes Wundern sind die Wege, welche Er in allen Gauen des Vaterlandes, ja bis an die fernsten Grenzen im Osten und Westen seit 50 Jahren unsere Brüder in mannigfaltigster Missionsarbeit geführt hat. Auch unsere Jubelschrift sei ein Denkmal zu Gottes Ehre! Sie rede insonderheit von den Wundern, welche Er hier und an tausend Orten durch den heimgegangenen Dr. Wichern, den Vater des Rauhen Hauses, den Vater der inneren Mission, als durch ein kräftiges Werkzeug seiner Gnade zur Heilung und Rettung vieler gewirkt hat.

Weit mehr denn 100 Hände haben zu unserer Jubelschrift, zum Bau dieses Eben-Ezer Steine herzugetragen; Brüder und deren Vorstände haben miteinander wetteifernd uns erzählt was der Herr Großes auch an ihnen gethan hat. Treffliche Bauführer,

die treuen Oberhelfer im Rauhen Hause Kand.: Engel, Ranke, Naumann, haben dann dem, der in Gottes Namen die Errichtung eines solchen Eben-Ezer unternommen, kräftig zur Seite gestanden, sie haben das reiche Baumaterial sorgfältig bearbeitet und geschickt in einander gefügt. Wir überreichen die Schrift als eine Jubel- und Gegengabe denen, welche in diesem Jahre das Rauhe Haus mit Gaben der Liebe so reichlich überschüttet haben. Seine Majestät der Kaiser und Ihre Majestät die Kaiserin, viele hohe und höchste Häuser im Norden und Süden des deutschen Vaterlandes, die Mehrzahl der hohen Kirchenbehörden, die deutschen Jünglingsvereine, große Freundeskreise in Hamburg, Altona, Lübeck, Barmen, Petersburg und an vielen andern Orten — ja tausende von Händen und Herzen haben sich aufs neue vereint das große Werk zur Ehre Gottes fördern zu helfen, das hier als kleines, unscheinbares Senfkorn unter dem Schatten der „alten Kastanie" vor 50 Jahren seinen Anfang nahm. Allen rufen wir einen innigen Dank zu! Preisen Sie mit uns den Herrn, der bis hierher geholfen! „Lasset uns mit Danken vor Sein Angesicht kommen und mit Psalmen Ihm jauchzen!" Psalm 95, 2.

Im Monat Juli des Jubeljahres 1883.
Rauhes Haus
Horn bei Hamburg.

J. Wichern.



„Das alte Rauhe Haus“ 1833.

Marc. 4, 31. 32.
Hauspsalm 84.

Wem wollt ihr Gottes Reich vergleichen?
Wer findet mir in Wald und Flur
Das beste Bild, das schönste Zeichen
Für seine göttliche Natur?
Ein Senfkorn ist's, ihr lieben Christen,
Erst klein -- und wächst zum großen Raum —
Vielästig, daß die Vögel nisten
In seines Laubdachs weitem Raum.

O seht allhier mit mächt'gen Zweigen
Ob jener Hütte niedrem Dach
Den alten Kästenbaum sich neigen,
Zum schattenreichen Laubgemach.
Einst ging ein Mensch in Gottes Namen
Hervor aus diesem schlichten Haus
Und streute muthig seinen Samen
Auf Hoffnung als ein Senfkorn aus.

Nun aber ist's ein Baum geworden,
Der heut sein schirmend Laubgeäst
Nach Ost und West, nach Süd und Norden
Den Vögeln dar zum trauten Nest,
Er wuchs mit Macht ein halb Jahrhundert
In Sonnenschein und Sturm heran,
Wir aber stehn und sehn verwundert,
Was Gott der Herr an ihm gethan.

Ehrwürd'ger Baum, wer zählt die Gäste,
Die sich in deinem Schirm geschaart,
Daß unterm Schatten Deiner Aeste
So Leib als Seele fröhlich ward? —
Da saß der Alte mit den Jungen,
Und tausendmal hast Du gelauscht,
Wenn „ihre Lieder" sie gesungen,
Und leis dein „Amen" drein gerauscht.

O Rauhes Haus, wie wehn die Lüfte
Durch dein Revier so sanft und lind;
Der Garten athmet Rosendüfte,
Den Hain durchrauscht der Morgenwind;
Wen dort die Liebe hat erzogen,
Der denkt an jener Tage Glück,
Wenn längst der Jugend Lenz verflogen,
Mit Dank und Freude noch zurück.

Und wie, wenn sie ihr Nest gefunden,
Die Schwalbe ihre Jungen heckt,
So hast, in Liebe Dir verbunden,
Du Tochterhäuser rings erweckt.
Sie wuchsen unter Gottes Segen
Wie Kindlein um die Mutter her,
Nun stehn sie schmuck an allen Wegen
Von Land zu Land, vom Fels zum Meer.

Und wie, als er sein Werk vollendet,
Der Meister seiner Jünger Zahl
Als Friedensboten ausgesendet,
Zum Trost ins ird'sche Jammerthal:
So zieht nach Süden und nach Norden
Des Rauhen Hauses Brüderschaft,
Ein edler Samariterorden,
Getrost hinaus in Gottes Kraft.

Gesegnet sei Dein theurer Name,
O Vater Wichern, früh und spät;
Gesegnet sei der gute Same,
Den Deine treue Hand gesät;
Gesegnet, wo sie stehn und wandern,
Sei Deiner Jünger Botenlauf;
Ein Sieg verkünd' es nach dem andern:
Die Liebe höret nimmer auf!

Karl Gerok.

Das Rauhe Haus 1883.

Erster Theil.

Die Geschichte des Rauhen Hauses

von

1833—1883.

Es war eine liebliche Zeit, als in den ersten Jahrzehnten nach den Freiheitskriegen der Frühlingshauch eines neuen Lebens unser. Vaterland durchwehte, als die Predigt des alten, langvergessenen Evangeliums allenthalben wieder Gläubige um sich versammelte, als eine Innigkeit der brüderlichen Liebe und ein Streben, den wiedergefundenen Glauben der Väter durch Wort und That mutvoll zu bekennen, erwachte, dergleichen seit Speners und Franckes Tagen unbekannt geworden war.

Damals regten sich die Keime der mannigfaltigen christlichen Liebeswerke, welche wir jetzt überall blühen und Früchte tragen sehen, und aus dem schönsten Streben jener jugendfrischen Zeit ist auch das Rauhe Haus entstanden.

In unserm Hamburg bildete sich ein Freundeskreis, dessen Seele der junge Johann Hinrich Wichern war. Diese ernstgesinnten Jünglinge und Männer begründeten einen „Besuchsverein", welcher sich die Aufgabe stellte, Arme, Kranke und Notleidende aller Art aufzusuchen, um ihnen mit leiblichem und geistlichem Brot zu helfen.

Aber von welch unsäglichem Elend Leibes und der Seele sahen sich Wichern und seine Freunde auf ihren Wanderungen durch Hamburgs Straßen und Höfe umgeben! Besonders brannten ihre Herzen beim Anblick der vielen, vielen armen Kinder, welche sie des Segens einer gedeihlichen Pflege und Erziehung in der Zucht und Vermahnung zum Herrn verlustig gehen sahen.

Da wurde in einer Versammlung der Freunde vom Besuchsverein der Gedanke laut, daß es dringend nötig sei, für unsre Vaterstadt Hamburg eine Anstalt zu besitzen, in welcher Eltern, die es nicht selbst vermöchten, ihren Kindern eine christliche Erziehung zu teil werden lassen könnten.

Dieser Plan fand bald ungesuchte, fast wunderbare Ermutigung. Ein der Sache fast ganz Fernstehender schenkte 100 ℛ. Herr Senator Hudtwalcker stellte aus einem von ihm verwalteten und für wohlthätige Zwecke bestimmten Legat 15,500 ℛ zur Verfügung. Sogar eine Anzahl christlicher Dienstmägde that sich zusammen, ihr Scherflein beizusteuern und ein armer Schuhmachergeselle überbrachte Wichern seinen ganzen Spartopf mit Silber und mit Gold für das Liebeswerk.

Doch gerade während schon alles den günstigsten Erfolg versprach, wurde der Glaube der Freunde noch auf eine harte Probe gestellt.

Jenes Legat schien dem zu gründenden Rettungshaus verloren gehen zu sollen, und alle Versuche, ein für den in Rede stehenden Zweck geeignetes Haus nebst Garten zu finden, stießen auf unvorhergesehene Schwierigkeiten.

Da klopfte — es war am 27. April 1833 — ein Diener an Wicherns Thür und überbrachte ihm einen Brief von der Hand des Herrn Syndikus Dr. Sieveking.

Dieser schrieb: er besitze in Horn ein Haus, welches sich in vielfacher Beziehung für den vorliegenden Zweck eigne. Es sei zwar klein, aber für den Anfang ausreichend. Unter einem Strohdach habe es einige Zimmer. Daneben liege ein tiefer Brunnen, beschattet von der schönsten Kastanie der ganzen Gegend. Ein Garten, eine Koppel und ein Fischteich gehören dazu. Es trage seit Menschengedenken den Namen „das Rauhe Haus". Wichern möge selbst kommen und sehen.

Es war an diesem 27. April, daß Wichern zum erstenmal den Namen des Rauhen Hauses hörte. Er kam und sah — eine verfallene Bauernhütte. Bis dahin hatte ein Gärtner darin gewohnt. Aber sie erschien ihm gar lieblich im Lichte der Bestimmung, welche ihr der himmlische Gärtner jetzt geben wollte.

Inzwischen nahmen auch die Verhandlungen wegen des obenerwähnten Legats die glücklichste Wendung. Am 12. September wurde eine größere Versammlung berufen, in welcher Hunderte die Hand zur Unterstützung boten, und so waren bald alle Schwierigkeiten aus dem Weg geräumt. Am 1. November zog Wichern mit seiner Mutter in das „alte Haus" ein und nahm gleich darauf die ersten Knaben zu sich.

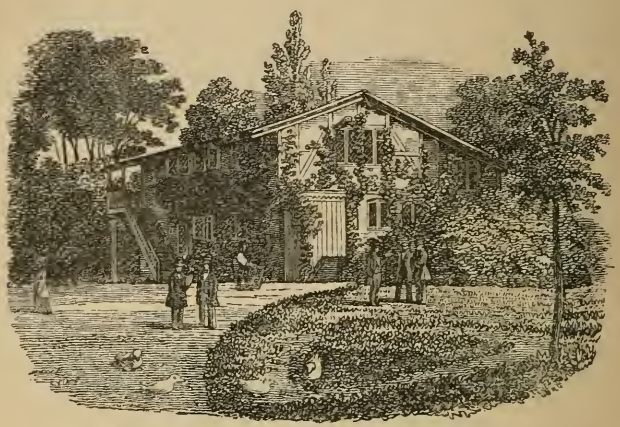
Die Einweihung des Rauhen Hauses geschah still und geräuschlos ohne alle äußere Feier. In Hamburg wußte fast niemand darum. Aber der Herr zog mit ein und legte seinen Segen auf das Werk, wie heut am Tage ist.

Bis zum Ende des Jahres 1833 traten 12 Knaben ein, und mehr konnte das alte Rauhe Haus nicht fassen. Weil aber viele Eltern und Kinderfreunde anklopften und den Hausvater um Aufnahme für ihre Kinder baten, so schaffte der liebe Gott durch Leute, die ihn lieb hatten, Rat, daß schon im nächsten Frühling ein neues Häuslein, genannt „das Schweizerhaus“ gebaut werden konnte. Der ehrenwerte Meister Lange vermaß den Grund im Westen des alten Hauses, und der Hausvater legte mit seinen 12 Knaben frisch und fröhlich Hand ans Werk des Baues. Am 11. März vollzog Herr Syndikus Sieveking durch dreimaligen Hammerschlag die Grundsteinlegung und schon am 16. April sah man am Abend eines Tags voll saurer Arbeit den bunten Ehrenkranz am Giebel prangen. Oben stand der lange Bötschinger, der als Parlier die Giebelrede halten sollte. Er las sie freilich aus Versehen von hinten statt von vorn, und weil dies dem Verständnis einigen Eintrag gethan haben soll, so mag hier der Schluß davon in seiner richtigen Ordnung stehen:

Dies Haus soll bleiben ein Friedenshaus,
Nie zieh aus ihm die Liebe aus;
Es soll nicht vergehn, sondern feste stehn
Vor Feuersnöten und Sturmeswehn.
Gott segne in ihm die Kinderzucht
Und sammle durch sie sich Himmelsfrucht.
Gott baue es aus zu der Frommen Haus
Und breite durch sie einst Segen aus
Über Stadt und Land, über jung und alt,
Zu zeigen, wie teuer der Bau ihm galt.
Er baue und stärke die Hoffnung, die Kraft,
Die Liebe, durch die er das Werk beschafft.

Am 20. Juli ward das Haus eingeweiht und bezogen. Es war nett und reinlich für 12 Bewohner eingerichtet. Auch hatte der Herr bereits einen Freund gesandt, der hier die 12 Knaben um sich sammelte, welche aus dem alten Haus ins neue übersiedelten. Joseph Baumgartner war's, der aus dem frommen Schweizerland zu uns kam (nachmals Dr. Wicherns Schwager und Leiter verschiedener Rettungshäuser). — Der Weihetag war ein Sonntag und so erschien denn eine zahlreiche Menge von Freunden, meist von solchen, welche zum Baue mitgeholfen hatten. Zum erstenmal erklang die Orgel, das Geschenk eines treuen Wohlthäters unsers Hauses. In kurzen Worten deutete der Hausvater

den Sinn des Festes. Den Bewohnern des neuen Hauses gab er die Losung: ein neues Haus, ein neues Herz. Alle Hausgenossen reichten sich die Bruderhand und weihten sich zugleich mit ihrem neuen „Schweizerhaus" dem guten Hirten. Denn der gute Hirte war in ihrer Mitte, wie ihn Freund Mildes Künstlerhand so sinnig an des Häusleins Giebel hingemalt: inmitten seiner Herde, das verlorne, aber wiedergefundene Schäflein auf der Schulter tragend.



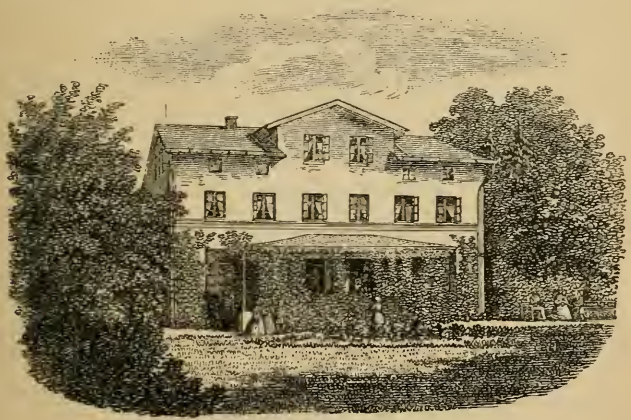
Das Schweizerhaus (jetzt Druckerei und Buchbinderei, 1834).

So standen nun zwei Häuser, in welchen die Zahl der Knaben bald auf 32 stieg. Nun sollte auch für Mädchen Raum geschafft werden. Als ihre Wohnung ward das alte Rauhe Haus ausersehen. Allein das machte wieder den Bau eines neuen Hauses nötig, welches einerseits verschiedenen häuslichen Zwecken dienen, andrerseits eine große Diele oder Hausflur, gewissermaßen als große Wohnstube für die ganze, nun bereits 50 Menschen umfassende Rauhhäusler Familie enthalten sollte. Ihre Bestimmung war, Bet-, Musik- und Festsaal des Hauses zu sein und an Winterabenden ein trautes Heim für freundliche Geselligkeit zu bieten. Am 31. Mai 1835 ward der Hausspruch: „Gott der Herr ist Sonne und Schild" in den Grundstein eingemauert, und am 27. Oktober fand die Einweihung des fertigen neuen Hauses zugleich mit der Hochzeit des Hausvaters statt. Das Haus, in welchem nun ein Hauselternpaar waltete, erhielt den Ehrennamen „Mutterhaus". Eine helle Glocke, welche damals ein edler Freund der Anstalt schenkte, rief vom Giebel täglich die Hausgenossen zur Andacht, und sie rief

bald auch einer kleinen Schar von Mädchen, welche in der jungen Hausmutter und in des Hausvaters Schwester treue Führerinnen fanden.

Die Grüne Tanne (1835).

Später, als die Hauseltern ein anderes Haus bezogen, ging der Name „Mutterhaus“ auf ihre neue Wohnung über. Es geschah dies um Weihnachten 1851. Als nun die Rauhhäusler Familie am Neu=



Dr. Wicherns Haus (1851).

jahrsabend versammelt war, um von ihrem stattlichen Weihnachtsbaum wehmütigen Abschied zu nehmen, wurde der Gedanke geäußert, das

namenlos gewordene Haus zur bleibenden Erinnerung an die Weihnachtstanne fortan die „grüne Tanne“ zu nennen. Lange blieb es die Wohnung von Dr. Wicherns treuem Mitarbeiter, dem Inspektor Rhiem, bis es seit 1873 wieder der Wohnsitz der Hauseltern geworden ist.

Wie nun das Hauswesen wuchs, mehrten sich auch die Hausgeschäfte. Die Rauhhäusler gewöhnten sich von Anfang an das, was sie brauchten, womöglich auch mit eigner Hände Arbeit anzufertigen. Die große kanadische Pappel dort am Teich neben den silberhellen Birken mußte ihr Holz zu Pantoffeln hergeben, welche sich die Knaben selbst schnitzten. Die kleinen Burschen Kornelius und Georg waren die ersten, welche in dem neuen Backofen das wöchentliche Brot bearbeiteten. Ebenso regten sich die Anfänge der künftigen Schusterei, Schneiderei, Tischlerei und anderer Beschäftigungen. Am 18. Oktober 1834 bat die erste Kuh brüllend, mit Blumen bekränzt, die Glocke am Hals, ganz unerwartet um Aufnahme. Einige Freundinnen hatten im stillen durch viele kleine Beiträge die Kosten aufgebracht und man kann sich denken, welchen Jubel das Geschenk hervorrief.

Lange hatten sich die kleinen fleißigen Handwerker erst in einem elenden Schuppen, dann im alten Treibhaus und wo es sonst anging, gar kümmerlich beholfen. Da wurde am 11. August 1836, gegenüber dem Schweizerhaus auf der andern Seite des Teichs der Grundstein zum Arbeitshaus gelegt. Schon sieben Tage später konnte Freund Bötschinger die Giebelrede halten und weil er sie diesmal nicht wieder von hinten nach vorn, sondern von vorn nach hinten vortrug, dürfen wir uns nicht versagen, das Schönste daraus hier mitzuteilen:

Dies Haus kann euch die Welt abmalen,
Wie sie, in nur viel größern Zahlen,
Was Nutzen schafft, in sich gestaltet,
Und neu erzeugt, was ist veraltet.
So sammelt auch dies Dach euch Leute,
Die ihr im Sommer auf der Weide
Und auf dem Feld euch tummelt lustig
Und dann zur Winterzeit euch rüstig
Vereint zum Wirken als wie Brüder,
Und fröhlich singet eure Lieder.

Da sitzt der Max mit seinem Schuh
Und Peter sieht ihm sorgsam zu,
Wie er den Pechdraht aufwärts zieht
Und denkt: „dat kost't doch veele Tit!

Eh' man lernt seine Schuh schön flicken!
Möcht' mir das Kunststück auch bald glücken."
Der Tischler Adolf (Wilhelm jetzt
Ist sein Gesell) die Mütze setzt
Wie immer auf das rechte Ohr,
Und fordert seinen neuen Bohr —,
Bis der Gesell die Säge feilt,
Die durch das harte Holz dann eilt,
Das wird zu Bänken, Tischen, Börtern,
Die man hier find't an allen Örtern.

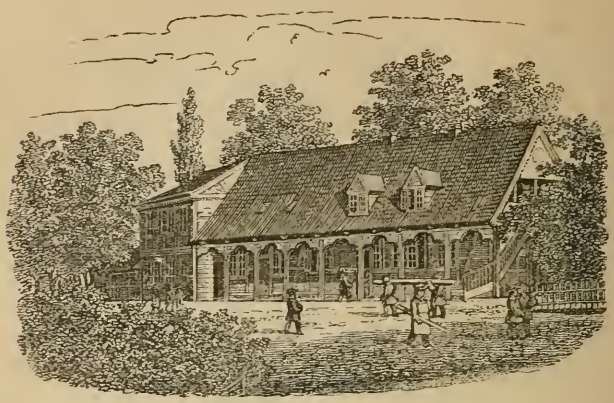
Hier schwingt dann mit bekannter Eil'
Lenor zum Toffelholz das Beil —;
Und schallt von hier und dort der Hammer,
Sitzt dort in stiller Ruh und Kammer
Der Schneider Niklaus, der als Meister
Das Alte neu macht, und viel dreister
Die Nadel führt, als seinen Speer
Der Goliath zu Schutz und Wehr.

Viel könnt' ich nennen noch daneben,
Wie hier mit Spinnen, dort mit Weben
Sich alles regt und fleißig ist,
Ich fürcht' nur, daß ihr's besser wißt
Und meiner Rede End' vermißt!

Das Ende, das noch übrig blieben,
Das sind ich also vorgeschrieben:
Es ist, wie sich's versteht, das Letzte,
Dabei zugleich das Allerbeste:

Der Herr woll' dieses Haus hier segnen,
Durch seine Gnade es erfreun!
Er wolle jedem stets begegnen,
Der es begrüßet, ihn erneu'n!
Es wird die Werkstatt zwar der Kleinen,
Doch nennt der Herr auch sie die Seinen;
Er läßt sie seine Werkstatt sein.
Es schütz' dich, Haus, die Gotteshand
Vor aller Not und Feuersbrand —
Gott mehre dich und bau dich aus
Dich, Rauhes Haus, zu Gottes Haus,
Wo mit Gebet der Hände Fleiß
Weithin vermehret Gottes Preis!
Mit solchem Wort und bestem Gruß
Mach' ich der Giebelrede Schluß!

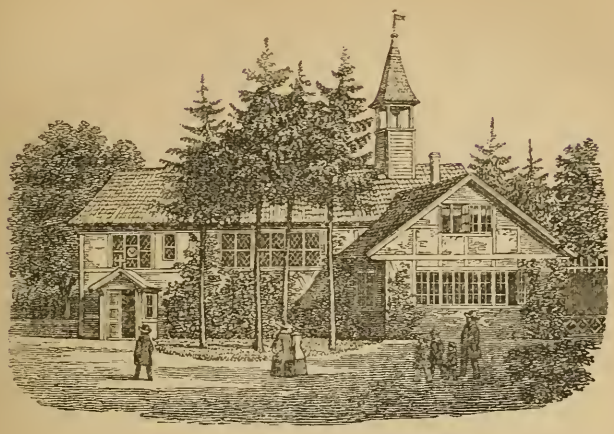
Der also gesegnete Bau ward bald darauf vollendet, und wie sich nachher gar viele fleißige Hände darin geregt haben, darauf müssen wir später noch einmal zurückkommen.



Der alte „Goldne Boden" (1836).

Weil aber im Rauhen Hause, wie die lieben Leser wohl schon gemerkt haben, neben und über dem Arbeiten das Beten niemals vergessen worden war, so machte sich nun auch das Bedürfnis geltend, neben dem Arbeitshaus ein eignes Bethaus zu besitzen. Die erste kleine Familie hatte freilich im Wohnzimmer des alten Hauses Raum gehabt, für Morgen- und Abendandacht. Aber wie war dies jetzt schon anders geworden! Lange diente, wie bereits berichtet, die Diele des Mutterhauses als Hauskapelle. Jetzt, wo sich 70 Seelen regelmäßig um Gottes Wort versammelten, reichte auch sie nicht mehr aus. Und ehe noch die Rauhhäusler Familie zu fragen wagte, woher das Geld zum Baue eines Kirchleins kommen solle, hatte der liebe Gott auch schon dafür gesorgt. Amerikanische Freunde des Hauses sandten ganz unerwartet eine reiche Beisteuer von mehreren tausend Mark. Da ging's denn frischen Muts ans Werk und am 13. Juli 1834 wurde der Grundstein gelegt. Auf demselben stand geschrieben: Jesus Christus, gestern und heute und derselbe auch in Ewigkeit. Es war ein schwerer Felsstein, der herrenlos auf einem benachbarten Acker gelegen hatte. Mit den Worten: „Siehe, der Stein, den die Bauleute verworfen, ist zum Eckstein geworden," hoben ihn unsre Brüder hoch empor und brachten ihn zum Bauplatz, wo er vom Chor mit einem volltönenden:

Heilig, Heilig, Heilig! empfangen und vom Prediger der Gemeinde eingesegnet wurde.



Der Betsaal (1839).

Schnell wuchs unter Meister Langes kundiger Leitung, gefördert auch, soweit dies thunlich, durch den Fleiß der Knaben, das Kirchlein empor, bis sich oben auf dem Türmchen Wetterfahne und Kreuz erhoben. Am 7. Oktober ward der neue Betsaal durch eine darin gehaltene Missionsstunde eingeweiht.

Unter seinem Dache war damals auch eine Krankenstube für Mädchen eingerichtet worden. Hier starb am 21. Oktober ein liebes Mädchen, unsre Albertine. Sie war heute noch gesund und froh und zwei Tage später tot. Kurz vorher war sie in der Hausandacht vom Gotteswort tief ergriffen worden. Wie im Vorgefühl ihres nahen Todes hatte sie mit wunderbarem Ernst vom Sterben und von ihrer Hoffnung des ewigen Lebens gesprochen. Viele Hausgenossen waren um ihr Schmerzenslager versammelt, während sie starb. Alle wurden inne, daß wir einen Heiland haben, der vom Tode errettet und daß die rechte Kunst zu leben eins ist mit der Kunst, selig zu sterben. — Seit der Zeit haben wir alle unsre Toten vom Betsaal aus zu ihrer Ruhe getragen, und diese Stätte ist Zeuge gewesen all des Schmerzes und all der Thränen, aber auch all des Trostes, in welchem die Hausgenossen denen nachgeschaut haben, die in dem Herrn starben.

Fürs erste schien es nun nicht wieder nötig zu bauen, und das Hauswesen hatte in den vorhandenen Wohnungen seinen guten Fort-

gang. Allein den beiden Knabenfamilien droben im Schweizerhause wurde es doch bald zu enge. Je 12 Knaben wohnten hüben und drüben und fanden es beim besten Willen nicht ganz leicht, gute Nachbarschaft zu halten. Sie waren eben zu dicht bei einander und mußten sich oft stören. So bekam denn der Hausvater von ihnen immer wieder die Bitte zu hören: „Herr Wichern, machen Sie, daß wir allein wohnen."

Dieser trug sich nun seinerseits damals mit einem ganz neuen Gedanken. Es schien ihm nicht unmöglich, einmal ein Haus ganz allein mit seinen Brüdern und Knaben, ohne alle Hilfe fremder Handwerker zu bauen. Lange wagte er sich mit seinem Plan nicht recht hervor. Die Besorgnis lag zu nahe, das neue Haus möchte, kaum fertig, über seinen Baumeistern wieder zusammenbrechen. Da that er eines Tages halb unwillkürlich vor einem Freund die Äußerung: „Wir möchten so ein Häuschen gern einmal ganz mit eigenen Kräften bauen, und da könnte es doch schwerlich viel mehr als 500 ℔ kosten." Erstaunt über die Kühnheit des Gedankens, erhub der Freund seine Rechte, schlug in die Wicherns ein und sprach: „Ich schenke dir dazu die 500 ℔, aber ihr müßt das Haus auch selber bauen."

Ein genauer Kostenanschlag ergab nun freilich, daß mindestens 800 ℔ erforderlich seien. Aber wieder kam unerwartete Hilfe. Der edle Senator Fritze aus Bremen erfuhr bei einem Besuch im Rauhen Haus von ungefähr den Plan, welchen die Rauhhäusler bereits als unausführbar betrachteten. Er, dem es unmöglich war, da wo er helfen konnte, unthätig zu bleiben, schenkte ohne weiteres den noch fehlenden Betrag, und nun war das Rauhe Haus im Nu in eine Kolonie eifriger Bau- und Zimmerleute verwandelt. Der Hauptarbeiter war der spätere Schwager Dr. Wicherns, Brandt, derselbe, welcher so lange im Duisburger Brüderhause thätig gewesen ist. Zur nicht geringen Verwunderung der gesammten Nachbarschaft und trotz des von Brotneid wohl nicht ganz frei zu sprechenden bedenklichen Achselzuckens aller umwohnenden Fachmänner vom Hammer und von der Kelle, erlebte Brandts Unermüdlichkeit den Triumph, daß binnen weniger als 5 Monaten ein neues Haus fix und fertig in der vorher so sumpfigen Nordostecke des Rauhhäusler Gartens stand.

Eine ungewöhnlich große Zahl von Fremden folgte der Einladung zur Einweihung, welche auf den 3. Oktober fiel. Es war mit ihr ein Arbeitsfest verbunden, und die Rauhhäusler stellten ihren Gästen so manches

Produkt ihres Kunstfleißes zur Schau, am stolzesten aber ihr neues Haus, als durch ihrer Hände Arbeit und dadurch allein vollendet.

Gerade in die Zeit, wo der Bau des Bienenkorbes rüstig vorwärts schritt, traf der Besuch eines Gastes, welcher dem Rauhen Hause unvergeßlich bleiben wird. Elisabeth Fry, die begeisterte Prophetin opferfreudiger Hingabe an den Dienst unglücklicher und schwer gefallener Schwestern und Brüder, weilte (am 19. August) einige Stunden unter uns, nicht ohne zu unsern Kindern und Brüdern feurige Worte zu reden von der Verklärung zur Freiheit der Kinder Gottes durch den Geist der freien Liebe. —

Der Frühling des folgenden Jahres (1842) kam heran und verwandelte das Land umher in einen blühenden Gottesgarten. Da, in der Jahreszeit des frohesten, frischesten Lebens, zog der Tag herauf, an welchem das stolze Hamburg und mit ihm das Rauhe Haus eine Feuertaufe empfangen sollte, dergleichen wenige Städte erlebt haben. Himmelfahrt war der Schreckenstag. Die zitternden Bewohner des Rauhen Hauses sahen St. Nikolaus und nach ihm St. Peter in Asche sinken. Hamburg war ein Flammenmeer. Ein Strom von Unglücklichen ergoß sich aus der geängsteten Stadt über die umliegenden Ortschaften, auch über Horn und das Rauhe Haus. Unser Betsaal war eine Herberge, gefüllt von Obdachlosen. Männer, Frauen, Kinder, Verlassene, Suchende, sich Findende weinten darin Thränen der Angst und der Freude.

Der erste Schrecken ging schnell vorüber. Aber nun ergaben sich die ernstesten Sorgen für den Bestand des Hauswesens. Alle Kräfte der Hilfe waren durch die vom Brand heimgesuchten Unglücklichen in Anspruch genommen. Es schien unbillig, jetzt für das Rauhe Haus Teilnahme zu erwarten. Andrerseits vervielfältigte sich die Zahl der für ihre Kinder um Hilfe und Aufnahme bittenden Eltern, besonders als der Winter nahte. In ganz kurzer Zeit wurden 24 Kinder angemeldet. Und Raum war auch nicht für ein einziges. Es war klar: sollte und wollte das Rauhe Haus hier helfen, so blieb nichts andres übrig, als abermals ein neues Haus zu bauen.

Eben dies wurde beschlossen.

Und siehe, die bloße öffentliche Anzeige, das Rauhe Haus brauche zum Bau eines neuen Hauses 2500 ℔, hatte zur Folge, daß binnen 6 Tagen der Bedarf durch freiwillig eingesandte Beiträge mehr als gedeckt war. Es war nötig, öffentlich zu bitten, nicht mehr zu

geben. Leider verhinderte das Wetter, den Bau noch vor Winter unter Dach zu bringen. Aber am 25. Juni des folgenden Jahres (1843) fand die Einweihung statt. Das neue Haus war an die östliche Seite des Betsaals angebaut. Es erinnerte durch diese seine Lage an die Worte unsres Hauspsalms (84): „Der Vogel hat ein Haus gefunden und die Schwalbe ihr Nest, nämlich deine Altäre, Herr Zebaoth, mein König und mein Gott.“ Davon empfing es den Namen „Schwalbennester“. Die Schwälbchen, welche sich darin anbauten, waren 2 Mädchenfamilien, die ihre bisherige Wohnung, das „alte Haus“ nun für neu aufzunehmende Knaben räumten.

Die Schwalbennester (1843).

Im nächsten Jahre (1844) ist kein Neubau zu verzeichnen. Dafür aber brachte das Jahr 1845 die Einweihung von sogar 3 neuen Gebäuden. Die Familie, welche oben im Schweizerhaus zurückgeblieben war, sehnte sich, ihr eignes Haus zu bekommen, und in der That war es behufs verschiedener nützlicher Einrichtungen wünschenswert, ihre Räume verfügbar zu machen. Wie gern hätten sich die wackern Brüder und Knaben gleich denen im Bienenkorb ihre neue Wohnstätte selbst gebaut und gezimmert, wenn es nur nicht an dem leider auch so noch nötigen Geld gefehlt hätte! Da begeisterte sich eine teure Freundin unsres Hauses bei einem Besuche in der Anstalt so für unsere Methode, Häuser zu bauen, daß sie am Tag nach ihrer Anwesenheit durch ihren Vater schreiben ließ: sie schicke den Rauhhäuslern 1250 ℔, damit sie ihre Baukunst noch einmal versuchen könnten.

Das war eine Freude durch das ganze Haus! Und die Freude hielt nach und verdoppelte die Kräfte zur Arbeit. In demselben Jahre hatte das reiche Vermächtnis eines menschenfreundlichen Gebers das Rauhe Haus in den Stand gesetzt, das schöne Feldstück westlich vom Teich käuflich zu erwerben. Dort, dicht am Ufer, dem Kirchlein gegenüber unter den schwarzen Tannen und den knorrigen Eichen, dort und nirgends anders mußte das neue Häuslein stehen und „Fischerhütte" mußte es heißen.

Die alte Fischerhütte (1845).

Im Frühjahr und Sommer ward frisch für den Bau gearbeitet. Gleichzeitig waren aber noch zwei andere Gebäude, ein Haus zur Besorgung der Wäsche und eins zum Betrieb der Landwirtschaft notwendig geworden. Auch hierfür fanden sich die nötigen Kapitalien, und diese beiden Bauten wurden von zünftigen Handwerksleuten aufgeführt, mit welchen die unzünftigen, nämlich die Rauhhäusler, beim Baue ihrer Fischerhütte unerschrocken wetteiferten. Alle drei Gebäude wurden am 12. Oktober eingeweiht. Es fehlte dabei nicht an Festfreude, wie denn der frische, schöne Herbstnachmittag viele Festgäste herbeigelockt hatte. Besondere Erwähnung verdient der Festzug, welcher sich vom Felde nach dem landwirtschaftlichen Gebäude hinbewegte. In demselben zogen nämlich nicht nur unser Vogt und unsre frischen Knaben und Mädchen einher, sondern auch die an diesem Feste ja besonders interessierten Vierfüßler: Kühe, Ziegen und Esel. Daß diese Tiere für den Ernst der Situation nur wenig Verständnis be-

wiesen, darf allerdings nicht verschwiegen werden. Aber es war für unsre mutigen Knaben eine wahre Lust, das links und rechts austretende Hornvieh zu bändigen, den Mutwillen der Ziegen zu zügeln und dem einjährigen Eselsfüllen, trotz seiner drolligen Halsstarrigkeit Vernunft beizubringen.

Das Stallgebäude (1845).

So war unsre „Kinderanstalt" schon lange im fröhlichsten Wachstum und Gedeihen begriffen, bevor man an das „Pensionat" dachte, welches jetzt einen so wichtigen Bestandteil des Ganzen ausmacht.

Als sich jedoch die Anfragen mehrten, ob nicht auch solche Knaben, welche Unterricht in fremden Sprachen und in den übrigen Lehrfächern der höheren Unterrichtsanstalten genießen sollten, Aufnahme finden könnten, wurde das Bedürfnis einer Erweiterung der Anstalt in dieser Richtung immer lebhafter empfunden. Es lag im Wesen des Rauhen Hauses, seine Pforte auch solchen Knaben nicht auf die Dauer zu verschließen. Gleichwohl hatten im Laufe von wenig Jahren an 200 Eltern aus den gebildeten Ständen vergebens für ihre Kinder um Aufnahme gebeten.

Erst in den Jahren 1849 und 50 trafen mancherlei Umstände zusammen, um auch diese Angelegenheit zu fördern.

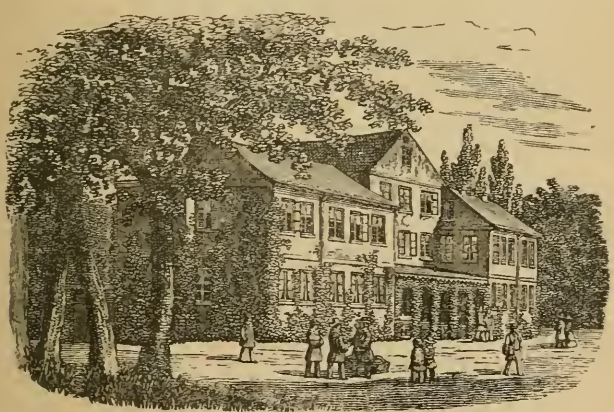
Die Zeitverhältnisse stellten an die pädagogische Bildung der Brüder erhöhte Forderungen, und so wurden für den Brüderunterricht neue Lokalitäten nötig. Die Kinderanstalt konnte sich nicht länger mit den vorhandenen Krankenstuben behelfen. Die Landwirtschaft sah sich ver-

geblich nach Kellern um, welche geräumig genug gewesen wären, ihre Feldfrüchte für den Winter unterzubringen.

So verschiedenartige Bedürfnisse vereinigten sich, um gebieterisch die Aufführung eines neuen Gebäudes zu fordern, in welchem — dieser Gedanke mußte sich nun ganz von selbst aufdrängen — auch für ein zu errichtendes „Pensionat" Raum geschaffen werden konnte. Da namentlich der Gedanke des Pensionats bei vielen Freunden überall in Deutschland die wärmste Teilnahme fand, so gelang es bald, die für den Bau erforderliche Summe von 12000 ℳ aufzubringen.

Am 12. April 1851 (es war der 2. Ostertag) ward der Grundstein des „Weinbergs" gelegt und am 27. August bestieg der Zimmermann das fertige Gerüst, um den versammelten Hausgenossen die Kranzrede zu halten; die so schön war, daß wir einiges davon hören müssen.

Der wackere Geselle erzählt, wie er sich vor Jahren voll frischer Burschenlust aufgemacht und das liebe Vaterland die Kreuz und Quer durchwandert habe. Wohl fand er draußen Gottes Welt gar schön, fand Arbeit genug, fand auch viel Kameraden. Aber gerade unter all den lustigen Gefährten ward sein Herz nicht froher, sondern traurig und immer trauriger.



Der Weinberg (1851).

Wenn sie da tranken und sangen
Faßt ihn ein heiß Verlangen.
Wollt' gern auf einer Herberg sein,
Wo's was Bessers giebt, als Branntewein,
Wollte gern zimmern, was bleibt und hält.
Und bauen, was nicht zusammenfällt.

Als ich, so hören wir den Zimmergesellen weiter erzählen, nun eines Abends sehnsuchtsvoll und bekümmert da saß:

Da öffnet sich die Stubenthür
Und ein fremder Mann trat her zu mir
Er sprach: Grüß Gott!
Und ich sagte: Grüß Gott!
Er fragt': was für ein Handwerksmann?
Ich sagt': Ich bin ein Zimmermann.
Drauf er: Ei, sei mir hochgegrüßt,
Wenn du ein rechter Zimmermann bist.
Ich bin auch einer —
Und bin doch keiner.

Ich sprach: Was?
Wie meinst du das?
Er sprach: Ich zimmre was bleibt und hält
Und baue, was nicht zusammenfällt!
O! sprach ich, das ist ja all mein Sehnen!
Willst du mich nicht in Arbeit nehmen?

Er sah mich an so mild und licht
Mit seinem lieben Angesicht.
Es war umwallt von langem Haar,
Weiß nicht, ob's froh, ob's traurig war.
An seinem Haupte vornen
Waren Spuren wie von Dornen
In seinen Augen glänzt' ein Schein,
Als müßten sie Brunnen der Liebe sein,
Und vor dem Himmelsblick, dem süßen,
Fiel ich ihm zu Füßen:
O nimm mich an, — ich bin zu schlecht
Zu deinem Kind, — zu deinem Knecht!

Da hat er mich bei der Hand gefaßt,
Mein Herz brach vor der Freude Last;
Er redete sein Gotteswort
Und führt' mich fort, immer fort,
Trug selber meine Bürde,
Daß ich nicht müde würde, —
Bis wir durch Sturm und Wind
Hierher gekommen sind.
Er sprach:
Hier diese Stelle
Ist in Zion eine arme Zelle,
In der Liebe Meer eine kleine Welle.
Ein grüner Halm in Gottes Saat,
Ein Stein in meiner Gottesstadt.

Er wies mir Turm und Hütten,
Die „grüne Tanne“ in der Mitten;
Des Betsaals Glocke klang und klang,
Und hell erscholl Choralgesang. —
Er schaut' sich um und schaut' mich an,
Und sprach: Hier ist ein Kanaan.
Hier unter Maures Eichen
Thu' ich Wunder und Zeichen,
Daß aus Thränen Rosen sprießen
Und in Wüsten Quellen fließen,
Und die tote Welt inwendig
Aufersteh' lebendig.

Darum an die Arbeit schnell,
Lieber Zimmermannsgesell!
Bau du mir schmuck und kraus
Ein Schulmeisterhaus, —
Hütten, drin die Liebe wohnet,
Hütten, drauf mein Kreuze thronet.
Den Grundstein leg ich
Für immer und ewig.
Drauf hat der Mann die Steine bereitet
Und hat das Werk zu Ende geleitet.
Nicht Mauer- und nicht Zimmermann,
Er hat das alles selbst gethan.

Am 9. April 1852 war der Weinberg fertig und konnte seiner Bestimmung übergeben werden. Er liegt in der Nordwestecke unseres Grundstückes und besteht eigentlich aus 3 Häusern, von welchen damals das mittlere für die allgemeinen ökonomischen und für die Unterrichtszwecke, die Seitengebäude aber für die Zöglinge des Pensionats und für die Agentur bestimmt waren. Herr Oldenberg entschloß sich, die besondere Leitung des Pensionats zu übernehmen und er begann seine Arbeit mit den ersten 5 Zöglingen des Pensionats ganz im stillen. Indes währte es nicht lange und die Zahl der Knaben war auf 12 gestiegen, und auf diesen Umfang war ursprünglich das Pensionat berechnet.

Schon öfter, und namentlich beim Bau des Weinbergs, war Veranlassung, der Freunde zu gedenken, welche nicht nur in Hamburg und in dessen Nähe, sondern in allen Gauen unsres großen Vaterlands die äußere und innere Entwicklung des Rauhen Hauses mit teilnehmender Aufmerksamkeit verfolgten. Daß der Herr aber auch die Herzen der Großen dieser Erde für das Liebeswerk zu erwecken anfing, zu dessen

ältesten Vertretern unser Haus gehört, dafür empfingen wir im Jahre 1853 redende Beweise. Damals war's, daß des Königs Friedrich Wilhelm IV. von Preußen und seiner hohen Gemahlin Elisabeth, sowie des Königs Max und der Königin Maria von Bayern Majestäten, desgleichen S. Königl. Hoheit Großherzog Friedrich Franz von Mecklenburg-Schwerin sich huldvollst im Rauhen Hause begrüßen ließen. Lange noch sprachen die Hausgenossen von diesem „Königsjahre".

Ein anderer fürstlicher Besuch ist deshalb noch besonders denkwürdig, weil wir ihm die Entstehung eines neuen Hauses verdanken.

Neun Jahre waren verflossen, seit für die Kinderanstalt das letzte Haus gebaut worden und so mußte es nachgerade für Kinder und Brüder an Raum gebrechen. Hie und da wohnten nicht weniger als 16 Knaben beisammen. Daher der Wunsch, ein neues Häuschen zu besitzen, wohin die überzähligen Kinder und Brüder übersiedeln könnten.

Da kam am 6. September 1852 ein fremder Herr und wollte die Anstalt sehen. Der Hausvater erkannte bald in ihm einen von denen, welche die Unbekannten und doch Bekannten heißen. Denn es war S. Durchlaucht, der Fürst von Schönburg-Waldenburg, ein Wohlthäter, dessen Gedächtnis wahrlich nicht nur in dem Standbild lebt, welches ihm seine dankbare sächsische Heimat vor kurzem zu Waldenburg errichtet hat. Gar aufmerksam ließ er sich von allem, was den Rauhhäuslern wichtig war, Bericht erstatten. Und wenige Wochen, nachdem er wieder Abschied genommen, kam ein Brief von ihm an, des Inhalts:

Er habe von der Hausgenossen Wunsch, eine neue Wohnung für Knaben und Brüder zu besitzen, vernommen und sende zu dem Zwecke 1600 ℳ, doch unter der Bedingung, daß am Bau, so wie früher beim Bienenkorb und der Fischerhütte möglichst alles durch der Brüder und der Knaben eigne Arbeit zu stande kommen müsse.

Nichts konnte den Rauhhäuslern willkommener sein als diese Gabe gerade unter dieser Bedingung. Im Weinberg wurde von den Pensionären schon den ganzen Winter über aufs fleißigste gearbeitet an allerlei Hausgerät zur Ausstattung für die „Schönburg". Denn „Schönburg" war der Name, welchen das neue Häuslein dort zwischen der alten Kastanie und dem Bienenkorb mit des gütigen Stifters Erlaubnis erhalten durfte, als es nach einer ziemlich langen, an Arbeit, aber ebendeshalb auch an frischer Lust und Freude reichen Bauzeit am 12. Juli 1854 festlich eingeweiht wurde.

Die geschenkten reichen Geldmittel hatten uns zum erstenmal gestattet, ein Haus ganz aus Mauerwerk aufzuführen, und dazu waren denn freilich die zünftigen Maurerleute nicht zu entbehren gewesen. Aber alle Holzarbeiten: Ständer, Balken, Thüren, Fenster und was sonst dazu gehört, die gingen aus Bruder Ostermeiers Werkstatt hervor. Man mag daraus auf den schon damals recht erfreulichen Stand des Rauhhäusler Handgewerkes schließen. Jedenfalls bewiesen die Freunde der Anstalt, daß sie die Anstrengungen der Rauhhäusler zu würdigen wußten, auf das freundlichste durch ihr ungemein zahlreiches Erscheinen bei der Einweihungsfestlichkeit.

Die Schönburg (1854).

Diese war aber auch eine doppelte. An das Weihefest schloß sich ein Liederfest. Was unsre sangesfrohen Knaben, Mädchen und Brüder zu leisten vermochten — und wie wußte ihr Hausvater überall und immer seine Umgebung in seiner eignen Begeisterung für die edle Kunst der Töne mit hinzureißen! — das ward den Gästen geboten. Es war dabei gar nicht, als ob andern etwas hätte vorgesungen werden sollen. Niemand konnte sich enthalten, die Freude der Sänger an ihren Liedern — es waren meist hohe, heilige Lieder — mitzuempfinden. Denn diese Sänger sangen ihrem Gott und nicht den Menschen. Wohl aber sangen sie unter Menschen und mit Menschen, welche sich im Geist als Glieder der erlösten Gemeinde fühlten, die mit den Engeln Gottes in das ewige Halleluja einstimmt.

Da nun an Wohnungen durchaus kein Mangel war, so konnte das Hauswesen eine längere Reihe von Jahren seinen ruhigen Gang gehen.

Inzwischen waren allüberall Anstalten verwandten Geistes entstanden, mit welchen das Rauhe Haus durch seine entsandten Brüder, vor allem aber durch die immer umfangreicher werdende Thätigkeit seines Hausvaters in lebendige Wechselbeziehungen trat. Seitdem auf dem Wittenberger Kirchentag von 1848 Dr. Wicherns Wort den weitesten Kreisen einen nachhaltigen Anstoß für die Belebung der christlichen Liebesthätigkeit gegeben hatte, konnte auf dem Gebiet der inneren Mission kein Werk sich regen, welches der Hausvater des Rauhen Hauses nicht mit Rat und That gefördert oder doch mit liebevollem Scharfblick beobachtet hätte.

Andrerseits zog Dr. Wichern und sein Rauhes Haus absichtslos aber unvermeidlich aller Augen auf sich. So konnte es nach dem, was bereits oben von Sr. Majestät dem König Friedrich Wilhelm IV. berichtet wurde, nicht auffallen, wenn seit dem Jahre 1855 verlautete, die preußische Regierung beabsichtige an Dr. Wichern einen Ruf nach Berlin ergehen zu lassen.

Über 3 Jahre blieb die Sache ungewiß: eine Zeit langer Beunruhigung für alle Bewohner des Rauhen Hauses und vor allem eine Zeit schweren inneren Kampfes für Dr. Wichern, welcher sich durch die zartesten und zugleich unzerreißbarsten Bande an sein Rauhes Haus gebunden fühlte.

Doch die Weisheit des frommen Preußenkönigs verstand es, den seltnen Gaben, mit welchen Dr. Wichern von Gott begnadigt war, einen größeren Wirkungskreis zu eröffnen, ohne die älteren Rechte des Hauses an seinen Hausvater und ohne die Unzertrennlichkeit des Hausvaters von seinem Haus anzutasten.

Friedrich Wilhelm IV. berief unter dem 14. Januar 1857 Dr. Wichern in den evangelischen Ober-Kirchenrat und zugleich als vortragenden Rat in das Ministerium des Innern. Gleichzeitig sprach jedoch die preußische Regierung aufs entschiedenste die Absicht aus, Dr. Wichern weder von dem Rauhen Hause noch von allen übrigen Arbeiten freier christlicher Liebe trennen zu wollen. Nur sollte sein Wohnsitz künftig ein doppelter sein: Berlin im Winter, im Sommer das Rauhe Haus.

Nachdem er die Sache reiflich und vor Gott erwogen, entschloß sich Dr. Wichern in Übereinstimmung mit seinem Verwaltungsrat, nicht „Nein“ zu sagen. Konnte er doch den Seinen versichern: „Meine Stellung zum Rauhen Haus und in demselben bleibt im wesentlichen unverändert. Ich bleibe, was ich bin und war: der Vorsteher und Hausvater in unsrer großen Familie“.

Wenn ja etwas anders wurde, so war es nur dies, daß zwei treue Mitarbeiter, die Inspektoren Rhiem und Oldenberg dem Hausvater fortan gern noch opferwilliger treu zur Seite standen, als bisher.

Und so durfte Dr. Wichern dann, eben als Vater seiner Anstalt, im nächsten Jahr ein seltenes Fest feiern. Vom 12.—19. September 1858 wurde das 25jährige Jubiläum des Rauhen Hauses festlich begangen.

Die beiden Hauptfesttage waren der 12. und der 16. September.

Am 12. begrüßte ein Sonntagsmorgen leuchtend das im Festschmuck prangende Haus. Schon früh wurden die Hauseltern — sie feierten im engeren Familienkreis das auf denselben Tag fallende Wiegenfest der Hausmutter — von den Hausgenossen eingeladen, in den Betsaal zu kommen. Hier stellte sich dem überraschten Blick in sinnvoller Anordnung eine Reihe von Geschenken dar, welche zumeist für die Ausstattung und für den Schmuck des heiligen Raumes bestimmt waren, worin sie sich befanden. Wir nennen davon nur die 12 Apostel, wie sie Peter Vischers Meisterhand gebildet, Thorwalsens Christus und jene prachtvollen Teppiche, welche kunstreiche Freundinnen eigenhändig gestickt hatten.

Am Nachmittag bewiesen nahezu 3000 Festgäste, daß heute nicht nur die Hausgenossen mitfeiern wollten. Auf dem grünen Rasen, unter dem Schatten der Obstbäume — der Betsaal war ja viel zu klein — versammelte sich die Menge um den Hausvater und vernahm sein Zeugnis von den Wundern der Gnade, welche er und sein Haus nun durch ein Vierteljahrhundert erfahren hatten. Dann durchwandelten alle im Festzug die verschiedenen Teile der Anstalt, um sich endlich vor dem alten Haus im Schatten der großen Kastanie und unter den herrlichen Lindenkronen noch einmal zusammenfinden. Hier bildete die feierliche Aufnahme zweier Kinder, eines Knabens und eines Mädchens, die Krone dieses Tages. Denn es ist ja unsres Hauses Grundsatz, daß es sich durch Befolgung des köstlichen Herrenworts: „wer ein Kind aufnimmt in meinen Namen, der nimmt mich auf“ immerdar verjüngen will.

Der 2. Hauptfesttag, Donnerstag der 16. September, galt vorzüglich der Brüdersache. Fast aus allen deutschen und sogar aus mehreren außerdeutschen Staaten waren zusammen an 100 Brüder herzugekommen. Die Freigebigkeit zahlreicher Freunde hatten ihnen die Reise möglich gemacht und hier in Hamburg öffneten sich für sie gastlich viele Häuser. Der Tag war aber auch von einzigartiger Bedeutung für die Entwickelung der Brüderschaft. Sie sollte sich verdoppeln. Jener Festtag

war zugleich der Stiftungstag ihres zweiten Brüderhauses, der „Evangelischen Johannesstiftung“ zu Berlin.

Und noch ein Anderes machte diesen Tag so bedeutsam. Dr. Nitzsch und Dr. Hoffmann aus Berlin, Prälat Dr. v. Kapff aus Würtemberg und mehrere andre hohe Geistliche waren zugegen. Die Anwesenheit dieser ehrwürdigen Männer der Kirche und deren kräftiges Zeugnis durfte als ein willkommenes Zeichen der Anerkennung für die Arbeit unserer Brüder von seiten der Kirche betrachtet werden.

Solches war auch dem Hausvater vergönnt vor einer Versammlung zu verkünden, welche wieder so zahlreich war, daß sie unter Gottes freiem Himmel abgehalten werden mußte.

12 Brüder waren bestimmt, in das zu begründende Johannesstift entsandt zu werden. Ihre Leitung sollte Herr Oldenberg, der bisherige Inspektor des Pensionats übernehmen, welcher jetzt als Prediger am Zellengefängnis nach Moabit bei Berlin übersiedelte. Allen diesen stand also die Stunde des Scheidens aus dem Rauhen Haus bevor und Dr. Wichern richtete an sie Worte der Ermahnung, der Verpflichtung und des Segens für ihren neuen Beruf. Nachdem dann Herr Generalsuperintendent Dr. Hoffmann die Scheidenden im Namen des Kuratoriums der Johannesstiftung willkommen geheißen, sprach Propst Dr. Nitzsch das Schlußwort. Als Mitglied des Oberkirchenrats, welcher das kirchliche Schutz- und Oberaufsichtsrecht über die Johannesstiftung übernommen hatte, erflehte er Kraft aus der Höhe für das neu zu beginnende hochwichtige Liebeswerk. Als er mit dem Vaterunser und mit dem Segen des dreieinigen Gottes schloß, antwortete die anwesende Festgemeinde im tausendstimmigen Chore mit: „Nun danket alle Gott!“

Nachdem so viel von fröhlichem Gedeihen und frischem Leben berichtet worden, führt uns unsre Geschichte jetzt wieder an ein Sterbebett.

Wir erinnern uns, daß des Hausvaters Mutter — sie war frühzeitig Witwe geworden — mit ihrem Sohne ins alte Rauhe Haus einzog, als dies zum Rettungshaus geweiht wurde. Seitdem haben wir ihrer in diesen Blättern nicht wieder gedacht. Ihr Wirken war geräuschlos. Aber wohl dem Hause, welchem das Glück beschieden ist, solch eine „alte Mutter“ zu besitzen, wie unsere war. Die alte Mutter — so nämlich ward sie von den Kindern genannt, seitdem es eine junge Mutter gab — hatte 25 Jahre das Leben des Rauhen Hauses, mit dem sie so innig verwachsen war, still waltend mit durchlebt. Da nahte ihre Scheidestunde. Die Bürde des Alters ward immer drückender und

seit den ersten Tagen des August 1861 blieb sie an ihr Bett gefesselt Sie war vorbereitet. Gar herzlich konnte sie darum bitten, ihr einen Psalm oder Gesang vorzulesen. Und dann verklärte sich ihr müdes Antlitz. In der Nacht vom 5. zum 6. August ließ sie sich das Lied: „Meinen Jesum laß ich nicht" vorbeten. Wie drückte sie dabei ihrem Sohn so innig die Hand, mit dem Haupte winkend, zum Zeichen glaubensfreudiger Zustimmung. Dann rief sie die anwesenden Ihrigen zu sich, um ihnen „eine gute Nacht" zu wünschen. Alle küßte sie noch. Es war ihr Abschiedsgruß. Ein anscheinend erquickender Schlaf umfing sie. Aber leiser und leiser wurde ihr Atem. Sie entschlummerte, um beim Herrn zu erwachen.

An den beiden folgenden Tagen sahen alle Hausgenossen noch einmal die teure Entschlafene. Sichtbar ruhte ein Abglanz himmlischen Friedens auf ihren edlen Zügen.

Am Vorabend der Beerdigung umwand die Liebe der Kinder des Rauhen Hauses ihren Sarg mit Kränzen. So geschmückt stand er im Betsaal und die Oberhelfer ließen es sich nicht nehmen, die Nacht über abwechselnd dabei zu wachen.

Am andern Morgen versammelte sich das Haus, aber auch gar viele Freunde und Freundinnen aus Hamburg im Betsaal. Die feierliche Andacht begann mit dem Gesang: „Morgenglanz der Ewigkeit." Dann sprach der tiefbetrübte, von der Mutter so innig geliebte Sohn ein kurzes Wort. Er erinnerte an das vierte Gebot und pries dann die unerforschliche Liebe Gottes auch in ihren dunklen Wegen. Betend und hoffend stimmten hierauf die Versammelten an: „Jerusalem, du hochgebaute Stadt, wollt' Gott, ich wär in dir." Noch ergriff ein teurer, alter Freund des Rauhen Hauses, Pastor Rautenberg, das Wort. Er hatte einst segnend den ersten Schritt begleitet, welchen die Entschlafene an der Seite ihres Sohnes über die Schwelle des alten Hauses gethan. Jetzt widmete er, ein ehrwürdiger Simeon, der vorangegangenen Hanna den letzten ergreifenden Nachruf der Liebe.

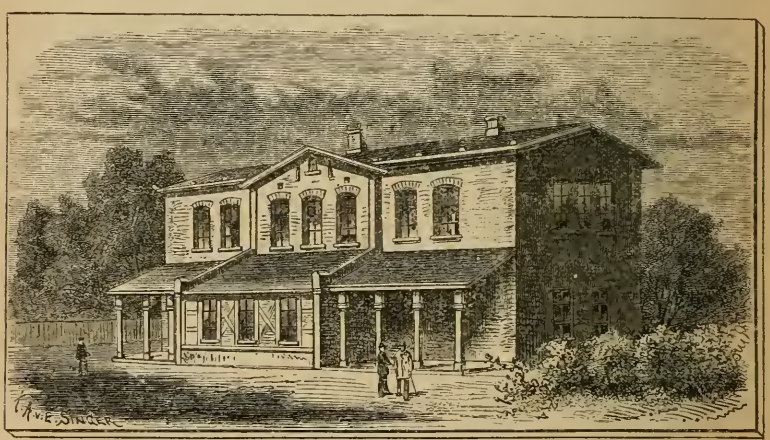
Nun traten die 16 Brüder herbei, welche die alte Mutter zu Grabe tragen sollten. Ein langer Zug geleitete die vielverehrte Heimgegangene zur letzten Ruhestätte.

Pastor Moraht sprach über dem Grab den Segen. Die Gemeinde aber stimmte zum Schluß die Bortnianskysche Doxologie, den Lobgesang der Engel an: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!"

Indem wir uns nun wieder der äußeren Geschichte der Anstalt zuwenden, zieht das Jahr 1863 unsre Aufmerksamkeit auf sich. Es brachte mit dem 30sten Jahresfest wieder eine Grundsteinlegung und zwar auf einer uns schon bekannten Baustelle. Leider war es nämlich dem Zahn der Zeit doch allmählich gelungen, das Fachwerk des von den Rauhhäuslern selbst erbauten Bienenkorbes in einen Zustand zu versetzen, der nachgerade nicht ganz ungefährlich schien. Die Rauhhäusler hatten eben nicht gebaut, als ob sie hier ewig leben wollten.

Da besuchte S. Kgl. Hoheit Großherzog Friedrich Franz von Mecklenburg-Schwerin abermals unsre Anstalt. Der hohe Herr hatte kaum von den Wünschen Kenntnis genommen, zu welchen der Zustand des Bienenkorbes Anlaß gab, als er ungebeten versprach, ein neues Familienhaus an der Stelle des alten zu stiften. Er fügte großmütig hinzu, nichts solle gespart, sondern alles so eingerichtet werden, wie es dem Zweck der Erziehung nach Maßgabe der bisherigen Erfahrungen am besten entspreche.

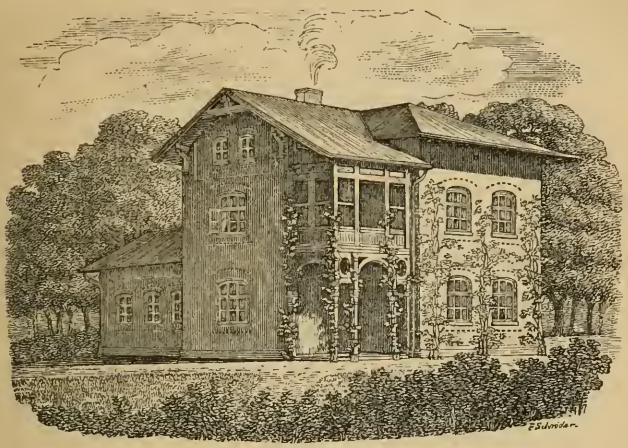
Am 31. Juli 1864 wurde der neue Bienenkorb eingeweiht. Mit Stolz und mit Dankbarkeit pflegen wir ihn den die Anstalt besuchenden



Der Bienenkorb (1864 renov. 1877).

Fremden als das bleibende Denkmal zu bezeichnen, welches sich die vielbewährte Großmut des edlen, nun in Gott ruhenden Fürsten unter uns gestiftet. Denn unser Großherzog hat auch später nochmals zu einem weiterem Umbau, welcher dem Bienenkorb seine jetzige obige Gestalt gab, die Mittel gespendet.

Für einen Zweig unsrer Anstalt, welchen wir bisher nur vorübergehend erwähnten, welcher sich aber inzwischen recht erfreulich ausgebildet hatte, war das Jahr 1867 bedeutungsvoll. Damals wurden wieder 2 neue Häuser eingeweiht, und von diesen war das eine unsre Agentur.



Die Buchhandlung (Agentur).

Die Agentur oder Buchhandlung des Rauhen Hauses ist ungefähr gleichzeitig mit unsrer Druckerei im Anfang der 40er Jahre entstanden. 1842 stellte eine alte hölzerne Presse, welche wir zum Geschenk erhielten, den ersten Druck her, und 1844 fand die Druckerei in den unteren Räumen des Schweizerhauses Aufnahme, wo sie noch jetzt, nun freilich mit 2 neuen Schnellpressen und einer Gaskraftmaschine arbeitet. Die Agentur erhielt, wie bereits erwähnt, erst 1852 im Weinberg einigermaßen würdige Räume. Doch auch hier konnte sie jetzt nicht mehr bleiben. Im Weinberg vollzog sich eine Wandlung. Das Pensionat hatte sich aufs schönste entfaltet. Es sollte statt 12 jetzt 24 Knaben beherbergen. Da mußte die Buchhandlung weichen. Und sie hatte ihrerseits ein gutes Recht, ein eignes, geräumiges Haus zu beanspruchen. Leistete sie doch der gesamten inneren Mission, sofern diese nicht ohne litterarische Thätigkeit bestehen kann, die wichtigsten Dienste. Darum wurde nun das schöne Gebäude an der Südseite des Gartens westlich vom Schweizerhaus lediglich für ihre Zwecke aufgeführt. Sie konnte dort um so leichter mit der Druckerei gute Nachbarschaft halten. Am 34sten Jahresfest des Hauses hatten die Festgäste Gelegenheit, die neue „Agentur" im Augenschein zu nehmen.

Doch an dem obengenannten Festtage stand noch ein zweites Haus zur Einweihung bereit, nämlich das hohe Gebäude hinter der grünen Tanne, den Schwalbennestern gegenüber. Die zahlreich versammelten Fremden, oder vielmehr Freunde, wurden von dem Chor unter Gesang vor dasselbe hingeführt. Dort stand Schwester Ida, umringt von 12 Mädchen, kleinen und großen. Ihr, der zukünftigen Leiterin der neuen Familie, überreichte der Hausvater die Hausbibel, welche bei uns unter keinem Dache fehlen darf. Dann führte er sie und ihre Kinder in die neue Wohnung ein. Die Mädchen betrachteten ihr neues Heim, um sich hierauf noch einmal draußen um den Hausvater zu sammeln. „Ihr lieben Mädchen", das etwa waren die Worte, welche dieser jetzt an sie richtete, „ihr sollt euch im neuen Haus als neue Gotteskinder beweisen: nett und reinlich, sanftmütig, still und schüchtern, dabei lebensfroh, innig, sinnig, flink, gewandt, mit einem Sinn, der aufwärts fliegt, vor allem aber treu und arglos. Wie kann man wohl das alles mit einem Namen nennen?" „„Das ist eine Taube!"" rief ein kleines Mädchen. Da nahm der Hausvater ein Körbchen und überreichte es der Schwester. Diese öffnete es, und heraus flog — eine Taube, welche sich im Nu emporschwang und auf dem Giebel des Hauses niederließ. Vorzüglich den Bedürfnissen der zahlreicher gewordenen Mädchen dienend, sollte das neue Haus „die Taube" heißen, um durch diesen Namen schon seine Bewohnerinnen zu mahnen, sich rechter Taubenart zu befleißigen. Seine unteren Räume erfüllten als Anstaltsküche eine wichtige wirtschaftliche Bestimmung.

Wer mochte in so friedlich stillem Familienleben ahnen, daß binnen kurzem ein Kriegssturm die Welt durchbrausen würde, vor welchem unser Rauhes Haus mit dem ganzen Vaterland im Innersten erzittern sollte? Der Wetterstrahl vom 17. Juli 1870 durchzuckte unsere Gemeinschaft, welche ja an allem, was das Vaterland bewegte, patriotisch Anteil nahm, um so heftiger, weil gar viele nähere und fernere Angehörige des Hauses den Fahnen folgen mußten. Wenig Hausandachten sind in unsrem Betsaal gehalten worden, welche sich mit jener Abendstunde vergleichen ließen, wo der Hausvater die zu den Waffen einberufenen Hausgenossen zum Abschied betend dem Schutz und Schirm des Herrn der Heerscharen befahl. Zwei von den eignen Söhnen Dr. Wicherns waren unter den Scheidenden. Und noch eine andere Abendstunde aus jenen Tagen können wir nicht vergessen. S. Kgl. Hoheit der Großherzog von Mecklenburg besuchte unser Haus, wie vorher schon öfter, am Abend

vor dem Ausmarsch seiner Division. Mit ihm kamen seine Frau Gemahlin und Prinzessin Tochter, sowie S. Hoheit der Herzog von Sachsen-Altenburg. Unter unsern Eichen begrüßte der Hauschor die fürstlichen Gäste mit der „Wacht am Rhein". Die hohen Herrschaften nahmen dann an der Abendandacht teil, um tags darauf fort in den Krieg zu ziehen.

Doch das Rauhe Haus sandte nicht nur Krieger in das Feld, es that sein Bestes, um eine zum Samariterdienst gerüstete Felddiakonie ins Leben zu rufen. Schon im Jahre 1864 war Dr. Wichern und eine Anzahl Brüder persönlich mit ins Feld gerückt. 1866 hatte das Werk bereits einen größeren Umfang gewonnen. 1870 war außer unsern Brüdern ein weiterer Kreis Freiwilliger beteiligt, und die Zahl der Felddiakonen betrug etwa 300.

Es ist selbstverständlich, daß die Daheimbleibenden nun doppelt und dreifach Ursache hatten, die Ereignisse jener großen Zeit mit der höchsten Spannung, aber auch mit der innigsten Fürbitte zu verfolgen. Sie hörten nicht auf, in den täglichen Andachten für unser ganzes Volk, für seine hohen Häupter, für seine tapferen Heere und für die ins Feld gezogenen Hausgenossen zu beten. Daneben trug man Sorge, daß alle, auch die Kinder, das Wichtigste vom Kriegsschauplatz täglich erfuhren. Die Briefe, Feldpostkarten, Grüße und Berichte der im Feindesland stehenden Unseren erhielten dafür ununterbrochen das lebendigste, persönlichste Interesse wach.

Freilich kam uns vom Kriegsschauplatz auch manche tiefschmerzliche Kunde. Angehörige des Rauhen Hauses haben bei Wörth, Metz, Vionville und in verschiedenen andren Schlachten mitgefochten. Ihrer 4 haben auch mitgeblutet und sind mitgefallen. Eine in dem Betsaal gestiftete Tafel bewahrt ihre Namen, wie sie auch hier eine Stätte finden mögen:

Robert Ritthausen † 16. August 1870 bei Vionville.
Hans Fay v. Boehn † 18. August 1870 bei Gravelotte.
Divisionspfarrer Schwabe † 18. Okt. 1870 bei Chateaudun.
Louis Guido Egmont Wichern, verwundet am 7. Dez. 1870 bei Meung, † 3. Januar 1871 zu Orleans.

Die beiden auf dieser Tafel zuletztgenannten Namen waren, wie hier im Tod, so schon im Leben engverbunden. Prediger Schwabe war, als er noch im Rauhen Hause weilte, Louis Wicherns Lehrer gewesen; beide waren seitdem Freunde geblieben; beide fielen unweit Orleans.

Am 7. Dezember 1870 traf — es war in einem Weinberg bei Meung, — Louis Wichern die tödliche Kugel. Mit einem Dankgebet für alle Gnade und Wohlthat, welche ihm der Herr bis zu dieser Stunde sein lebenlang erwiesen, mit Dank insonderheit dafür, daß er jetzt gewürdigt sei, fürs Vaterland zu leiden, sank der Getroffene nieder. Und das Leiden war schwer. Aber niemand hat eine Klage aus dem Mund des Jünglings gehört. Er kannte und brauchte den rechten Balsam, der auch einen Schmerz, wie seinen lindert. Am 3. Januar ist er sanft und still entschlafen. Auf dem Kirchhof St. Vincent bei Orleans steht ein Kreuz mit der Inschrift: „Christus ist mein Leben und Sterben mein Gewinn." Dort ist Louis Wicherns Grab.

Der Krieg war zu Ende. Zwei Jahre hatten wir uns des Friedens erfreut. Da rüstete das Rauhe Haus (Juli 1873) sich wieder zu einer seltnen Feier. Der vierte große Brüdertag wurde vorbereitet, welcher, mit der Grundsteinlegung eines zu bauenden und mit der Einweihung eines fertigen Anstaltsgebäudes verbunden, außerdem aber schon an sich selbst hochbedeutsam, eine eingehendere Schilderung verdient.

Seit Wochen hatte in der ganzen Anstalt, in der Schreibstube wie in der Küche, im Garten wie in den Häusern eine emsige Geschäftigkeit gewaltet. In Scharen eilten aus dem Norden und aus dem Süden des Vaterlandes, ja aus Serbien, England und Rußland auf allen Eisenbahnen Brüder herbei und das Rauhe Haus bereitete ihnen die Herberge mit all der sorgenden, erfinderischen Liebe, welche dem aus der Ferne heimkehrenden Sohn schon die kurze Einkehr im Elternhaus so unvergleichlich teuer macht.

Andauernde Regengüsse hatten diese Vorbereitungen sehr erschwert. Aber am Vorabend des ersten Festtags begann das Gewölk sich zu lichten und der Morgen des 22sten Juli schimmerte über dem Rauhen Hause in goldner Herrlichkeit.

121 Brüder waren aus der Ferne erschienen. Ein Teil davon hatte bei lieben Freunden in der Nachbarschaft Nachtquartier gefunden. Jetzt trafen sich früh 7 Uhr alle im Rauhen Hause selbst. Das war ein Wiedersehen und ein Wiederfinden! Viele, die sich nur dem Namen nach kannten, begrüßten sich zum erstenmal von Angesicht zu Angesicht. Viele, die seit einer Reihe inhaltsschwerer Jahre getrennt gewesen, lagen einander, nicht selten mit Thränen der Freude, in den Armen.

Um 8 Uhr läutete die Glocke zum Betsaal.

Diese Stätte hat für den ehemaligen Bewohner unsres Hauses eine einzigartige feierliche Weihe. Alles atmet Erinnerung heiliger Stunden: Erinnerung an Stunden gemeinsamen Gebets, gemeinsamer Stärkung aus Gottes Wort, gemeinsamer Erquickung aus dem Borne „unsrer Lieder". Hier standen die Särge unsrer Lieben, bevor wir sie zur Ruhestätte trugen. Hier bewahrt eine schlichte Tafel das Gedächtnis unsrer „alten Mutter". Hier nennt die Kriegertafel die Namen unserer im Kampf fürs Vaterland gefallenen Hausgenossen. Hier wissen die 12 Apostel und noch manch anderer heiligem Gebrauch geweihter Gegenstand von jenem fünfundzwanzigjährigen Jubel- und Ehrentag des Hauses zu erzählen.

Hier war es nun auch, wo unsre Brüder damals ihren „lieben Herrn Wichern" wiedersahen. Er war nicht mehr so jung wie einst. Aber derselbe Feuergeist, dieselbe Kraft und Freudigkeit, wie früher, sprach aus ihm, als er an seine „Brüder" das herzlichste Wort der Begrüßung richtete.

Eine Stunde später begannen im Betsaal, wo sich die Brüderschaft von neuem, und zwar jetzt sie allein, versammelt hatte, die Verhandlungen, welche auf der Tagesordnung standen. Es erschien geboten, die „Ordnungen der Brüderschaft des Rauhen Hauses", wie sie i. J. 1858 zum erstenmal schriftlich verfaßt worden waren, neu zu formulieren.

Ihre Grundgedanken waren ja von Anfang an klar und sie bleiben heute noch völlig unantastbar. Allein es war unvermeidlich, gewissen Zeitfragen gegenüber Stellung zu nehmen. Daß die Brüderschaft keine andre Stellung zu den Staatsgesetzen kenne, als die christlicher Unterthanen und somit christlichen Gehorsams, daß sie sich von den katholischen Orden tief im Innersten geschieden und verschieden wisse, daß ihre Ordnung kein toter Mechanismus sei, sondern ein vom Geist evangelischer Freiheit beseelter Organismus, diese im R. H. von jeher selbstverständlichen Grundsätze, waren jetzt womöglich so zu formulieren, daß künftig jedes Mißverständnis ausgeschlossen blieb.

Nachdem die vom Vorstand entworfene revidierte Ordnung rückhaltlos diskutiert und namentlich dem Votum der auswärtigen Brüder unterworfen worden war, ergab sich das erfreuliche Resultat der allgemeinsten Übereinstimmung. Die vorgeschlagene neue Fassung entsprach ganz dem, was schon längst der Wunsch zahlreicher Brüder gewesen war.

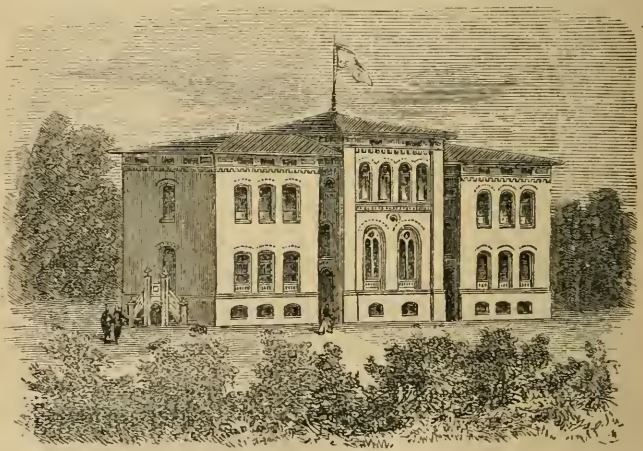
Der ganze Verlauf dieser Verhandlungen bewies aufs deutlichste, mit welch vollem, freudigen Vertrauen die Herzen aller Brüder fort

und fort ihrem „Herrn Wichern“ entgegen schlugen. Übrigens stand damals zuerst der jetzige Vorsteher der Anstalt seinem Vater als Mitvorsteher zur Seite.

Doch es war Mittagszeit. Das Trockenhaus mit dem Platz davor hatte sich in einen großen Speisesaal verwandelt. Drinnen nahm die Schar der Brüder, der Hausvater mit den Seinen in ihrer Mitte, Platz. Draußen tafelten die übrigen Hausgenossen, am fröhlichsten die Kinder. Das erste Lebehoch brachte der Hausvater dem Kaiser Wilhelm und dem Vaterlande. Ein Lied, ein Toast folgte dem anderen, bis das Danklied angestimmt und die Tafel aufgehoben wurde.

Nach dem Mittagsmahl machten die Brüder nur eine kurze Pause. Sie vereinigten sich bald wieder zu ernster Arbeit. Diejenigen unter ihnen, welche in gleichartigem Berufe standen, fanden sich zusammen. Die Hausväter von Rettungsanstalten, die von Armenhäusern, Krankenhäusern und Herbergen zur Heimat, die Stadtmissionare, die Strafanstaltsbeamten, die Lehrer, die Kandidaten und Geistlichen hielten gesonderte Konferenzen, welche sich in mannigfaltiger Weise anregend und fruchtbar erwiesen und zum Teil am folgenden Tage fortgesetzt wurden.

Noch saß man beim Kaffee, als sich der Garten mit auswärtigen Gästen füllte. Ein weiterer Kreis sollte bei den nun folgenden Festlichkeiten zugegen sein. Auf das Zeichen der Glocke versammelte sich



Das Schulhaus (1873).

alles an einer Baustelle, welche zur Grundsteinlegung vorbereitet war. An der Südseite des Gartens, nicht weit westlich vom alten Hause

zeigten sich die ersten Linien zu einem Neubau, dessen das Rauhe Haus lange geharrt, und der nun endlich zur Ausführung kommen sollte. Die Rauhhäusler Armee, bestehend aus den Knaben und Hausbrüdern, marschierte mit fliegenden Fahnen, Trommler und Pfeifer an der Spitze, in Parade auf. Choralgesang ertönte. Dann hielt Dr. Wichern die Weiherede.

Wohl konnte er mit Recht auf die große Wichtigkeit des „Schulhauses", denn von diesem ist hier die Rede, hinweisen. Niemals ist im R. H. die Bedeutung eines geordneten, nach dem Muster der besten öffentlichen Schulen eingerichteten Unterrichts unterschätzt worden. Gegenwärtig erhalten unsre ca. 40 Brüder in 2 Klassen Seminarunterricht. Den etwa 130 Zöglingen der Kinderanstalt wird in 4 Klassen wesentlich derselbe Unterricht erteilt, wie in der öffentlichen Volksschule. Die (etwa 70) Knaben des Pensionats zerfallen in eine Gymnasial- und in eine Realabteilung und haben in den entsprechenden Klassen Unterricht bis hinauf nach Obersekunda (inkl.). — So können wir uns augenblicklich kaum in eine Zeit zurückdenken, wo unser gegenwärtiges, umfangreiches Schulhaus noch nicht vorhanden war. Und doch ward dessen Grundstein eben erst an jenem 22. Juli 1873 feierlich unter Dr. Wicherns Leitung gelegt.

Doch wir sind mit der Geschichte dieses inhaltreichen Tages noch nicht zu Ende. Vom Baugrunde des Schulhauses wandte sich die Festgemeinde zu einem schmucken neuen Häuslein, welches wenige Schritte weiter nach Westen dicht bei dem Schweizerhaus darauf wartete, eingeweiht zu werden. Es stand auf der Stelle der alten Buchbinderei. Aber diese längst baufällige Hütte war abgetragen worden und Herr Santelmann, der langjährige, wohlverdiente Buchbindermeister, war mit seiner Werkstatt in den oberen Stock des Schweizerhauses hinaufgezogen.

Dr. Wichern ergriff nun vor dem neuen Haus noch einmal das Wort. Er erzählte, das R. H. sei jetzt so voll von Kindern, wie noch nie. Während in früheren Jahren durchschnittlich immer 120 Kinder angemeldet worden seien, sei diese Zahl fast schon jetzt erreicht, obwohl das laufende Jahr erst halb vorüber war. Das neue, noch namenlose Haus sei ein Anfang, um mehr Raum zu schaffen. Wie aber soll es heißen? Da wies Dr. Wichern auf die vor ihm stehende, das neue Haus beschattende Linde hin, welche er vor 30 Jahren selbst gepflanzt und nicht ohne Mühe vor der Gefahr der Verkümmerung gerettet habe. Sie solle dem Haus den Namen „Linde" geben. Und kaum war das Wort gesprochen, als aus den Blüten der Linde ein Lied erklang:

Am Brunnen vor dem Thore
Da steht ein Lindenbaum;
Ich träumt' in seinem Schatten
So manchen süßen Traum —
Ich schnitt in seine Rinde so manches liebe Wort,
Es zog in Freud' und Leide zu ihm mich immerfort.

Aller Augen schauten in die Krone des Lindenbaums nach den Rauhhäusler Sängern, und manches Auge wurde feucht. Dr. Wichern aber und seine Frau nebst Freunden geleiteten die ersten Bewohner in die „Linde".

Erst spät erlosch der festliche Glanz des Tages mit den letzten Lichtern eines Fackelzuges.

Der folgende zweite Festtag brachte zuerst die abschließende Fortsetzung der gestern in der Hauptsache bereits vollendeten Verhandlungen. Dann gaben einige Brüder, deren Arbeitsgebiet besonderes Interesse bot, Mitteilungen über ihre Thätigkeit. — Am Abend wurde wieder unter zahlreicher Beteiligung von Freunden aus der Nachbarschaft die feierliche Entlassung von 5 Brüdern in auswärtige Stellungen durch Dr. Wichern vollzogen.

Die Entlassungsfeierlichkeit fand an der Westseite unsres Grundstückes im „Gehölz" unter freiem Himmel statt. Denn dort, wo sich die herrlichsten Buchen und Eichen in und über einer Einsenkung des Bodens erheben, hat die Hand des Schöpfers gleichsam einen natürlichen Dom erbaut, dessen Säulenwerk die schlankgewachsenen Baumstämme, dessen Gewölbe die lichtgrünen Baumkronen bilden, und der seine eigentliche Bestimmung erst zu erfüllen scheint, wenn er zum Tempel einer Festversammlung wird. — Doch wäre der unvergleichliche Raum wohl noch lange ungenützt geblieben, hätten nicht unsere wackeren Pensionäre damals seinen früher sumpfigen und ganz unzugänglichen Grund geebnet und trocken gelegt.

Der dritte und letzte Feiertag (24. Juli) war ganz dem traulichen und brüderlichen Zusammensein der großen Rauhhäusler Familie gewidmet, welche sich, wie sie dies alljährlich zu thun pflegt, zu dem großen Reinbecker Spaziergang vereinigte. Im kühlen Schatten und auf den duftigen Wiesen des Sachsenwaldes bei Reinbeck feierte auch damals die große Hausgemeinde in heiterer, durch jubelndes Spiel, frohe Lieder und traulich-ernstes Gespräch gewürzter Geselligkeit, den erquickenden Abschluß ihres schönen Familienfestes.

Wieder ein Familienfest und zwar ein einzigartiges brachte der 7. September des folgenden Jahres, der Tag, an welchem der jetzige Vorsteher die vom Hause lang ersehnte junge Hausmutter heimführte in das Rauhe Haus. Kaum hatte die alte Mutter das junge Paar mit ihrem Segensgruße in das Vaterhaus geleitet, wo es die nächsten Angehörigen empfingen, da zog auch schon die ganze große Anstaltsfamilie heran, und alle Fahnen und Tücher wehten grüßend, als mit den Worten und Tönen, welche der Dichter des Rauhen Hauses und seine Sangesmeisterin dem ersten Gedanken aller Hausgenossen geliehen hatten, es den Einziehenden entgegenklang:

Seid tausendmal willkommen
Im lieben Rauhen Haus:

Doch schon löst sich aus der dichtgedrängten Schar ein kleines Häuflein los und naht den Neuvermählten, einen Strauß und einen Kastanienzweig in den Händen — es sind die Jungen vom alten Hause, die nicht mehr warten mögen, denn:

Nun geht es nicht länger. Wir haben uns schon
Die Augen ausgegucket,
Und jeden Gruß und Freudenton
Ganz stumm heruntergeschlucket,

Doch jetzt, Du liebes Ehepaar,
Ist unsere Geduld am Ende:
Jetzt kommt die ganze Rauhhäusler Schar
Und reicht Euch Herz und Hände.

Mit dem Zweige aber sendet die alte Kastanie ihren Gruß,

Und alle Frühlinge, die seit je
Durch ihren Wipfel gegangen,
Und alle Lieder voll Lust und Weh,
Die je ihre Zweige durchklangen,

Und alle Zeichen und Wunder, die
Durch mehr als vierzig Jahre,
Hier Gott gethan, die schüttet sie
Ins Herz Euch, dem jungen Paare.

Nun folgen die Knaben der Fischerhütte und bringen in einem Gefäß einen lebendigen Hecht, dem sie die edelmütige Bitte in den stummen Mund zu legen wagen:

Mich haßt und vertilgt — doch bleibt nur gut
Den Jungen der Fischerhütte.

Noch praktischer zeigt sich der „goldene Boden:“ seine Abgesandten bringen dem jungen Hausherrn Papier und Feder

Und auch ein tiefes Tintenfaß
Im Rauhen Hause braucht man das.

und wie wahr dieses Wort gewesen, könnte heute Feder und Tintenfaß aus eigener langjähriger Erfahrung bezeugen.

Die geliebte Ehefrau aber empfängt eine Gabe grau und rauh,

Das liebe Kind von Kösen
Einen Rauhhäusler Besen,

und erfährt dabei, was es bei uns alles aus Herz und Haus hinwegzufegen giebt.

Jetzt die „Schönburg“ mit zwei Vorhängschlössern; denn

Soll edler Wein nicht werden vergossen,
So muß er werden verschlossen,
Soll nicht gestohlen werden ein Schatz,
So braucht er einen verborgenen Platz,
Soll das Leben nicht verloren gehen,
So muß es in heiligem Geheimnis bestehen.

Aber kommen die Schönburger, dann sollen alle Schlösser geöffnet sein:

Denn Liebe ist offen, und Lieb ist geheim,
Und damit schließt der Schönburger Reim.

Schüchtern treten die Mädchen aus dem „Schwalbennest“ und der „Taube“ heran, aber desto inniger und vertrauensvoller ist ihre Bitte an die junge Hausfrau:

Fürs Mädchenhaus mit Groß und Klein
Wollst Du der Vöglein Mutter sein.

Wie ganz anders keck nahen im Bewußtsein ihrer Wichtigkeit sie, die für des Leibes Nahrung und Notdurft sorgen, zunächst die Bäcker in blendendem Weiß mit frischem Brot und Salz, und treuherzig erklärt ihr Sprecher:

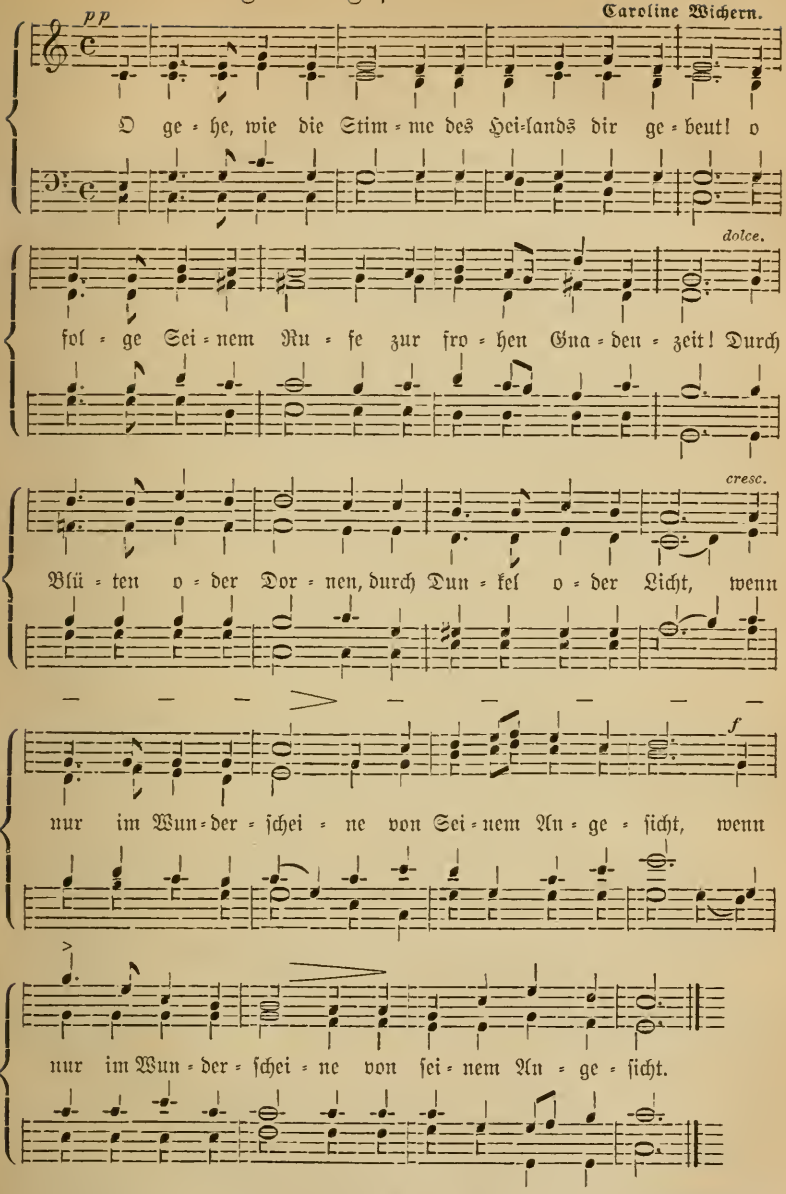
Nach altem Brauch und alter Weise
Bring ich Euch hier das täglich Brot
Und Salz dabei zu Eurer Speise:
Gesegne es der liebe Gott.

Dann aber die Gesandten unserer Landwirtschaft:

Und bringen der jungen Hausmutter,
Ein Pfund frische Butter
Von unseren hochverehrten Kühen,
Die zu blöde waren, sich herzubemühen.

Zum 7. September 1874.

Caroline Wichern.



2. Und führt der gute Hirte Dich liebend ein und aus, So sei uns hoch willkommen Im lieben Rauhen Haus! In Freude und im Leide, Voll Frieden Hand in Hand, :,: Laßt uns im Glauben pilgern Zum ew'gen Vaterland! :,:

3. O Herr, an Deinem Herzen Halt' Du die Teuren fest, Dann fand sein Haus der Vogel, Die Schwalbe fand ihr Nest. Dann fliegt mit Himmelsliedern Die Lerche ein und aus. :,: Seid tausendmal willkommen Im lieben Rauhen Haus! :,:

F. Oldenberg.

Desto zarter ist die Gabe der „Linde", ein lichter Zweig, den der treue Baum den sehnsüchtig Erharrten sendet:

Die Linde im Rauhen Hause,
Hatte lang umher geblickt,
Wo Ihr bleibt? und hatte uns Vögel
Auf Kundschaft ausgeschickt.

Wo ist das Bild des Mannes,
Der mir im Herzen steht,
Wo ist Herrn Wicherns Johannes
Und Frau Elisabeth?

Da sind wir ausgeflogen
Zu schaun nach Frau und Mann,
„Sie kommen, sie kommen, Frau Linde,
Vivat Hoch — da kommen sie an!"

Und wozu die Gabe? Auch im Rauhen Hause ist die „Linde" eine Zaubermacht, und ist es einmal nicht, wie es sollte, so versucht es stille mit dieser Zauberrute — und plötzlich

ist alles wieder gut.
Vorbei ist Seufzen und Weinen,
Das Auge wird wieder froh,
Die Sonne muß wieder scheinen
In dulci jubilo.

Auch der „Weinberg" deutet sinnig seine Gabe, einen Korb mit Weintrauben, und schließt mit dem Wunsche:

Gott sei mit Euch und halte Euch fest
In Hoffnung und Liebe und Glaube.

Aber schon ist's den Kleinen vom „Bienenkorb" ängstlich geworden, sie besorgen

Und ehe zu Ende geht das Reime-Leiern
Könnt Ihr Eure silberne Hochzeit feiern,

daher kurz und gut, hier ein Kaffeekuchen, hier ein Töpfchen Honig und dazu unser Wunsch:

Verzehrt ihn vergnügt und denkt dabei:
Wir hängen an Euch in Lieb und Treu,
Und hoffen, die Lieb und ein guter Reim
Schmeckt besser als Honig und Honigseim.

Und nun die letzte Gabe. Druckerei und Agentur bringen den eben vollendeten ersten Band von dem Leben Hamanns, des Ahnherrn der jungen Frau, und wünschen:

In der Unruhe der Zeit,
Aus Freud und Leid,
Rufe die Vergangenheit
Euch zu den Bergen der Ewigkeit,
Und Euers Ahnherrn Segen
Bleib bei Euch allerwegen!

und alles stimmt jubelnd ein, als der Sprecher der Agentur ruft:

Und nun, was gute Rauhhäusler sind,
Ein Hoch dem Hamanns-Enkelkind,
Und dem, der sie trägt als Krone
Ein Hoch dem Wichern-Sohne.

Drauf führten die Eltern und mit ihnen die anwesenden Freunde und alle Hausgenossen, Mädchen und Schwestern, Knaben und Brüder, Oberhelfer und alle übrigen Mitarbeiter in langem Zuge durch den festlich mit Kränzen, Fahnen und Inschriften geschmückten Garten die jungen Eheleute ihrem künftigen Wohnhaus, der grünen Tanne, zu. Vor dieser aber trat ihnen der Bruder des jungen Hausherrn entgegen, begleitet von zwei Knaben, die eine Edeltanne trugen, und sprach:

Und ist der Garten auch noch grün,
Und bunt die Blumenbeete,
Und flammet noch im letzten Glühn,
Des Sommers Abendröte,

Doch führen wir zum Heimatsraum,
Dem Himmel auf der Erde,
Euch mit dem grünen Weihnachtsbaum
Zum eignen Haus und Herde.

Zur grünen Tanne, die gebaut
Der treuen Eltern Segen,
Zur grünen Tanne, kommt und schaut!
— Gott mit Euch allerwegen!

Nun pflanzten die beiden in den Boden der nunmehr gemeinsamen Heimat die Edeltanne, welche heute, schlank und kraftvoll emporgewachsen, unter uns eine sichtbare Erinnerung an jenen schönen Tag ist.

Und als sie nun beide miteinander in ihr neues Wohnhaus traten, da begleitete sie die Hausgemeinde mit dem Liede, das wir als Segen jedem Hausgenossen mit auf den Weg geben, wenn er hinauszieht zu neuer Arbeit:

Jesu, geh' voran Auf der Lebensbahn,
Und wir wollen nicht verweilen Dir getreulich nachzueilen.
Führ uns an der Hand Bis ins Vaterland.

Was aber an diesem Festtage der Mund des alten und des jungen Hausvaters aussprach, von dem Gottessegen, den er von dieser Stunde für die große Familie des Rauhen Hauses erwarte, und von der Zuversicht, daß des Vaters und der Mutter Segen auf dem jungen Hauseltern paar ruhen werde — das hat Gottes Gnade herrlich erfüllt, denn das fünfte Jahrzehnt des Hauses, das so begonnen, ward eine Zeit neuen jugendfrischen Wachsens und Blühens, und als die Augen unseres Vaters begannen müde zu werden, da durften sie sich an dem Anblick des gesegneten Gedeihens seines Werkes erquicken, durften sehen, wie so manches, was er erhofft und erstrebt, sich erfüllte, wie aus so manchem Keim, den er vor langen Jahren glaubend und hoffend eingesenkt, ein kräftiges Reis entsproßte und wuchs und Früchte trug.

Wenige Wochen später stand das neue Schulhaus vollendet da. Zu den Jubiläumsgaben des vorigen Jahres, welche für diesen Bau bestimmt waren, hatten unsere Hamburger Freunde die gleiche Summe, etwa 13,000 Thlr., durch einen Bazar aufgebracht, und was noch fehlte, hatte die Liebe einzelner hinzugefügt. Wie gerne hätten wir ihnen bei feierlicher Einweihung unsern Dank gesagt und sie es sehen lassen, wie wir uns alle ihrer Gabe und des schön vollendeten Werkes freuten. Aber schon war es nicht mehr Zeit, im Rauhen Hause ein solches Freudenfest zu feiern. Dr. Wichern war schwer erkrankt, und statt der Einladung konnte an unsere Freunde nur die Bitte ergehen, mit uns für den teueren Kranken zu beten. So zogen denn in aller Stille Schüler und Lehrer am 8. Oktober bei Sonnenaufgang nach einer kurzen Andacht vor dem Schulhaus in dasselbe ein. Und im stillen und verborgenen vollzog sich auch die innere Entwicklung unseres Schulwesens, welches nun äußerlich in dem neuen Haus Einheit und Zusammenhalt gefunden hatte, und das Ergebnis war die feste Gestaltung des Kinderanstalts-, Pensionats- und Brüderunterrichts, von der wir oben berichteten.

Ehe der Winter aber begann, durften wir unseren Freunden schon mitteilen, daß gottlob die Gefahr für Dr. Wicherns Leben beseitigt sei, und so durfte uns auch dieser Winter das gewohnte Familienfest, den „fröhlichen Abend“ bringen. Jedes Jahr hatte Dr. Wichern die Hausgenossen an einem Winterabend um sich versammelt zu mancherlei fröhlichem Genuß, und wenn die Aufführungen aus Schillers Tell, die Gesänge aus Händels Saul und Samson und der Vortrag Beethovenscher

Werke bewies, wie er unser Leben mit den edelsten und reinsten Blüten weltlicher und geistlicher Kunst zu schmücken wußte, so fehlte auch der kräftige volkstümliche Scherz nicht, und keiner hat gewiß je den köstlichen Vortrag der Geschichte vom Swinegel vergessen oder die Erzählung von dem Hamburger Ratsherrn, dem das Sehnen seines Lebens gestillt wurde, als er endlich erfuhr, „wie so'n Ossen to Mood is, wenn he een vör'n Kopp krigt!" Niemand wußte, wie die Zeit vergangen war, wenn der Rauhhäusler Nachtwächter mit Laterne, Spieß und Knarre erschien und mit seinem: „Loset, was ich euch will sagen!" Feierabend gebot.

Jetzt forderte freilich das Anwachsen der Anstalt eine Trennung, aber zugleich bot die Aula des neuen Schulhauses einen weiten prächtigen Raum zu unseren fröhlichen Abenden, die uns auch jetzt zu den leiblichen Gaben, welche die milde Hand der Hausmutter in der weihnachtlichen Gestalt von Braunkuchen, Äpfeln und Nüssen spendet, reiche geistige Genüsse bieten in allerlei oft originell ersonnenen und ausgeführten Darstellungen, in Lied, Spiel und Erzählung.

Während die Knaben der Kinderanstalt richtig erkannt hatten, daß der Humor ihre starke Seite sei, hatten sich die Mädchen der lieblichen Märchenwelt zugewandt. Das niedliche Rotkäppchen sang mit heller Stimme: „Ich gehe durch einen grasgrünen Wald," und gräulich schnarchte der Wolf unter seinem zottigen Pelz. Die Knaben des Pensionats aber bewegten sich wie billig auf dem Gebiete des Erhabenen und Klassischen, sie führten Goethes Iphigenie und einen Akt aus Körners Zriny auf. So ist es seitdem geblieben, und wie die Vorbereitungen zu der Aufführung des Shakespeareschen Julius Cäsar oder des Schillerschen Liedes von der Glocke lange Zeit hindurch ein frohes Regen und Bewegen in unser Leben brachten und neue Lust und Frische zur gewohnten Arbeit gaben, so leben diese „fröhlichen Abende" noch heute in der begeisterten Erinnerung aller Mitwirkenden fort.

Wie ein Werk, welches hier klein und verborgen begonnen, an vielen Orten Wurzel geschlagen hatte und fröhlich gediehen war und doch nicht nur durch die Einheit des Ursprungs, sondern mehr noch durch die Gemeinschaft des Geistes zu einem Ganzen verbunden geblieben war, das durften wir hier im Rauhen Hause sehen, als vom 18. bis 27. Juli 1876 zum erstenmale die Vorsteher der deutschen evangelischen

Brüderhäuser sich bei uns versammelt hatten, wie sie es seitdem alle zwei Jahre bald hier bald dort zu thun pflegen.

Ein neues Haus brachte uns das Jahr 1877 und damit zugleich die ungeahnt rasche Entwickelung eines Zweiges unserer Arbeit, auf welche man nach dreißigjährigem Stillstand kaum hoffen durfte, denn das neue Haus war unser Lehrlingshaus, die Fischerhütte.

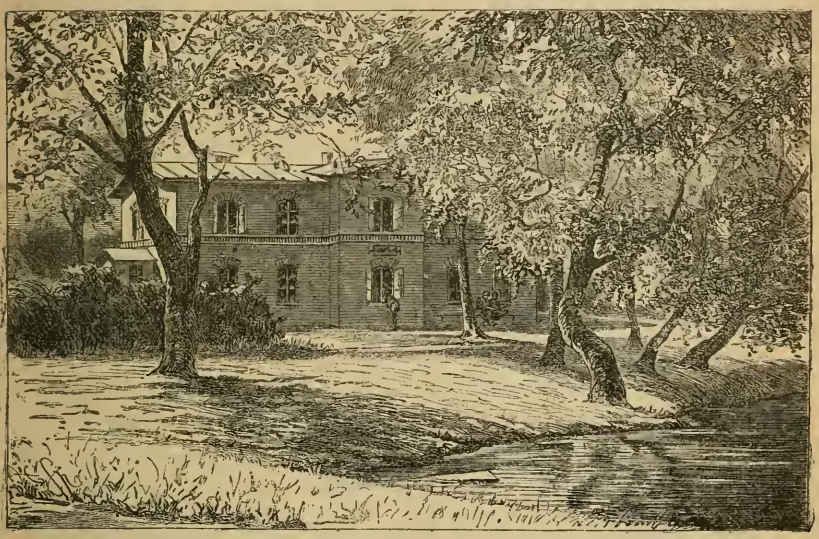
Alle Arbeiten, welche sonst ein Hausstand auswärtigen Handwerkern überträgt, waren von Anfang an soweit wie möglich in der Anstalt selbst durch eigene Kräfte und unter Mitwirkung unserer Kinder ausgeführt worden, und bald waren aus den bescheidenen Anfängen der ersten Jahre eigentliche Werkstätten hervorgegangen. Während nun die handwerksmäßige Arbeit in der Anstalt immermehr an Ausdehnung gewann, hatten die jedes Jahr von neuem empfundenen Schwierigkeiten, unsere Knaben nach der Entlassung günstig unterzubringen und auch in der versuchungsreichen Lehrlingszeit im Auge zu behalten, den Wunsch immer dringender gemacht, dies im Hause selbst thun zu können, und wesentlich zu diesem Zweck hatte Dr. Wichern nicht abgelassen, bis es ihm gelang, Buchdruckerei und Buchbinderei ins Leben zu rufen.

Erst Ostern 1876 aber war endlich eine besondere Lehrlingsfamilie in der Fischerhütte eingerichtet. Sie bestand anfangs aus zehn Knaben, welche teils in unserer Druckerei, teils bei geeigneten Meistern in Horn und Hamm ihre Ausbildung erhielten.

Bereits im folgenden Jahre setzte uns die Freigebigkeit zahlreicher Freunde, zumal aus Hamburg, instand, für unsere Lehrlinge ein neues Haus zu bauen, dem die alte Fischerhütte ihren Platz räumen mußte — zu tiefem Kummer vieler Hausgenossen. War doch die alte Fischerhütte allmählich das malerischste unter unsern Häuslein geworden, so malerisch, daß nur wetterfeste Naturen sie bewohnen konnten, und noch heute geht die Sage von dem Oberhelfer, der sich zwar unter dem allnächtlich aufgespannten Regenschirm eines gesunden Schlafes erfreute, dem es aber bei einem leichtsinnigen Versuch, sich zu erwärmen, widerfuhr, daß er vorn verbrannte und hinten erfror.

So wurde das neue Haus auf derselben Stelle wie das alte aufgeführt, nur etwa 20 Schritt weiter vom Teich entfernt, wodurch ein schöner Spielplatz davor gewonnen war. Es ist ein Doppelhaus für zwei Familien, von je 12 Lehrlingen, unten die weiten Wohnräume mit dem Konviktzimmer der Brüder in der Mitte, oben die hellen und luftigen Schlafsäle, ein stattlicher Bau, der sich vor seiner stolzen Nach-

barschaft, dem prächtigen Schulhaus nicht zu „schämen braucht. Vor dem Hause schweift der Blick unter den mächtigen Zweigen der alten Bäume, welche unsern Teich umgeben, über das stille Wasser hinüber zum Mutterhaus mit dem Betsaal, zur Rechten zum Schulhaus zwischen den dunkeln Tannen, zur Linken zum Arbeitshause, dem „goldenen Boden", zu allen den Stätten, wo wir unsere Lehrlinge das „Bete und Arbeite" recht verstehen und in Leben und Beruf üben lehren möchten.



Die neue Fischerhütte (Lehrlingshaus 1877.)

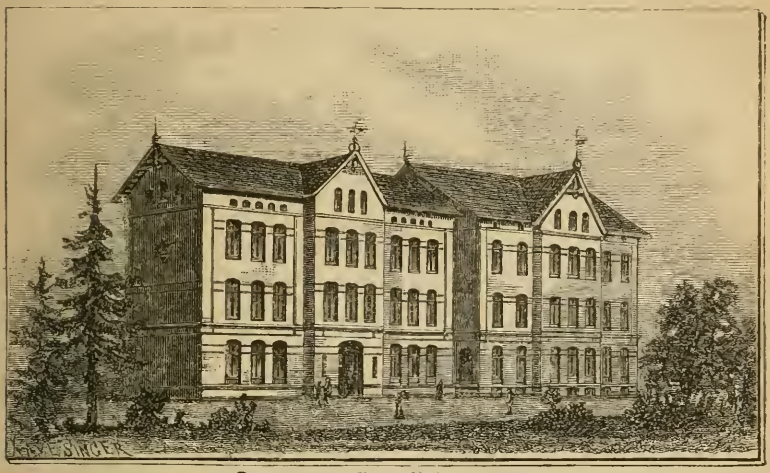
So durften wir mit frohem Danke gegen Gott rühmen, daß ein neuer Schritt in der alten Arbeit vorwärts gethan sei, als wir am 44sten Jahresfeste des Rauhen Hauses, am 7. Oktober, die neue Fischerhütte einweihten. Nachdem Freundesmund Gottes Segen über das neue Haus herabgefleht, zogen wir hinüber zu dem zweiten Bau, den wir an demselben Tage einweihen durften, zu unserer Turnhalle, und mächtig brausten durch den weiten Raum die majestätischen Klänge des großen Händelschen Halleluja, der hohe Preis unseres ewigen und allmächtigen Gottes. Dieser Freudenton durchdrang die ganze Feier, bis wir unsere scheidenden Gäste mit Fackelschein durch den nächtlichen Garten zu den Pforten des Hauses begleiteten. Noch lange aber tönte es im Rauhen Hause: „Halleluja, Halleluja," ja, einst fand man eins

unsrer Büblein auf dem Feld, das seine Kühe mit den echt Händelschen Tönen vorwärts trieb und dazu mit der Peitsche den scharfen Rythmus des „Halleluja, Halleluja" knallte.

Gottlob hat die weitere Entwickelung bewiesen, daß die Freude und die Hoffnung jenes Festtages keine unbegründete war, ja, über Hoffen und Erwarten hat sich unsere Arbeit nach dieser Seite ausgedehnt und gekräftigt. Wir besitzen jetzt eine selbständige Schuhmacherei, Schneiderei, Tischlerei und Schlosserei. Diese Werkstätten bilden nebst der Druckerei und Buchbinderei unsere Lehrlinge, deren Zahl sich durchschnittlich auf 20 beläuft, vollständig aus. Mit Arbeit werden die Werkstätten zunächst durch die Anstalt selbst versorgt. Sie sind von sachverständigen Meistern, meist Brüdern unseres Hauses, geleitet, welche aber natürlich außer unsern Lehrlingen noch Gesellen nötig haben. Die Gesellen wohnen in einer Familie beisammen, sind als Hausgenossen verbunden, unsre Hausordnung zu beobachten, arbeiten aber übrigens gegen landesüblichen Lohn.

Doch wo hatten sie alle, Meister und Gesellen, wo hatten all die neuen Werkstätten mit der großen Zahl der Lehrlinge ihre Stätte gefunden? Unser alter „goldener Boden," erbaut im Jahre 1836, wo das Rauhe Haus noch nicht den vierten Teil seiner jetzigen Bewohnerzahl erreicht hatte, konnte ihnen natürlich nicht allen Raum bieten. Manches Handwerk begnügte und behalf sich, so gut es eben ging, mit den alten längst zu eng gewordenen Räumen, andere Werkstätten wurden neu geschaffen, z. B. die Matratzenmacherei, die sich freilich nicht ohne eine gewisse turnerische Fertigkeit erreichen ließ, andere Gewerbe, die Maler, die Glaser, die Korbflechter ließen sich hier und dort zerstreut in Söllern und Kellern und allerhand glücklich entdeckten und eroberten Plätzen nieder, die Gesellenfamilie zum „goldenen Boden" speiste in der benachbarten Hirtenhütte und schlief auf dem Schulhausboden, die Meister wohnten sämtlich außerhalb ihres Reiches, zum Teil auch außerhalb der Anstalt — kurz, alle harrten bescheiden und geduldig, bis auch ihrer gedacht werden würde, und sie harrten nicht vergebens. Denn schon ist, freilich wieder zum großen Schmerz seiner bisherigen Bewohner, der alte Bau vom Erdboden verschwunden, und an seiner Stelle wird sich, so Gott will, in diesem unserm Jubeljahr ein neues Arbeitshaus erheben, geräumig genug, um wieder alle Werkstätten in sich aufzunehmen und zugleich allen Gesellen und Meistern eine Heimat zu bieten. Schon ist der Grundstein gelegt zu dem neuen

Bau, dem der alte Name bleiben soll; denn auf dem alten „goldenen Boden" des deutschen Handwerks, der echten Gottesfurcht und der ehrenhaften Arbeitsamkeit, soll auch in ihm, das hoffen wir, sich unsere Arbeit aufbauen.



Der neue „goldene Boden" (1883).

Doch zurück zum Jahre 1878. Wieder ein neues Haus, wieder ein Markstein in der Entwicklung einer unserer Zweiganstalten.

Als Bruder Areboe, welcher 14 Jahre lang das Pensionat geleitet hatte, unser Haus verließ, um die Leitung der Rettungsanstalt Pleskodahl zu übernehmen — jetzt ist er Direktor der Waisenanstalt in Riga — da schien es schon geboten, mehrere Familien im Weinberg zu bilden, ganz in der Art unserer Kinderanstalt. Aber nicht lange vermochten diese die sich stetig mehrende Zahl der Zöglinge zu fassen. Glücklicherweise konnte die Kinderanstalt für einige Zeit dem Pensionat zunächst die Linde, später Schönburg und Bienenkorb einräumen. Doch bald bedurfte sie selbst ihrer Häuser zu dringend, als daß sie noch länger hätte Gastfreundschaft üben dürfen. Nur ungern verließen die Pensionäre die ihnen liebgewordenen Räume, den Bienenkorb in dem stillen, von Bäumen umfriedeten Winkel des Gartens, mit den beiden Vorhallen, geschmückt mit Thorwaldsenschen Reliefs, der Mutter, welche die Kindlein hegt und pflegt, und dem Heiland, der die Kindlein herzt und segnet, die Schönburg unter den schlanken Lärchen mit dem herrlichen vielbeneideten Sitze hoch oben im Maulbeerbaum, genannt das Finkennest.

Aber schon war unter den hohen rauschenden Eichen nicht fern vom Weinberg ein neues liebliches Heim bereitet: die „Eiche", ein zierliches Haus mit säulengetragener Veranda, umrankt von blühendem Geisblatt, von Pfeifenstrauch und Waldrebe.

Fürwahr, wohl durfte Pastor Moraht, der nun entschlafene treue Freund des Hauses, der so gern unsere Feste auch durch die reichen Gaben seines edlen Humors verschönte, den Einziehenden entgegenrufen:

Da stehn wir vor dem neuen Haus,
Wie schmuck und freundlich sieht es aus!
Man sieht, die Liebe hat's erdacht.
Man sieht, die Treue hat's vollbracht,
Und über allem hat gelegen
Von Anfang unsres Gottes Segen.
Drum woll'n wir hoch darüberschreiben:
„Sein ist das Haus und soll es bleiben"
Er soll der Herr im Hause sein,
So geht gesegnet aus und ein
Allzeit, wer hier zu schaffen hat
Mit Wort und Werk, mit Rat und That,
In froher Lust, in treuem Fleiß,
Zu eignem Heil, zu Gottes Preis.

So hatte das Pensionat seine Stätte gefunden, wo es sich freier und selbständiger entwickeln konnte, in sich geschlossen, ohne daß eins der vielen Bande, die es mit dem Leben des ganzen Hauses verknüpften, sich hätten zu lösen brauchen. Nach wie vor ziehen die „Winbargers", wie die plattdeutschen Nachbarn aus der Kinderanstalt auch heute noch mit bewunderungswürdiger Zähigkeit die Pensionäre nennen, durch das Eichenthor hinüber zum Betsaal und zum Schulhaus, die allen gemein sind — nur eins nennen sie mit besonderem Stolz ihr eigen, wenn sie es auch das ganze Haus und alle seine Gäste gerne mitgenießen lassen, und Eiche und Weinberg haben es sorglich in ihre Mitte genommen — unsere Turnhalle.

Seit jeher war auf unsern Spielplätzen, die reichlich mit Turngerät ausgestattet sind, die edle Kunst der Turnerei eifrig gepflegt. Nur einen Feind hatte sie, den Winter, und dieser Feind war überwunden, als im Herbst 1877 gleichzeitig mit der Fischerhütte unsere Turnhalle vollendet dastand — 100 Fuß lang, 35 Fuß breit, weit genug, um unsrer ganzen Schar Raum zur freisten Bewegung zu bieten.

Für die Ausschmückung der Halle hatte ein Künstler, der dem Hause und seinem Leiter treu verbunden ist, wie es einst sein Vater

gewesen, die Pläne entworfen, und unter kunstverständiger Leitung arbeiteten Knaben unseres Pensionats wochenlang emsig an der Ausführung des Thorwaldsenschen Alexanderzuges, welcher die Nordwand krönen sollte. Die Hand eines jungen Künstlers, des früh heimgegangenen Sohnes unseres Bruders Krüger, half ihrem Werke die letzte Vollendung geben. Ein Freund desselben schmückte die schmale Ostwand mit dem grimmen Luzerner Löwen, und freundliche Hände zierten die kahlen Wandfelder mit bunten Blumengewinden.

Unter diesen aber prangen in langer Reihe die blanken Zündnadelgewehre, welche uns das Kriegsministerium gütig überwiesen hat, nicht zum Schmuck, sondern zum fleißigen Gebrauch in straffer militärischer Schulung. Was aber jugendliche Begeisterung verbunden mit strenger militärischer Zucht zu leisten vermag, das zeigte sich an dem Ehrentage der verjüngten Rauhhäusler Armee, am Tage der goldenen Hochzeit unseres Kaiserpaares, dem 11. Juli 1879. Zur bleibenden Erinnerung an diesen Tag und an den Organisator unseres Heeres, der ihm seine Gestalt und seinen Geist gegeben, stiftete sein Führer, damals Oberhelfer, heute würdiger Pfarrherr, eine prachtvolle Fahne und deutete in begeisterten Worten den jungen Kriegern die kräftige Inschrift, welche dieselbe in goldner Schrift um den Reichsadler trägt:

Der Jugend Heer in Mannes Wehr,
In Mannes Zucht, in Mannes Ehr,
Gestählt den Mut, geübt die Hand:
Magst ruhig sein, lieb Vaterland.

Und als nun die jugendfrische Schar mit wehenden Fahnen und klingendem Spiel im tadellosen Parademarsch vorüberzog, da folgte Dr. Wichern, der selbst nur in seinem Rollstuhl, geleitet von seiner treuen Pflegerin, unserer alten Mutter, der Feier beiwohnen konnte, leuchtenden Auges ihren Bewegungen und manches Auge wurde feucht, als der greise Vater den jugendlichen Heerführer in seine Arme zog und küßte.

Der hochgehenden kriegerischen Begeisterung jener Tage konnten natürlich die schlichten Sitten der Friedensjahre nicht genügen: auf die Felddienstübungen mit Biwak und Erbsenwurst mußte ein mehrtägiger Übungsmarsch mit Gewehr anstatt des gewohnten „großen Spaziergangs“ folgen. Denn alljährlich, wenn's in Feld und Wald am schönsten ist, legen wir Papier und Tintenfaß, Feder und Zirkel beiseite, stellen Cäsar und Cicero, Xenophon und Platon zur von

Herzen gegönnten Ruhe ins Bücherbrett, und hinaus geht's in die weite, weite Welt — in die verlassenen Räume aber zieht das Regiment von Besen, Bürste und Seife ein, glücklich, seine Herrschaft einmal für einige Tage ungestört behaupten zu können. — „Brüder auf, durch die Welt" jubelt die frohe Schar, denn „Über Reisen kein Vergnügen", und mehr noch als der Herr Urian unseres Wandsbecker Nachbarn Claudius hätten wir zu erzählen von den Reisen, die wir gethan, von der stillen Fahrt über das leuchtende Meer von Kiel nach Alsen und jener Sturmfahrt nach Travemünde, wo mit grimm'gem Unverstand Wellen sich bewegten und nur wenige Heldenseelen der feindlichen Gewalt der Elemente nicht erlagen, von der Gastfreundschaft in der Mühle zu Wismar, wo selbst der Appetit unserer Jungen auf dem großen Spaziergang (und was das sagen will, muß man erlebt haben) die Gaben nicht zu bewältigen vermochte und wo das den Gästen geopferte fetteste der weißzahnigen Schweine den klassisch gebildeten Sekundaner direkt in homerische Zeiten versetzte, und von dem Marsch durchs öde Land, wo's viele Steine gab und wenig Brot, und wo mancher verzagt wäre, hätte sich nicht Herz und Auge weiden dürfen an dem saftigen Schinken, der an langer Stange verheißungsvoll in der Mitte des Zuges getragen wurde — von dem hellen Liederklang, mit dem wir die fürstlichen Freunde unseres Hauses begrüßen und nicht weniger die alten Männlein und Weiblein im Lübecker Heiligen-Geist-Spital erquicken durften, und von den Kirchenkonzerten im hohen Dom zu Flensburg und im schlichten Dorfkirchlein zu Gettorf — von der Morgenandacht bei der Waldquelle am Ratzeburger See und von dem „Nun danket alle Gott", das von Düppels Höhen wie einst an jenem blutigen Tage mit Posaunenschall weit hinausklang über das meerumschlungene deutsche Land. — Und doch bleibt das Schönste vom Schönen die Rückkehr in die alten Räume und das alte Leben, das nach der kurzen Wanderung durch die Fremde uns doppelt traut und heimatlich anmutet, und behaglich streckt man sich auf dem gewohnten Lager mit einem glücklichen Gottlob wieder daheim, daheim im „lieben Rauhen Haus."

So sehr auch alle Zweiganstalten gewachsen waren, bisher hatte das Rauhe Haus für alle Raum genug gehabt: jetzt aber zwang eben diese Entwickelung zum erstenmale zu einer Trennung, die für uns alle schmerzlich war, wenn wir sie auch als notwendig erkannten und schon lange Jahre als unvermeidlich vorausgesehen hatten. Unsere

Mädchen verließen Schwalbennester und Taube, verließen die „Lerche“, in welcher die jüngsten bei dem starken Anwachsen der Mädchenfamilien Aufnahme gefunden, und zogen mit ihren neuen Hauseltern hinab in das nahe gelegene freundliche Billwärder, in den „Kastanienhof“. — Wie fremdartig klangen uns zuerst in Andacht und Singstunden unsere Lieder, wie eintönig hallte vom Waschhause statt des unermüdlichen Gesanges der hellen Mädchenstimmen das klappernde Geräusch der neuen Gaskraftmaschine herüber, welche viele fleißige Mädchenhände ersetzen sollte. — Unsere Mädchenanstalt aber erfreute sich in ihrem eignen Reiche eines stillen ungestörten Gedeihens, durch regen Verkehr mit dem Mutterhause verbunden. Freilich war ihr neues Heim noch keine bleibende Statt, es war nur gemietet und ist für den Sommer 1884 bereits unwiderruflich gekündigt. Doch schon hat die Kaiserin uns 1000 ℳ zum Bau eines neuen eigenen Mädchenhauses gesandt, und wir hoffen, Gottes und unserer guten Freunde Hilfe werden dafür sorgen, daß nicht im 51sten Jahre des Rauhen Hauses zum erstenmale eine seiner Familien heimatlos ist, sondern daß auch unsere Mädchen wieder rühmen können: Der Vogel hat ein Haus gefunden und die Schwalbe ihr Nest.

Gerade in jenen Tagen, wo wir diese Schar junger Rauhhäusler hinausziehen lassen mußten, durften wir vom 1. bis 3. Juli 1879 hier ein frohes Wiedersehen mit alten Rauhhäuslern feiern. Von den geladenen Rettungshausvätern unter unsern Brüdern hatten 30 erscheinen können, gewiß ein kleiner Brüdertag im Vergleich mit jenem großen vom Jahre 1873, und doch reich an Freude und Segen. Ein kleiner Zwischenfall sollte für uns von besonderer Bedeutung werden. Bei den Verhandlungen über die Beschäftigung der Kinder in der arbeitsfreien Zeit erhob sich ein Bruder, griff in die Tasche und zog einen kleinen hölzernen Löwen hervor, den er der fast ungläubig staunenden Versammlung mit der kurzen Rede vorwies: „So etwas machen meine Jungen!“ Diese kleine, aber unleugbare Thatsache schlug durch — „nicht mehr verhandeln sondern handeln“ hieß es, einige Brüder wurden sofort nach Kopenhagen zu Klausson Kaas gesandt, und mit dem neuen Namen, „Hausfleiß“ zog neues Leben in die Beschäftigungen unserer Knaben ein, in das Tischlern und Schnitzen, das Buch- und Bürstenbinden, das Furnieren und Flechten. Stolz durfte später einer unserer Sekundaner, heute wohlbestallter Primaner, von einem Ferienbesuch in der Berliner Heimat zurückgekehrt, berichten, wie er mit einer unvoll-

endeten Arbeit eine Tischlerwerkstatt aufgesucht, wie der freundliche Meister wohlgefällig seinem Thun zugeschaut und ihn gefragt hätte, wo er gelernt, und wie er in den Verdacht eines eiteln Renommisten gekommen, als er seine Zugehörigkeit zur ehrsamen Tischlerzunft leugnete.

Neue Häuser entstanden in diesem Jahre und dem folgenden nicht, und unsere Kleinen, die nur die letzten Jahre miterlebt, frugen erstaunt, was denn eigentlich am nächsten Hausfest eingeweiht werden solle? Doch eine kleine bauliche Veränderung wurde wichtiger als es damals einer unter uns ahnte. Die Vorderwand der alten „Kandidatur" verschwand, in welcher bei der riesigen blanken Theekanne des Rauhen Hauses Oberhelfer so lange Jahre hindurch Lust und Leid des Tages in traulichem Gespräch ausgetauscht hatten, und durch das neue große Thor hielt in die Wachtstube eine mächtige Feuerspritze, welche uns die Behörde freundlich überwiesen, ihren Einzug.

Hier birgt ihr Rüstzeug und Gewehr
Des Rauhen Hauses Feuerwehr:
Du bleibest über unserm Dache,
Herr Gott, die rechte Feuerwache,

heißt es über dem Thor, und hat seitdem unsere militärisch geschulte und wohlgeübte Feuerwehr allzeit treulich ihre Schuldigkeit gethan, so haben wir es doch deutlich erfahren, wie nur des treuen Gottes Wache uns gnädig vor schwerem Schaden und Unheil behütet. Schon mehreremal war hier und dort entstandenes Feuer rechtzeitig entdeckt und gelöscht worden, ehe es einen bedrohlichen Umfang gewonnen. Da flog in früher Morgenstunde am 8. Mai 1883 aus einem benachbarten Schornstein ein Funke in das Strohdach der grünen Tanne, welches durch wochenlange Dürre ausgetrocknet war, und weiter und immer weiter griff die Glut um sich, noch verborgen durch die Moosdecke des Daches. Die Brüder waren um den Hausvater zur Konferenz versammelt, als die Hausmutter atemlos unter sie trat und den Namen des Spritzenmeisters rief. „Feuer?" lautete die Gegenfrage. Ja! „Tanne?" Ja! „Dach?" Ja! und schon waren die Brüder hinausgeflogen, hinüber und hinauf aufs Dach, schon stand die Spritze am Teich, der Schlauch flog in die Höhe und als die Dampfspritze von Hamburg herangesaust kam, da hatten die Wasserfluten schon die Flamme erstickt. In welcher Gefahr wir geschwebt, das erfuhren wir erst jetzt, als sie vorüber war; „zwei Minuten später," so erklärte der Offizier der Feuerwehr, als er die Brandstätte untersucht hatte, „und Dach und

Haus war verloren." Und mit ihm wären verloren gewesen die unersetzlichen Schätze der Bücher und der Aufzeichnungen des Dr. Wichern, mit ihm die Stätte, die jedem Rauhhäusler die teuerste unter allen im ganzen Hause ist, und ich weiß, am Jubelfest wäre jedem von uns es weh ums Herz geworden, wenn das suchende Auge nicht mehr das alte traute Mutterhaus, unsere liebe grüne Tanne gefunden hätte. Und darum klang es auch aus tief bewegten Herzen hervor, als wir Gott in der Morgenandacht schon für die großen Dinge danken durften, die er heute an uns gethan, und als wir miteinander sangen: „Nun danket alle Gott."

Auch im Jahre 1880 durften wir eine Anzahl unserer auswärtigen Brüder im Rauhen Hause begrüßen. Diesmal waren es die Herbergsväter, welche vom 22. bis 24. Juni bei uns weilten.

Ein besonders werter Gast war in jenen Tagen nicht nur den versammelten Brüdern, sondern auch dem ganzen Hause Pastor Rhiem, derselbe, dessen wir schon früher dankbar gedachten und der seit seinem Ausscheiden aus der Anstalt (1872) der anhaltischen Landeskirche als Pfarrer diente. Am zweiten Konferenztage redete er in der Andacht zu den Genossen des Hauses, welchem er 26 Jahre lang, erst als Oberhelfer, dann als Inspektor und oft als Stellvertreter Dr. Wicherns seine beste Kraft gewidmet hatte. Niemand konnte ahnen, daß wir ihn nicht wiedersehen würden. Und doch kam uns bereits im August des nämlichen Jahres die Trauerkunde, unser Freund sei abgerufen, ein Freund, dem unser Haus zu Dank verpflichtet bleibt wie wenigen.

Und schon nahte sich noch ein anderes Leben, das unvergleichlich teuerste in unserem ganzen Kreise, seinem Ende. Bereits seit mehreren Jahren hatte Dr. Wichern die Entwicklung seines Rauhen Hauses mehr teilnehmend und segnend, als eigentlich wirkend und leitend begleitet. Wohl blieb es den zur Herbergskonferenz aus der Ferne gekommenen Brüdern unvergeßlich, wie ihr Dr. Wichern sie in seinem Zimmer ganz in alter Herzlichkeit begrüßte, wie er sich mit ihnen freute, wenn sie das schöne Blühen und Gedeihen der Anstalt rühmten, wie er dann wohl zu ihnen sagte: „Nicht wahr, schön ist's doch im Rauhen Hause." Aber seine Kraft war gebrochen. Doch der Herr, der ihn im Feuer der Trübsal vollbereiten wollte, zog seine Hand nicht von ihm ab. Gottes Wort blieb des Kranken tägliche Speise und Erquickung. Täglich hielt er den Seinen die Morgenandacht, und auch als seinen Lippen die Sprache fast versagte, als sie schon verstummt waren, bewegten sie sich noch in andächtigem Gebet.

Im Frühjahr 1881 erreichten die Schmerzen eine furchtbare Höhe. Aber als Dr. Wichern am 7. April, nachmittags $2^1/_2$ Uhr, seinen letzten Seufzer aushauchte, da war sein Ende still und schmerzlos. Trotz des tiefen Wehs ging durch die Seelen derer, welche in Thränen das Sterbebett umstanden, ein Dankgebet.

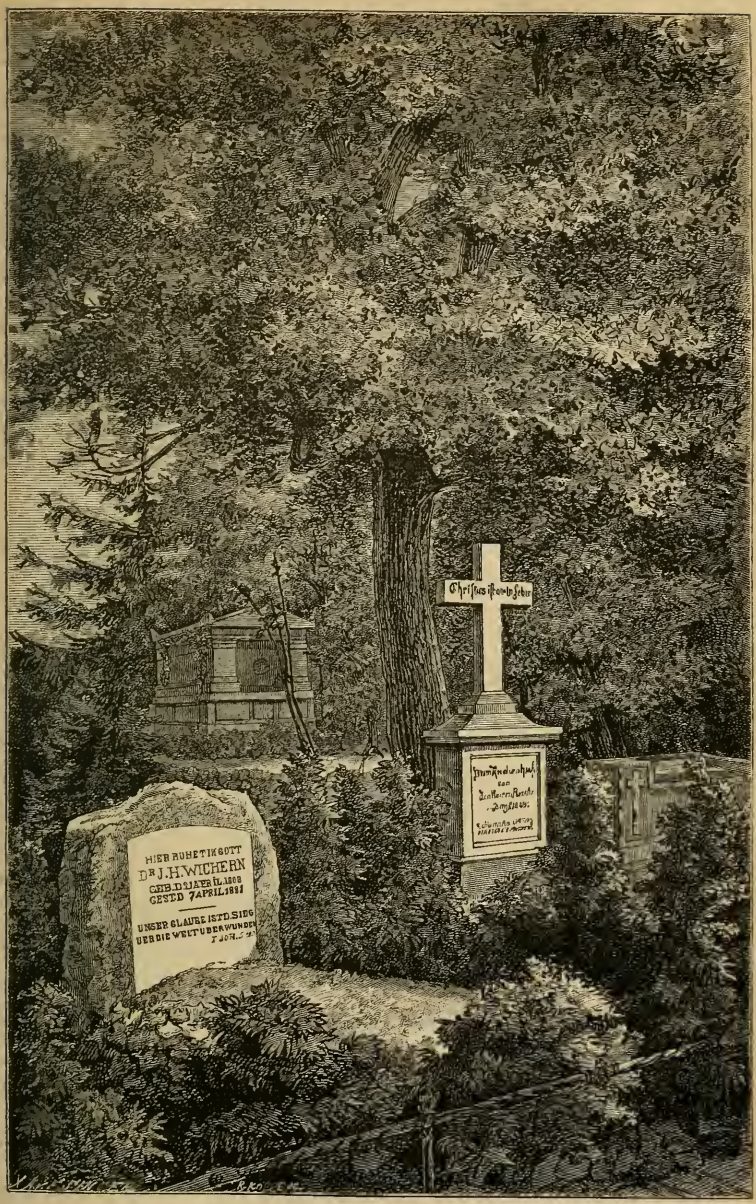
Tags darauf stand der offne Sarg, in welchem die teure Leiche unter Palmen und Kränzen ruhte, in der Aula des Schulhauses. Die Augen, aus denen einst das Sonnenlicht der Liebe strahlte, waren geschlossen. Dennoch leuchtete auf der hohen Stirn und auf dem edlen Angesicht gleichsam ein erster Morgenstrahl der zukünftigen Verklärung. Die Wolken, mit welchen in der letzten Zeit Schmerz, Mattigkeit und Alter dies Haupt umdüstert hatten, waren verschwunden. Alte Freunde glaubten den jugendlichen Wichern wiederzuerkennen.

Am Sonntag, den 10. April, abends gegen 9 Uhr beteten wir über dem Entschlafenen das letzte Vaterunser und der Sarg ward geschlossen. Brüder trugen ihn durch den stillen Garten in den Betsaal, von wo aus am nächsten Morgen der Gang zum Friedhof angetreten werden sollte.

Am Montag den 11. April war der Betsaal längst vor $9^1/_2$ Uhr von Freunden des Rauhen Hauses, die zum Teil aus weiter Ferne gekommen waren, gefüllt.

An der Stelle, an welcher Dr. Wichern, bis seine Kräfte brachen, des Morgens und des Abends seines Hausvateramts priesterlich gewaltet hatte, da stand nun sein Sarg. Er war in Palmen und Blüten wie begraben. Von wie viel Liebe und Dankbarkeit redeten diese Kränze! Einen davon hatte die deutsche Kaiserin auf dem Sarge niederlegen lassen. Den sel. Großherzog von Mecklenburg-Schwerin, den edlen Freund des Rauhen Hauses, vertrat sein Hamburger Konsul. Und wie viele Mittrauernde konnten nur in Gedanken und in ihren Gebeten an dieser Begräbnisfeier teilnehmen! Hunderte von Briefen aus Nord und Süd bezeugten es, darunter Schreiben von Sr. Majestät dem Kaiser, von ihrer Majestät der Kaiserin, vom Großherzog von Mecklenburg-Schwerin, vom Herzog von Sachsen-Altenburg, vom evangelischen Oberkirchenrat zu Berlin u. s. w.

Die leidtragende Familie mit ihren nächsten Freunden und mit Pastor Palmer, dem Geistlichen von Hamm und Horn, umgab den Sarg. Der Gesang von „Jesus, meine Zuversicht“ eröffnete die Feier. Dann sprach Pastor Palmer, ausgehend von dem Losungswort



Unsere Grabstätte.

des Verewigten, 1. Joh. 5, 4.: Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat. Nach ihm ergriff der Vorsitzende des Verwaltungsrats des Rauhen Hauses, Herr Dr. Sieveking das Wort, der Sohn des sel. Syndikus Dr. Sieveking, welchen wir als einen der ältesten und hilfreichsten Freunde des Entschlafenen kennen lernten. Dann folgten noch kurze Worte Dr. Baur's, der aus Berlin, der zweiten Arbeitsstätte des Heimgegangenen gekommen war, und Prediger Oldenbergs, der als ältester Mitarbeiter des Entschlafenen redete. Das Schlußgebet sprach Hauptpastor Kreusler aus Hamburg.

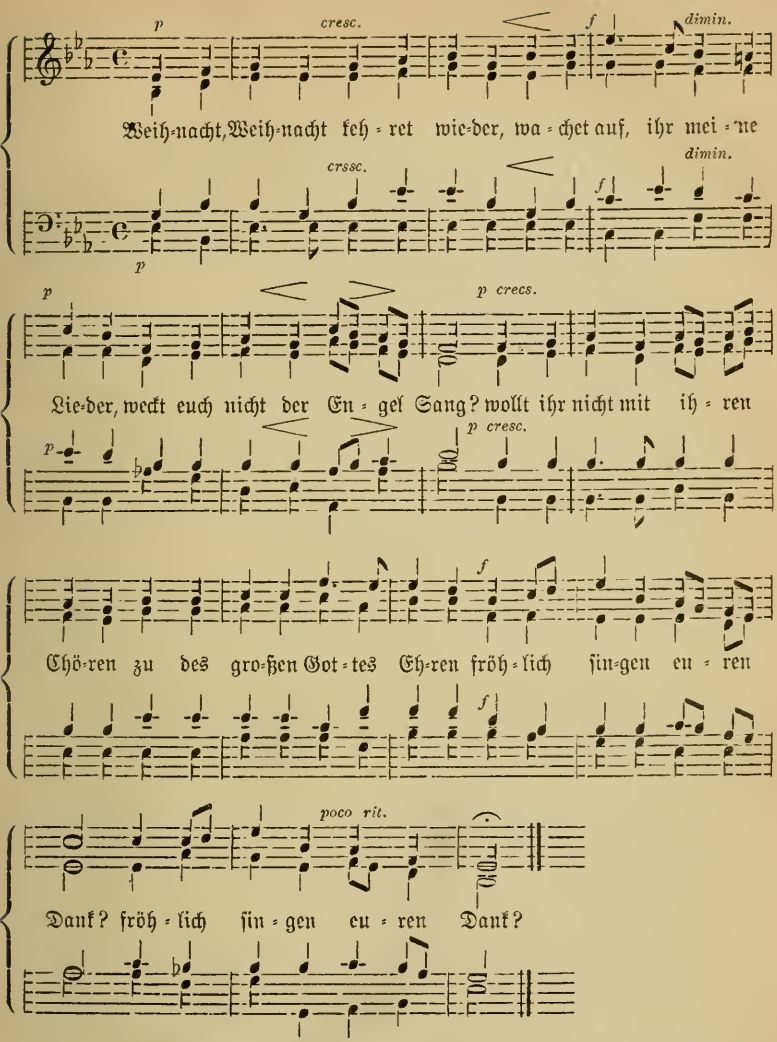
Während die Trauerversammlung hierauf die beiden letzten Verse von „Jesus, meine Zuversicht" anstimmte, erhoben die Brüder unter den Klängen unsres Posaunenchors den Sarg, der Zug ordnete sich und bewegte sich hinaus durch die Pforte der Anstalt nach dem Hammer Kirchhof. Dort stimmte der Sängerchor des Rauhen Hauses den Gesang an: „Freu dich sehr, o meine Seele, und vergiß all Not und Qual!" Unter den Klängen dieses Liedes ward der Sarg in die Gruft gesenkt.

Dort ruht nun unter einem einfachen Steine Dr. Wichern neben seiner „alten Mutter". Längst schon war dieser Platz für uns ein geweihter. Dankbare Brüder hatten darauf das Marmorkreuz errichtet. Das schlichte Monument, welches sich würdig im Hintergrunde erhebt bezeichnet die Gruft der Familie Sieveking. Diese Gruft birgt Dr. Wicherns verklärten Freund, Herrn Syndikus Dr. Sieveking. Sie birgt auch jene Amalie Sieveking, in welcher Dr. Wichern eine edle Gönnerin und ein hohes Vorbild verehrte. Daneben zeigt sich im Gebüsch noch ein anderes denkwürdiges Grabmal. Es deckt eine große Zahl jener Unglücklichen, welche französische Brutalität im Belagerungswinter (1814/15) aus Hamburg vertrieb und von denen viele im Elend umkamen. Dr. Wichern hatte als Knabe mit den Seinen selbst zu den Flüchtenden gehört. So früh empfing er von menschlicher Not und menschlichem Jammer einen tiefen Eindruck.

Ringsumher aber sind alle Toten versammelt, welche wir im Rauhen Haus beweinten.

Das Jahr war ein Jahr der Trauer, kein Fest wurde in dieser Zeit gefeiert. Die einzigen Gäste, welche wir im Hause festlich empfingen, waren unsre Armen. Sie erschienen gerne am ersten Weihnachtsfeiertage bei der Bescherung, welche ihnen auch diesmal wie alle Jahre im Betsaal bereitet war. Diese Armenbescherung bildet den Höhepunkt unserer Weihnachtsfeier und damit unseres ganzen Anstaltslebens.

Caroline Wichern.



2. Ob ihr arm seid und geringe, Wer darf sagen doch, er singe,
So wie Sein es würdig wär? Ihm, dem Schönsten unter allen,
Kann ja das nur wohlgefallen, Was von Oben stammet her.

3. Und ihr armen Weihnachtssänge, Seid ihr nicht die Wiederklänge
Jenes Sangs aus Engelmund? Was der Engel Heer gesungen
Und mir tief ins Herz gedrungen, Thut in euch sich wieder kund.

4. Auf denn, auf, ihr meine Lieder, Jauchzt dem, der aufs neue wieder
Seinen Einzug bei uns hält; Mischt euch in der Engel Chöre:
Gott sei in der Höhe Ehre, Friede, Friede dieser Welt.

A. Morabt in Mölln.

Schon lange haben sich für das Weihnachtsfest alle Herzen bereitet und alle Hände gerührt.

„Weihnacht, Weihnacht kehret wieder, wachet auf, ihr meine Lieder" so klingt es in jubelnden Tönen, sobald die Adventszeit naht, und allüberall antwortet der frohe Schall unserer Weihnachtslieder, aus Küche und Keller, aus Stall und Scheune, aus Wohnstube und Werkstatt, und selbst aus der Kartoffelschälerei, in der unsere Kleinsten versammelt sind, tönt es hell hinaus: „Wie soll ich dich empfangen, und wie begegn' ich dir" — während die kleinen Hände unermüdlich ihre Arbeit thun.

Und abends klingen alle diese Töne zusammen, wenn das ganze Haus im Betsaal versammelt ist und nach der Andacht ein Lied nach dem andern aus voller Brust erklingen läßt von der seligen fröhlichen Weihnachtzeit. Jeden Tag wird eine alttestamentliche Verheißung verlesen: für jede Weissagung wird ein neues Licht am Kronleuchter entzündet, und es wird immer strahlender über unsern Häuptern, bis der helle Weihnachtsglanz selbst aufgegangen.

Aber auch die Hände feiern nicht: gilt es doch, alle die Künste und Fertigkeiten, die während des ganzen Jahres in den Familien geübt sind, für die sich in den Ferienzeiten des Pensionats Aula und Klassenräume in weite Werkstätten für hundert fleißige Hände verwandelt haben, in den schönsten Dienst, den Dienst der Liebe zu stellen. Und wer die Ausstellung der Weihnachtsarbeiten durchwandert und all die Herrlichkeiten betrachtet, welche die Maler und Buchbinder, die Schnitzer und Tischler, die Bürstenbinder und Einlegearbeiter, die Tuch-, Stroh- und Korbflechter geschaffen haben, bunt in Farben und Gestalten und oft wunderbar erdacht, und alles von fleißigen Knabenhänden in freier Arbeit geschaffen, um ihren Lieben hier und vor allem daheim *selbst* eine Weihnachtsfreude zu bereiten — der ahnt es wohl, welche Lust und welchen Segen ein solches Arbeiten in sich birgt.

Auch der Armen wird bei diesen Vorbereitungen nicht vergessen. Abends durchzieht der „Bettelkönig" die Anstalt und hat nichts dawider, wenn ihm als Gegengabe für die Weihnachtslieder, die er mit seiner kleinen Schar in reicher Fülle zu bieten hat, das gereicht wird, was er nicht hat: Gold und Silber für seine Armen. In den Werkstätten und in den Familien werden warme Kleidungsstücke angefertigt, und mit Hilfe der Hausmutter setzt der Bettelkönig seine Schätze in eine unglaubliche Fülle hochwillkommener Gaben um. Am Sonntag ziehen die einzelnen Familien zu „*ihren*" Armen, die sie meist schon seit

langen Jahren zu beschenken pflegen, und tragen mit der Einladung zur Bescherung in ihren Liedern die frohe Weihnachtsbotschaft in die Hütten der Armut und des Elends.

Bei der Bescherung aber sitzen im Halbkreis um den Weihnachtsbaum die Armen, und nachdem das Weihnachtsevangelium in Wort und Lied verkündet ist und alle Lichter am Baum und ringsum im ganzen Saal entzündet sind, treten nacheinander die jüngsten Knaben einer jeden Familie zu den Armen und überreichen ihnen die Gaben unter dem Gesang jenes Falk-Wichernschen Liedes, in welchem voll und klar der Grundton unserer Weihnachtsfeier und unseres ganzen Lebens und Arbeitens erklingt: Der innige Dank gegen den Heiland, der uns Armen reich gemacht und uns als Köstlichstes die Gnade verleiht, mit dem, was wir von ihm empfangen haben, ihm in seinen armen Brüdern dienen zu dürfen.

Urquell sel'ger Himmelsfreuden, Jesu, dem mein Herz entbrennt,
Dich zu speisen, dich zu kleiden Sei, mein Heiland, mir vergönnt.

Die ihr Brot dem Armen brechen, Ihm eröffnen Herz und Thür,
Ja, zu denen wirst du sprechen: „Seid gesegnet, kommt zu mir!"

Sei willkommen, reicher Heiland, In der Armut Kleid und Bild!
Ach, ich weiß, wie jetzt und weiland Deine Huld mein Leid gestillt.

Ja, du hast mein Leid gestillet, Mir getröstet Seel' und Sinn —
Und der mir die Hände füllet, Stellt sich bittend vor mich hin.

Herr, ich bin nicht wert der Liebe, Die zum Staub mich zwingt und beugt:
Was ich ferner leb' und liebe, Sei dein Werk, das von dir zeugt.

Wie das frohe Weihnachtsfest, so vereinigt auch die Passionszeit alljährlich unser Haus mit lieben, uns eng verbundenen Gästen im Betsaal, diesmal zu einer ernsten Feier. Am Sonntag Judika werden unsere Zöglinge aus Kinderanstalt und Pensionat, welche hier durch den Hausvater ihre Vorbereitung erhalten haben, durch den Ortsgeistlichen konfirmiert, und die gemeinsame Feier des heiligen Abendmahls vereinigt die Neukonfirmierten mit ihren Eltern und Angehörigen und den erwachsenen Gliedern der Hausgemeinde. So war es zum erstenmal in jenen unvergeßlichen stillen Tagen zwischen dem Tod und dem Begräbnis des teuern Vaters unseres Hauses.

Aber auch in diesem Jahre folgte der Passionstrauer die freudige Osterfeier, und wie es der Entschlafene so lange Jahre hindurch bis zu seiner Erkrankung gethan, so verkündete auch diesmal an dem frischen Grabe

sein Sohn das Evangelium von der Auferstehung. Am Ostertag, früh morgens, wenn die Sonne aufgeht, versammelt sich die Gemeinde des Rauhen Hauses an der stillen Stätte, wo ihre Toten ruhen, und nachdem das Osterevangelium verlesen ist, erschallt es getrost und siegesgewiß unter Posaunenklang über die Gräber: „Auferstehn, ja auferstehn wirst du!"

Ein Trauerjahr nannten wir das Jahr 1881, aber gerade diese stille festlose Zeit war für die innere Entwicklung des Hauses besonders reich gesegnet, und noch nie hatten wir unseren Freunden soviel neu Geschenktes und neu Geschaffenes zeigen können, als am Tage unsres 49. Jahresfestes, am 13. September 1882.

Zum ersten Male hatte das Rauhe Haus für den Empfang seiner Gäste wieder vollen Festschmuck angelegt, und lustig flatterten über den bekränzten Häusern die Fahnen in der sonnigen Luft des herrlichen Herbsttages. Als der Hausvater in der Turnhalle die Gäste begrüßte, da faßte der weite Raum ihre Zahl nicht, obwohl die Hausgenossen ihnen alle Plätze eingeräumt hatten.

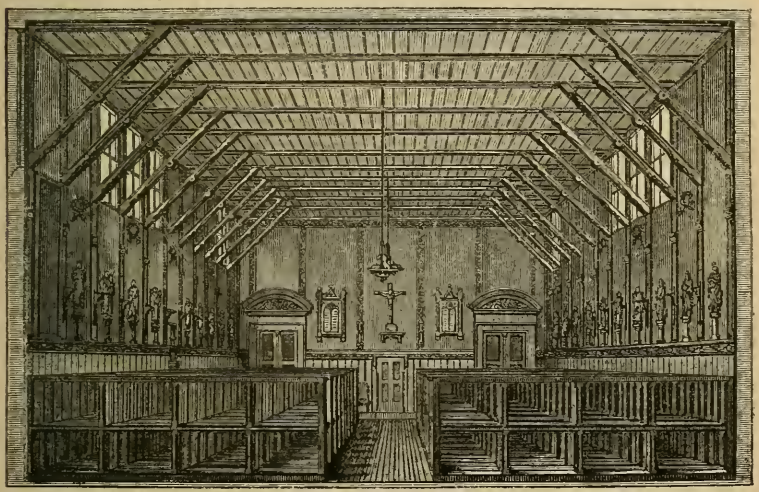
Nun ging's hinüber zum Betsaal. Vor demselben hatte sich der Chor der Hausgenossen versammelt und empfing die Nahenden mit dem Choral: „Nun lob mein Seel den Herrn", in rythmischem vierstimmigem Satz. Solch einen Choralgesang hatte Dr. Wichern über alles geliebt, so hatten wir in den letzten Jahren alle unsere Choräle zu singen gelernt, und in Morgen- und Abendandacht erschallen die echten alten Weisen in ihren wunderbaren, mächtigen und doch so zarten und milden Harmonieen, und zwar wie es sich für eine bittende und preisende Gemeinde geziemt, frei aus dem Kopf, ohne Noten. Und nun hinein in den Betsaal. Noch ist es der alte Raum, aber wie wunderbar verwandelt! Verschwunden die alte getünchte Bretterdecke, welche die Spuren eines langjährigen, aber leider immer erfolgloseren Kampfes mit Schnee und Regen trug, verschwunden der kalte und feuchte Steinboden. Droben ruht wohlgefällig der Blick auf festgefügter brauner Holzdecke, und der Fuß schreitet auf sauber gedieltem Boden. Rings umgiebt die Wände eine dunkle Holzlambrie, von lieben Händen mit Kränzen und Gewinden von Eichen- und Weinlaub, von Kastanien und Tannen geschmückt, ein jedes Feld einem unsrer Häuser geweiht. Hier ist's gut sein: jetzt mag der Winter getrost kommen, er vermag's nicht mehr, wie er es seit langen Jahren gewohnt ist, uns aus unserem traulichen Betsaal zu vertreiben. Von der

Wand grüßt ein hohes Bild — es ist Werk und Gabe einer Künstlerin, die es mit liebevoller Hingebung nach Murillo für unsern Betsaal geschaffen hat, und je tiefer sich das Auge hinein versenkt, um so wunderbarer ergreift es uns. Ein Engel führt an seiner Hand ein kleines Mägdlein, das voll gläubigen und innigen Vertrauens das reine Kindergesicht mit den großen, klaren Augen zu ihm erhebt, er neigt sich zu ihm nieder mit einem Antlitz voll himmlischer Milde und voll Erbarmen, und doch fast traurig-ernst, während die Rechte nach oben weist, von wo aus dem Dunkel ein heller Lichtstrahl auf beider Weg fällt.

Arm und bloß nahm mich die Gnade
Auf in ihrem Rettungsschoß,
Zeigte mir die Lebenspfade
Und der Gotteskinder Los.

klingt es mit dem Liede Dr. Wicherns durch unsere Seele.

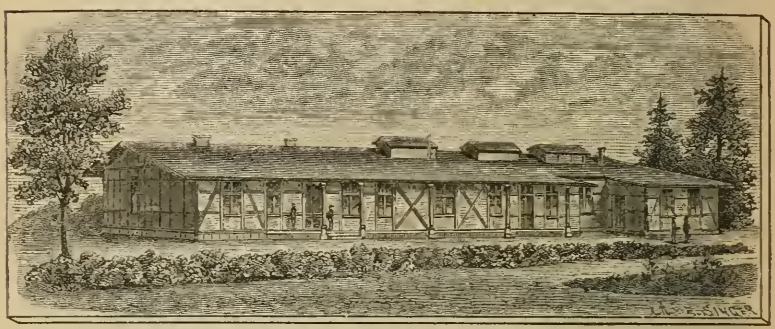
Ja der alte Saal ist ein neuer geworden, und doch, wie das Auge den alten, liebgewordenen Schmuck sucht, Kruzifix und Totentafel, Kron-



Inneres des Betsaals.

leuchter und Apostel, es fehlt nichts auf seinem alten Platz, und es will scheinen, als habe alles nur auf diesen neuen Rahmen gewartet. Man sieht es, die Liebe ist nicht nur der Geber, die Liebe ist hier auch Künstler und Werkmeister gewesen, und was aller Herzen bewegt, das läßt der Chor jetzt im Gesang unseres Hauspsalmes laut erschallen: „Wie lieblich sind deine Wohnungen, Herr Zebaoth.“

Und nun weiter zum äußersten Norden unseres Gartens. Welch ein wunderlicher langgestreckter Bau dort, wo sich bisher so friedlich und beschaulich zwischen Schönburg und Bienenkorb die Kohlfelder erstreckten! Wächst er doch nicht einmal wie alle ordentlichen Häuser aus dem Boden heraus, sondern schwebt von 50 Pfeilern getragen in der Luft. Seltsam, wie seine Gestalt, nimmt sich auch sein Name unter unseren schönen Rauhhäusler Namen aus: er heißt die „Krankenbaracke."



Die Krankenbaracke (1881).

Hier finden in der Badeanstalt alle Hausgenossen den Winter durch ihr warmes Bad, hier unsere Brüder die Übung in der Krankenpflege, deren sie an den Betten der Armen, wie auf dem Schlachtfeld bedürfen, hier Jung und Alt bei allen kleinen Misgeschicken und Unfällen bereitwillige Hilfe, hier in Krankheitsfällen treue hingebende und kundige Pflege in den weiten, lichten und luftigen Schlaf- und Wohnsälen oder in den stillen Krankenstüblein, wills Gott, zu fröhlicher Genesung — und bei wem er's anders beschlossen hat, dem schenke er ein sanftes seliges Sterbestündlein, wie unserm lieben Balthasar, dem ersten Toten, den wir aus dem neuen Haus in unsern Betsaal hinübertrugen. So bittet der Chor in den sanft und innig flehenden Tönen Bortnianskys den Hirten Israels, als ein treuer Hüter über diesem Hause zu wachen.

Doch gottlob — ein Blick über die Rauhhäusler Schar zeigt, daß alle kerngesund und wohl, und voll heller Jugend- und Lebenslust beginnen sie schon:

„Das Käuzlein in den Mauern
Das trauert Tag und Nacht"

und, führen uns unter den Klängen dieses ihres liebsten Marschliedes hinüber, am alten Haus vorüber vor das Schulhaus, einer neuen Überraschung zu. Denn hier, an dem schönsten Platz des Gartens hat sich das schönste Haus erhoben, so schmuck und zierlich, so rein und klar in seinen Verhältnissen, daß sich das Auge daran nicht satt sehen kann. Es ist das neue Haus der Kinderanstalt, der „Anker", dessen Name alle Hausgenossen daran erinnern will, daß sie hier den rechten Grund gefunden, der unbeweglich steht, wenn Erd und Himmel untergeht. Aber wer hat dem Rauhen Hause die Schätze zu diesem prächtigen Bau geschenkt? Es waren die Stände von Schleswig-Holstein, welche uns die Mittel zur Verfügung stellten, dieses Haus ganz als einen Musterbau, wie wir ihn uns dachten, auszuführen, damit wir imstande wären, eine größere Anzahl Kinder aus ihrer Provinz aufzunehmen. Welche Lust ist's darum auch, die Einrichtung des Hauses eingehend zu betrachten! Aber heute giebt's noch viel zu sehen und zu hören,

Der Anker (1881).

darum nur einen raschen Blick in Schlafsaal und Kleiderkammer, in Wohnzimmer und Konvikt, auf die reizende Veranda, wo unsere Jungen des Sommers prächtiger als im Fürstensaale tafeln und abends nach des Tages Lust und Last noch lange ein Lied nach dem andern unter der Leitung ihres sangeskundigen Bruders durch den stillen Garten erklingen lassen, auf den Blumengarten mit seinem reichen Rosenflor, der Gabe eines alten Bruders, dessen Sohn jetzt im „Anker" waltet

und einen Blick auf die drei Bäume, welche den Spielplatz beschatten und die ihres gleichen im ganzen Garten nicht haben. Der prächtigen Ulme zur Rechten und der Mispel zur Linken sieht man's an — den hohen Apfelbaum aber in der Mitte hat nur ein kleines Erlebnis berühmt gemacht. Auf diesem Baum saß Dr. Wichern und pflückte Äpfel, als er die Freudenbotschaft von der Geburt seines ersten Töchterliens empfing, und wäre, von der Freude überwältigt, fast vom Baum gestürzt. — Doch schon hat der Chor sein Danklied erschallen lassen: „Alles was Odem hat, lobe dem Herrn," Nummer 1 in der Rauhhäusler Liedersammlung, in „Unsern Liedern", die aber heute in keines Hand zu sehen ist, denn heute wird nur gesungen, wie der Vogel singt, — und der Posaunenchor führt uns mit fröhlichem Schall zum Westende des Gartens.

Köcher (1881). Weinberg (1852). Turnhalle (1877). Eiche (1878).

Das Pensionat.

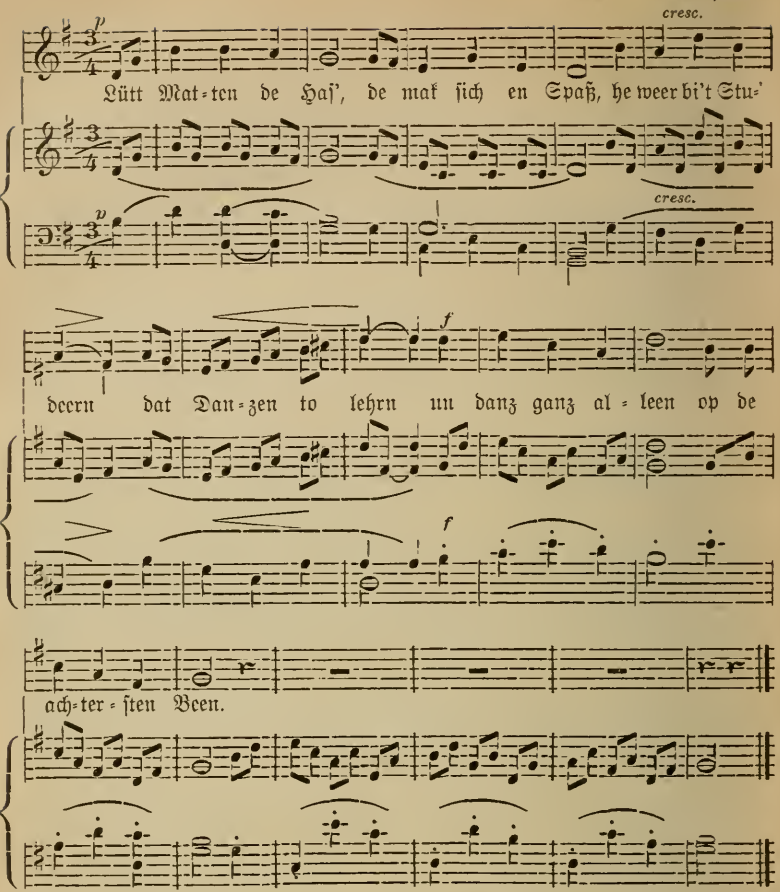
Da steht an das Gehölz gelehnt und hoch von seinen Kastanien und Buchen überragt, vor sich den Garten, zur Seite den freien Blick weit hinaus ins Bill- und Elbthal ein langes, langes Gebäude — „Je länger, je lieber" hatte es schon der Übermut genannt, bevor es bei der Einweihung am 7. Dezember 1881 seinen Namen „Köcher" erhielt, einen Namen, den die Umschrift um das Emblem des Hauses, einen gefüllten Köcher, mit den Worten des Psalm 127 deutet: „Wie Pfeile in der Hand des Starken, also geraten die jungen Knaben. Wohl dem, der seinen Köcher derselben voll hat." Hier haben die

älteren Knaben unseres Pensionates Licht und Luft und freien Raum zur Bewegung gefunden, der im Weinberg schon lange fehlte, und so ist zugleich eine gründliche Reparatur des Weinbergs möglich geworden, der heute, von Epheu, Wein und Rosen umrankt, aus den hohen Linden so freundlich hinausschaut, wie er es schon seit Jahren nicht mehr gethan hat. Noch überraschender aber ist die innere Wandelung, und die neu geschaffene hohe lichte Küche vor allem besteht hoffentlich mit Ehren vor dem prüfenden Auge selbst der gestrengsten Hausfrau unter unsern Gästen.

Fast müde von allem Geschauten und Gehörten stärkte sich die Festversammlung auf dem weiten Spielplatz vor dem Weinberg dankbar an Milch, Bier und Brötchen, wenn auch wohl den meisten unter uns die ganze Bedeutung dieser drei Gottesgaben erst durch die Ansprache eines werten Gastes zu vollem Bewußtsein kam, und erging sich dann im Garten. Aber bald rief der mächtige Schall des Händelschen Jerichomarsches alle zusammen. Doch wohin? Bei diesem Sonnenschein etwa in die Turnhalle, wie auf dem Programm zu lesen ist? Schon haben rüstige Hände alle Bänke in unsern herrlichen von Gott erbauten Festsaal, unter die hochgewölbten Buchen unseres Gehölzes gebracht, und als nun die Schar der Rauhhäusler geschlossen angezogen kommt, da ergreifen starke Arme den Flügel, der in der Turnhalle verlassen steht, und jubelnd folgt der ganze Zug.

Wieder eröffnet die Feier ein Lobgesang: „Du bist's, dem Ruhm und Ehre gebührt," bekennt das Lied des Chores, und nun folgen alle die Lieblinge aus unsern Liedern, vor allem unser köstlicher Schatz an Sommer- und Wanderliedern. Die Sangeslust aber erreichte ihren Höhepunkt, als unsere verehrte Sangesmeisterin, die zum Besuch aus England herbeigekommen war, sich am Flügel niederließ und wie früher so oft mit dem sie umringenden kleinen Völkchen ihre köstlichen Kinderlieder anstimmte, das Lied vom Hirten mit seiner Schalmei und dem glücklichen Postillon mit seiner langen Peitsche, vom Raben, der sich schämen muß, und dem Distelfinken, der sich auf das Distelstöckchen setzen darf, vor allem aber die tragische Geschichte von Lütt Matten dem Hasen, dem unglücklichen Opfer des arglistigen Fuchses. (Siehe S. 62.)

Caroline Wichern.



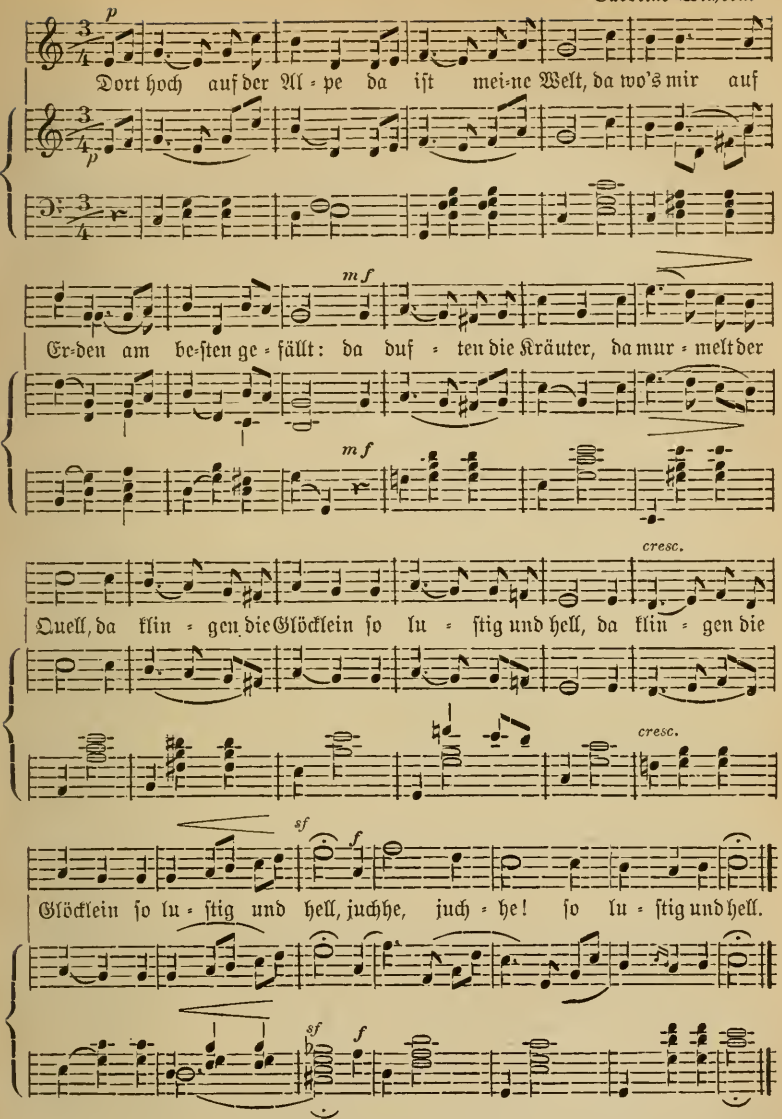
2. Keem Reinke de Voß
Un dach: das en Koſt!
Un ſeggt: Lüttje Matten,
So ſlink oppe Padden?
Un danzſt hier alleen
Oppe achterſten Been?

3. Kumm, lat uns toſam!
Ik kann as de Dam!
De Krei, de ſpelt Fitel,
Denn geit dat canditel,
Denn geit dat mal ſchön
Op de achterſten Been!

4. Lütt Matten gev Pot.
De Voß bect em dot;
Und ſett ſik in Schatten,
Verſpiſ' de lütt Matten:
De Krei de kreeg en
Vun de achterſten Been.

Claus Groth.

Caroline Wichern.



2. Da schau' ich die Dörfer in Nebel und Rauch, Und athme der Bergluft stärkenden Hauch; Da weiß ich von keinem Gelärm und Geschrei, :,: Und spiel' einen Ländler auf meiner Schalmei, :,: Juchhe, juchhe, auf meiner Schalmei.

3. Und treibt mich der Winter hinunter ins Thal, Dann denk' ich: der Sommer kommt wieder einmal! Der Sommer der bringt mich zur Alpe zurück: :,: Da droben ist alles, mein Leben, mein Glück, :,: Juchhe, juchhe! mein Leben, mein Glück.

Hoffmann von Fallersleben.

Doch wie sich die Schatten der Nacht herniedersenkten, verstummte der laute Jubel, aber noch nicht hatte die Festfreude ihr Ende gefunden, denn schon kommen in langem Zuge die Rauhhäusler mit Fackeln und bunten Lampen durch den dunkeln Garten gezogen, um ihre Gäste zum alten Hause und zur Kastanie zu geleiten. Hier, wo die Geschichte des Rauhen Hauses begonnen, sollte auch sein 49. Jahr beschlossen werden. Der Fackelzug umschlang den Teich, und aus dem stillen Wasser strahlte sanft der Glanz zurück, während Häuser und Bäume hier und dort aus der tiefen Nacht umher in buntem Licht hervorleuchteten.

Als der Zug vor dem alten Hause angelangt war und stille des Schlußwortes unseres Pastor Palmer harrte, da erklangen plötzlich aus dem dunkeln Wipfel der Kastanie helle liebliche Töne, als wollte der alte Zeuge und Genosse unseres Lebens uns selbst zum Danke mahnen für alles das, was der Herr in nunmehr 49 Jahren Großes an uns gethan: „Lobe den Herrn, meine Seele, und was in mir ist, seinen heiligen Namen. Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was er dir Gutes gethan hat. Der dir alle deine Sünden vergiebt und heilet alle deine Gebrechen. Der dein Leben vom Verderben erlöset, der dich krönet mit Gnade und Barmherzigkeit“ — und es war wie eine frohe Verheißung für alle Zukunft, als es nun jauchzend und frohlockend herniederklang: „Der deinen Mund fröhlich machet, und du wieder jung wirst wie ein Adler.“ —

„Vorwärts mit Gott! Denn Gott der Herr ist Sonn' und und Schild,“ das war die Losung, die uns Freundesmund für das 50. Anstaltsjahr, das Jubeljahr, zurief, und dieses neue Jahr begannen wir jetzt, indem wir mit einander laut das Vaterunser sprachen. Alles aber, was unser Herz beim Rückblick auf die ganze reiche Geschichte unseres Rauhen Hauses und im Hinausblick auf die kommenden Jahre an Dank und Bitten und innigen Wünschen bewegte, das klang von der stillen Erde zum Himmel empor, als wir unter Posaunenschall mit einander anstimmten:

Nun danket alle Gott Mit Herzen, Mund und Händen, Der große Dinge thut An uns und allen Enden, Der uns von Mutterleib Und Kindesbeinen an Unzählig viel zu gut Und noch jetzund gethan.

Der ewig reiche Gott Woll' uns bei unserm Leben Ein immer fröhlich Herz Und edlen Frieden geben, Und uns in seiner Gnad Erhalten fort und fort, Und uns aus aller Not Erlösen hier und dort.

Chronik des Rauhen Hauses

und

Hauptdaten aus Dr. Wicherns Leben.

Jahr	Datum.	
1808	21. April.	**Johann Hinrich Wichern** in Hamburg geboren. Besuchte Jakobi-Kirchschule und Johanneum. Gehilfe in einem Knabeninstitut zu Pöseldorf bei Hamburg. Freunde machten das durch Tod des Vaters in Frage gestellte Universitätsstudium möglich.
1828	.....	Studium der Theologie in Göttingen, besonders bei Dr. Lücke. Wichtiger das Studium in Berlin. Schleiermacher und Neander. Baron von Kottwitz.
1831	.....	Theologisches Examen in Hamburg. Als Lehrer in Hamburg thätig. Im Dienst der innern Mission als Leiter einer Sonntagsschule.
1832	8. Oktober.	Gedanke eines Rettungshauses kommt in einer Sitzung des Besuchsvereins zum erstenmal zur Aussprache.
1833	27. April.	Schenkung des Rauhen Hauses durch Syndikus Sieveking.
1833	**12. September.**	Versammlung im Saal der patriotischen Gesellschaft. **Beschluß der Rettungshausgründung.**
1833	1. November.	Einzug des cand. theol. Wichern und seiner Mutter ins Rauhe Haus.
1834	20. Juli.	Einweihung des Schweizerhauses.
1835	29. Oktober.	Hochzeit des Hausvaters mit Amanda geb. Böhme. — Einweihung des Mutterhauses (Grüne Tanne).
1836	18. August.	Richtfest des Goldenen Bodens.
1839	7. Oktober.	Einweihung des Betsaales.
1841	19. August.	Elisabeth Fry im Rauhen Hause.

Jahr	Datum.	
1841	3. Oktober.	Einweihung des Bienenkorbes.
1842	Januar.	Gründung der Druckerei und Buchbinderei.
1843	25. Juni.	Einzug in die Schwalbennester.
1844	März.	Eröffnung der Agentur (Buchhandlung). Begründung der Fliegenden Blätter.
1845	12. Oktober.	Einweihung der Fischerhütte. Übergabe des Waschhauses und des Stallgebäudes.
1847	30. Juni.	Todestag des Herrn Syndikus Sieveking.
1848	März.	Hungertyphus in Schlesien. Dr. Wichern mit 10 Brüdern in Warschowitz.
1848	28. August.	„Einladung nach Wittenberg." Dr. Wichern als Mitunterzeichner.
1848	22. Septemb.	**Erster Kirchentag zu Wittenberg.** Dr. Wichern über: Innere Mission als Aufgabe der Kirche.
1848	23. Septemb.	Gründung des Zentral-Ausschusses für innere Mission. Vorsitzender v. Bethmann-Hollweg, später Dr. Wichern.
1849	.....	In diesem und den folgenden Jahren fast ununterbrochen Reisen durch die verschiedensten Teile Deutschlands. Gefängniswesen.
1850	1. Januar.	Übernahme des Inspektorats durch Kandidat Th. Rhiem.
1850	.....	Kirchentag zu Stuttgart. Dr. Wichern über: Wie sind die nötigen Arbeiter für den Dienst der innern Mission zu gewinnen?
1851	.....	Kirchentag zu Elberfeld. Dr. Wichern über: die innere Mission in ihrer nationalen Bedeutung für Deutschland im Hinblick auf die Reformation.
1851	.....	Ernennung des Hausvaters zum Doktor der heiligen Schrift durch Beschluß der theologischen Fakultät zu Halle.
1851	.....	Einzug des Hausvaters in das Neue Mutterhaus.
1852	9. April.	Eröffnung des Pensionates im Weinberg.
1852	.....	Kirchentag in Bremen. Dr. Wichern über: Behandlung der Verbrecher in den Gefängnissen und der entlassenen Sträflinge. Zwei große Reisen im Interesse des Gefängniswesens.
1853	.....	Besuch Sr. Maj. des Königs Friedrich Wilhem IV. von Preußen, Sr. Maj. des Königs von Bayern, Sr. kgl. Hoheit des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin im Rauhen Hause.
1853	.....	Kirchentag zu Berlin. Dr. Wichern über: Die evangelischen Deutschen in der europäischen Diaspora.
1854	12. Juli.	Einweihung der Schönburg.

Jahr	Datum.	
1856	.....	Kirchentag zu Lübeck. Dr. Wichern über: Der Dienst der Frauen in der evangelischen Kirche.
1856	31. Oktober.	Entsendung von 22 Brüdern in das Zellengefängnis zu Moabit.
1857	14. Januar.	Ernennung Dr. Wicherns zum Oberkonsistorialrat und Mitglied des Evangelischen **Oberkirchenrates** und zugleich zum vortragenden Rat im **Ministerium des Innern** für die Angelegenheiten der Strafanstalten und des Armenwesens. Winteraufenthalt künftig in Berlin.
1858	25. April.	Rede zur Gründung des Johannesstifts in Berlin.
1858	12. Septemb.	**25 jähriges Jubiläum** des Rauhen Hauses. Kirchentag in Hamburg. Entsendung von 12 Brüdern in das Johannesstift.
1858	17.—19. September.	Erster Brüdertag im Rauhen Hause.
1860	.....	Kirchentag zu Barmen. Dr. Wichern über: Erziehung und Bewahrung der weiblichen Jugend, besonders in Fabriken.
1861	5. August	Todestag der „alten Mutter".
1862	.....	Kirchentag zu Brandenburg. Dr. Wichern über: Der Kampf gegen die Widersacher des Glaubens.
1863	4.—5. Oktbr.	Zweiter Brüdertag.
1864	.....	Begründung der Felddiakonie im schleswig-holsteinischen Kriege. Dr. Wichern mit Brüdern nach Schleswig.
1864	31. Juli.	Einweihung des neuen Bienenkorbes.
1866	.....	Felddiakonie. 110 Brüder und freiwillige Helfer.
1867	12. Septemb.	Einweihung des neuen Agenturgebäudes und der Taube.
1869	10.—12. Aug.	Dritter Brüdertag.
1869	.....	Kirchentag zu Stuttgart. Dr. Wichern über: Die Missionsaufgabe der evangelischen Kirche, die ihr entfremdeten Angehörigen für sich wieder zu gewinnen.
1870	.....	Felddiakonie. 14 Kolonnen der Felddiakonie auf dem Kriegsschauplatz.
1871	18. Oktober.	Berliner Oktoberversammlung. Dr. Wichern über: Die Mitarbeit der evangel. Kirche an den sozialen Aufgaben der Gegenwart.
1872	.....	Kirchentag zu Halle. Dr. Wichern berichtet über den Zentral-Ausschuß für innere Mission.
1873	1. April.	Eintritt des jetzigen Hausvaters.
1873	22.—24. Juli.	Vierter Brüdertag.
1873	22. Juli.	Einweihung der Linde.

Jahr	Datum.	
1874	7. Septemb.	Einzug der jungen Hauseltern.
1874	8. Oktober.	Einzug in das neue Schulhaus.
1876	18.—26. Juli.	Erste Konferenz der Vorstände der deutschen evangelischen Brüderhäuser.
1877	7. Oktober.	Einweihung der Fischerhütte (Lehrlingshaus) und der Turnhalle.
1878	19. Septemb.	Einweihung der Eiche.
1879	1.—3. Juli.	Konferenz der Hausväter in Rettungshäusern.
1880	22.—24. Juni.	Konferenz der Hausväter an Herbergen zur Heimat.
1880	26. August.	Prediger Th. Rhiems Todestag.
1881	7. April.	Nachmittag 2½ Todesstunde Dr. Wicherns.
1881	11. April.	Begräbnis Dr. Wicherns.
1881	25. April.	Einweihung der Krankenbaracke.
1881	24. November.	Einweihung des Ankers.
1881	17. Dezember.	Einweihung des Köchers.
1883	5. Mai.	Grundsteinlegung zum neuen „goldenen Boden.“

Zweiter Teil.

Die Arbeitsfelder

unserer

Brüder.

Unsere Brüder.

Brüder und Schwestern nannten sich in der ersten schönen Liebeszeit alle Christen. Paulus, der große Apostel, Johannes, Petrus, Jakobus, sie alle wollten „Brüder" sein: Brüder aller Schwachen, Angefochtenen, Heilsbegierigen: Brüder aller derer, für die Christus gestorben. Sie mahnen, sie bitten, sie strafen, sie stärken ihre Gemeinden mit dem einen Wort, das wir in allen ihren Briefen finden, mit dem Zuruf: Liebe Brüder!

„Brüder" wollen auch die Männer heißen, von denen uns die folgenden Blätter erzählen, auch sie wollen, so gut sie können, an die Verlassenen und Verirrten herantreten und ihnen das eine Wort sagen, welches von der Apostel Tagen durch die Kirche tönt: Liebe Brüder!

Sie finden manchen, der in aller Welt zu keinem Menschen mehr „Bruder" sagen kann. Er soll sie seine Brüder nennen dürfen. Es begegnet ihnen mancher, der es vergessen hat, daß wir alle eines Vaters Kinder sind. Ihn soll es an seine ewige Heimat mahnen, wenn sie als Brüder ihm entgegenkommen.

Und alle, die so von uns ausgehn, wissen sich untereinander verknüpft mit den Banden der Liebe, sie besitzen auch auf Erden ein Vaterhaus, in dem sie einst brüderlich ein jeder dem anderen gedient haben, dessen Geist und Segenswunsch ihre Wege begleitet, dessen Thore ihnen stetig offen stehn: das Rauhe Haus. Als Fremdlinge sind sie von fern hergekommen, als Kinder und Brüder gehen sie wieder zur Fremde. Laßt uns denken, sie alle wären um uns versammelt und redeten zu uns, wie einst Dr. Wichern in ihrem Sinne gesprochen:

„Wir, die hier versammelten Brüder, stammen aus allen Gauen unseres lieben Vaterlandes, von der Memel bis zum Rhein. Unter uns ist keiner, der nicht im stande wäre, sein täglich Brot mit dem zu erwerben, was er bis dahin gelernt, sei es als Lehrer oder Handwerker, als Landmann oder Kaufmann oder welchen andern ordentlichen Standes und Herkommens er sei. Äußerer Mangel hat uns nicht ins Rauhe Haus geführt. Als wir aber in fernen Landen von dem Werke, das der Herr in diesem Hause begonnen und weitergeführt, gelesen und gehört, haben wir gebeten, uns an dem Segen und an der Arbeit unter den Kindern teilnehmen zu lassen. Unser Hausvater hat uns hierher als Gehilfen der Arbeit berufen, und diesem Rufe ist keiner gefolgt ohne den Segen der Eltern. — Geld und Gut haben wir dem Rauhen Hause nicht bringen können und wenn etliche unter uns waren, die es gekonnt und gewollt, ist ihnen aus besserer Weisheit als wir selber hatten, die Gabe nicht gestattet worden. Was wir aber alle haben, das geben wir, nämlich uns selbst als Opfer des Dankes gegen Gott, dem Ganzen zu Nutz. Was jeder gelernt und sich an innerer und äußerer Geschicklichkeit und Fertigkeit erworben, und was er hier sich noch erwerben wird durch Übung und Unterweisung, das soll dem Rauhen Hause, vornehmlich zum Dienst unter seinen Kindern, denen hier alles verpflichtet ist und denen wir eben Brüder sein wollen, gewidmet sein, bis, der uns gerufen, uns auch weiter sendet im Namen des Herrn, der das Gebot zeigen wird, dem wir werden zu folgen haben."

Wer so kommt, den wollen wir auch fernerhin gern bei uns aufnehmen. 2261 Männer sind es gewesen, die in den 50 Jahren unsrer Anstalt bittend und fragend an uns herantraten, ob sie nicht Brüder werden dürften, und 814 von ihnen sind es wirklich geworden. Immer hat es einige gegeben, bei denen es früher oder später sich zeigte, daß ihnen die Rückkehr in den alten Beruf wohl der gewiesenste Weg sei, und andere, welchen wir gleich von vorn herein sagten, daß die Last, die wir auf ihre Schultern legen müssen, zu schwer sei für das Maß ihrer Kräfte. Denn wir können unsere Anstalt nicht dazu bestimmen, jedem Manne, falls er überhaupt nur christliches Leben und einen gesicherten Lebensberuf aufzeigen kann, mit den Opfern der Liebe, durch welche unsere Anstalt erhalten wird, eine Brüderbildung zu geben. Fast von selbst versteht es sich, daß wir noch besondere Bedingungen stellen.

Es muß bei einem Neuaufzunehmenden von vornherein angenommen werden können, daß er dereinst „als gesinnungstüchtiger, selbständiger christlicher Charakter, als ein ganzer Mann dastehe, der da weiß, was er will und was er soll, reif genug, um auch unter schwierigen Lebensverhältnissen sich mit feinem, sicherem Taktgefühl zurecht zu finden, und mit schlichtem, einfältigem Sinne an seinem bescheidenen Teile das Reich Gottes bauen zu helfen." Nur die, von denen wir nach menschlichem Ermessen eine solche Zukunft erwarten, treten in unsern Bildungsgang ein. Auf der von ihnen mitgebrachten Grundlage einer guten Volksschulbildung baut sich ein seminaristischer Unterricht auf, dessen Ziel vor allem eine gründliche Kenntnis des göttlichen Wortes und eine Herrschaft über den Stoff der Elementarschule bleiben wird. Neben dieser allgemeineren Ausbildung steht die spezielle Berufsvorbereitung durch eigene Thätigkeit in den verschiedenen Zweigen unserer Arbeit, durch eingehende Besprechungen praktischer Fragen, durch Konferenzen und Lektüre von ausführlichen Einzelberichten. Doch mehr als dies bildet der altbewährte Geist unsres Hauses, dessen kräftiger Einfluß immer das hauptsächlichste Erziehungsmoment gewesen ist und, will's Gott, bleiben soll.

Ist die Vorbereitung im Rauhen Hause einem Bruder so weit von Segen gewesen, daß ihm der Hausvater wohl zutraut, in eigener Arbeit selbständig stehen zu können, so tritt an ihn, — falls er nicht erst noch eine Zeit als Gehilfe sich einem älteren Bruder unterordnet — die Frage der Aussendung heran. Niemand geht von uns in ein Arbeitsfeld, ohne gesendet zu sein. Es soll jeder, wenn ihm bange Stunden kommen, Halt und Stütze an dem Gedanken haben, daß nicht er es war, der sich selbst seine Stelle gesucht hat. Aber es geht auch niemand von uns, der nicht dem Vorsteher auf seine Frage: „Willst du, daß ich dich dahin oder dorthin sende?" mit freudigem, wohl überlegtem „Ja" geantwortet hat. So ziehen sie denn fort mit einem letzten Segen zu Kindern oder Alten, zu Verkommenen oder Hilflosen in Städte und Dörfer. Aber sie wandern nicht, wie Heidenprediger von Ort zu Ort, um erst zu versuchen, wo und wie sich wohl eine Hütte bauen lasse, nein, sie gehen gerufen von Freunden des Rauhen Hauses meist zu freundlich geöffneten Thüren. Denn Jahr für Jahr kommen an den Vorsteher der Brüderanstalt etwa 60 bis 70 „Brüderforderungen", d. h. Bitten von Vereinen, Behörden, Kreisausschüssen, Patronen u. s. w., er solle ihnen Brüder übergeben bald für diese, bald für jene Arbeit. 1801 solcher Bitten sind in dem halben Jahrhundert, auf welches wir

zurückblicken dürfen, an das Rauhe Haus gelangt, doch nur bei etwas über 500 Fällen war es uns möglich, auf solche Bitten in der Weise einzugehn, daß wir Brüder in dauernde selbständige Stellen entsandten. Von diesen ist schon eine Anzahl versammelt zur ewigen Brüdergemeinschaft des Jenseits, andere haben uns, anderen haben wir einen Absagebrief geschrieben, kurz, es stehen 235 Brüder in selbständigen Arbeitsfeldern. Wie Kinder, auch altgewordene Kinder, sich gerne in Gedanken zum Elternhause wenden, so thun es auch diese Brüder. Sie schreiben uns von ihren Sorgen und Freuden, sie danken für dieses und bitten um jenes, und wir senden an sie Rat und Weisung, und vor allem auch Nachricht vom Rauhen Hause. Und wenn sich auch oft Jahre lang Brüder und Brüder nicht sehen, wissen sie sich doch eins in einem Geiste treuen Dienens und in dem gleichen täglichen Gebet, wie es unsere „Jahressprüche" vermitteln. Von solcher Gemeinschaft stehe hier ein Wort Dr. Wicherns: „Die Fernsten können sich so Handreichung des Geistes gewähren, die Jüngeren wachsen in die Gemeinschaft und Erfahrung der Älteren hinein, die Älteren erfreuen sich des Wachstums des Leibes, alle wissen sich in dieser Gemeinschaft als Glieder, wo eins mit dem andern sich freut und Leid trägt, und das Ganze wie eine stille Macht, die stets neue Kräfte in sich hereinzieht, wirkt, so daß die Brüderschaft um so lebendiger und jünger wird, je länger sie Erfahrung von sich selber macht und je mehr sie sich in den Dienst des Herrn und seiner Kirche gerufen sieht."

Wie aber aller Verkehr innerlicher Art nur lebendig bleibt, wenn er sich emporranken kann an festen Stützen äußerlicher Gemeinschaft, so hat sich auch bei uns, ohne daß es von Anfang an allseitig beabsichtigt gewesen wäre, wie von selbst eine Gewohnheit gebildet, die nun als feste Brüderordnung dem einzelnen Bruder Halt und Regel ist. Wir alle, die wir zum Rauhen Hause gehören, stehen um dasselbe als diejenigen Stätte zusammen, die wir unser aller zweites Vaterhaus nennen dürfen. Wie war es anders möglich, als daß auch eine einheitliche Vertretung dieser unsrer Brüderschaft ins Leben trat, und wo konnte diese anders sein, als eben im Rauhen Hause? Neben dem Vorsteher steht das Kuratorium der Brüderanstalt. Es muß eben ein Ort vorhanden sein, von dem aus man die Bahnen der einzelnen Schiffe auf ihrer Fahrt überschauen kann, um ihnen Hilfe zu senden, wenn Gefahr sich naht, um ihren Lauf zur rechten Zeit noch umzulenken, wenn die Richtung verfehlt scheint, um neue auszusenden,

wenn alte gestrandet. Wo anders können die verschiedenen Gaben und Kräfte, die der eine oft zu bescheiden verbirgt, der andere vielleicht ein wenig zu sehr ins Licht zu setzen geneigt ist, nach festem Maß verteilt werden, wenn nicht dort, wo unsre Brüder ihre Vorbildung genossen haben? Aber schon ist das Gebiet unserer Arbeiten in solcher Weise gewachsen, daß es kaum möglich ist — und in Zukunft würde es bei weiterem Wachstum vollends unmöglich werden — die gesamte Leitung mit allen ihren vielen und oft so zeitraubenden Pflichten in eine Hand allein zu legen. Solche Erwägungen haben den Wunsch rege gemacht, in den einzelnen Provinzen und Ländern neue Mittelpunkte für unsere Brüder zu schaffen. Und es ist auch gelungen, treue Mitarbeiter und Helfer des Vorstehers für die einzelnen „Verbände" zu finden, welche nun durch Korrespondenz und auch wohl Reisen die Verbindung zwischen uns und unseren Brüdern zu kräftigen und zu erhalten suchen. Ihnen zur Seite steht eine größere Anzahl von Männern, welche meist früher selbst im Rauhen Hause thätig gewesen sind. Viele von ihnen finden wir als treue Helfer der inneren Mission in geistlichen Stellen. Sie sind ein lebendiger Beweis des Zusammenhanges, der unsere Brüderschaft mit dem Pfarramt verbindet, denn das kirchlich geordnete Amt und die verfassungsmäßig bestehende Kirchenform sind es, denen unsere Brüder als eine Schar dienender Helfer sich unterordnen wollen in freiwilliger Arbeit. Wie unser Rauhes Haus sich in die Hamburgische evangelisch-lutherische Kirchengemeinschaft und insbesondere in den Gemeinde-Zusammenhang des Kirchspieles Hamm und Horn eingefügt weiß, so kennen auch unsere Brüder ihre klare kirchliche Stellung, wohin sie auch kommen. Ohne Klosterzwang und Ordensgelübde, und ohne jeden Schein eines besonders geistlichen Standes, in aller Bescheidenheit und Treue hoffen wir so auch fernerhin immer mehr Bausteine mit zutragen zu dürfen zum Bau des ewigen Reiches. Wie aber in der großen Gesamtarbeit der Kirche nicht jeder einerlei Amt und Beruf empfängt, so auch bei uns. In verschiedenen Gebieten arbeiten die Brüder: als Hausväter in Rettungshäusern, Herbergen und Armenhäusern, als Stadtmissionare u. s. w. Auf diese Gebiete wollen wir sie in Gedanken begleiten, und hoffen, dabei sie äußerlich verschieden und doch innerlich einig in dem Geiste zu finden, dessen lebendiges Beispiel für alle Glieder unserer Anstalt immer der Mann bleiben wird, dem sie ihre Entstehung verdankt, Dr. Wichern.

1. Rettungshäuser.

Dr. Wichern war ein rechter Kindervater. Mit 3 armen Knaben hat er seine Lebensarbeit begonnen. Für seine Kinder lebte er bis zuletzt. Seine ersten Brüder sandte er aus zum Dienst der Kinder in die Rettungshäuser, und noch heute ist dieser Zweig unserer Arbeiten wohl wert, daß wir von ihm an erster Stelle reden. 89 Brüder sind von hier aus in Rettungsanstalten entsendet worden, 42 von ihnen stehen noch jetzt als Hausväter in meist recht gesegneter Arbeit, und wenn wir nicht falsch urteilen, wird in den nächsten Jahren noch mancher Rettungshausvater vom Rauhen Hause ausgehen. Und fürwahr, es ist kein leichter Beruf, dem sie entgegengehen. Sie sollen ihren Pfleglingen Vater sein und zugleich Lehrer, sie müssen ihr Spielgenoß sein und doch auch ihr Seelsorger, in der Werkstatt ebenso zu Hause, wie in aller Arbeit, die Feld und Garten verlangen. Wer in solche Meisterjahre eintreten will, der muß erst seine besonderen Lehrjahre durchlebt haben. Alle haben dies zuerst im Rauhen Hause selbst gethan, viele aber gehen dann noch auf 1 bis 2 Jahre als Gehilfen zu einem unserer bewährten älteren Brüder. Sie stützen seine müden Arme, fangen wohl auch an, eine eigene kleine Kinderfamilie zur Seite des Hausvaters zu pflegen, und dabei können sie oft ohne viele Worte von dem gereifteren Freunde das lernen, was ihnen kein Buch, kein Lehrer geben kann, den rechten Geist, die Sorgfalt im Kleinen, die Liebe zu den Elenden, die Geduld bei denen, die nicht hören wollen. Und wenn dann der Abend kommt, gehen die Knaben zur Ruhe, der Gehilfe bringt sein Lesebuch und seine Bibel, und sucht unter Anleitung seines älteren Führers, nach einem festen von uns aufgestellten Plane in Gottes Wort und in die nötigen Schulkenntnisse sich immer tiefer hineinzulernen, wohl auch einmal sich im Dienste der Frau Musika zu üben. Wenn solcher gegenseitiger Helferdienst recht geübt wird, kann er den Alten eine Freude und den Jungen ein Segen sein. 18 Gehilfen haben wir gegenwärtig zu diesem Zwecke ausgesendet, und wenn wir noch 20 aussenden könnten, sie würden bald ihre Stätte finden. Wie oft ist es uns vorgekommen, daß wir fremden Rettungshäusern ihre oft dringende Bitte um Gehilfen abschlagen mußten, weil wir ja selbst noch an Brüder zu denken haben, die bisher umsonst auf einen jugendlichen Helfer warteten!

Ein praktischer Unterricht der jüngeren Brüder, wie wir ihn eben geschildert haben, ist nötig, wenn sie dereinst ihren Pflegekindern durch den erwärmenden Hauch familienartiger Gemeinschaft neues Leben, Lust und Frische sollen vermitteln können. — Ja, aber ist es denn überhaupt möglich, dies in Rettungshäusern zu thun? Sollte man nicht lieber alle jene Kinder in wirkliche Familienpflege thun, zu barmherzigen Leuten? Man hat oft geredet, als ob nur dieses oder nur jenes empfohlen werden könne, und ist damit über die Grenzlinie der meist vorliegenden Verhältnisse gegangen. Man thue immerhin in wirkliche Familienpflege so viel Kinder als möglich, es werden doch noch genug übrig bleiben, denen sich nie eine Heimat öffnen würde, wenn sie nicht beim Hausvater anklopfen dürften. Dies kann nur leugnen, wer nicht weiß, welche ungeheure Summe von Kindern in Rettungsanstalten erzogen wird. Nach dem statistischen Bericht, welchen der „Zentral-Ausschuß für die innere Mission der deutschen evangelischen Kirche" in seiner sehr empfehlenswerten Denkschrift über das Rettungshauswesen 1882 niedergelegt hat, sind in den 164 Rettungshäusern der preußischen Monarchie nach und nach 36,660 Kinder und im genannten Jahre allein 5587 erzogen und gepflegt worden. Oder wollten wir, um die Notwendigkeit der Rettungshäuser zu erweisen, unser eigenes Arbeitsgebiet anführen, so würde eine Zusammenstellung der einzelnen unten nachfolgenden Berichte ergeben, daß in den 42 Anstalten, welche wir jetzt besetzen, überhaupt etwa 8000 und im letzten Jahre ca. 1600 Kinder gewesen sind.

Und in der That, seit mehr als einem halben Jahrhundert hat sich in Deutschland und weiterhin die rettende Liebe geregt, sie hat gebaut, gekauft, geschenkt und auch gebetet. Einst waren es nur wenige Männer, welche die verachtetsten unter den Kleinen an ihr Herz zogen: als Prophet einer künftigen besseren Zeit war Pestalozzi dort in Stanz seinen 80 zerlumpten Kindern alles in allem, als originellen, glaubensvollen Kinderfreund kennen wir zu Goethes Zeit in Weimar jenen Legationsrat Johannes Falk, der selbst einst ein armes Danziger Stadtkind gewesen. Beuggen hatte in Süddeutschland, Düsselthal in den Rheingegenden die Augen geöffnet, da sollte auch für Norddeutschland und noch weiter hin ein Mann kommen, dessen Wort zündend, dessen Vorbild schöpfungskräftig, dessen Rat maßgebend wurde im evangelischen Deutschland, Dr. Wichern. Wie er selbst Rettungshausvater geworden ist, haben wir schon im ersten Teile dieser Jubelschrift nach seinen eigenen Be-

richten geschildert. Hier müssen wir daran erinnern, wie er, vor allem im Jahre 1849, durch seine Reisen nach Pommern und Schlesien, nach Mecklenburg, Bremen und anderswohin überall Verständnis und Eifer geweckt hat. Bald saß er auf einem stillen Herrensitze und beriet mit dem Gutsherrn, bald suchte er in neu entstandnen Vereinen belehrend und klärend zu wirken, bald auch hatte er die Massen des Volkes versammelt, sie hingen an seinen Lippen, und er redete von Not und Hilfe. Und was machte damals dem Gedanken eines Rettungshauses soviele Freunde? Es war das eine lösende Wort, das Dr. Wichern gesprochen hatte, als er mit der Forderung des Familienprinzipes alles Anstaltstreiben zu Boden warf. Hunderte von Rettungshäusern entstanden, Witwen konnten ihren Besitz, Gutsherren manches leer gewordene Häuschen, Pastoren ihre Liebe und ihren Eifer nicht besser verwenden, als zu deren Begründung.

Doch wenn einmal auf Stunden die Pulse des Lebens zu gewaltig sich regen, folgt stets auch Ermattung. Man hatte oft mehr gethan, als das Bedürfnis erheischte, ein Rückschlag war unvermeidlich. Von hier und von da kam im Laufe der Jahre die Kunde, daß eine Anstalt, einst mit Freude und Hoffnung gegründet, nun kranke und sieche, vielleicht schon eingegangen sei. Nachdem in Preußen zu den 3 ältesten Rettungshäusern in den vierziger Jahren 26, in den fünfziger nicht weniger als 85 hinzugetreten waren, sank die Zahl der neubegründeten in den sechziger und siebziger Jahren auf je 18 herab. Die oben citierte Denkschrift des Zentral-Ausschusses muß konstatieren, daß von 179 preußischen Rettungshäusern im Laufe der Jahre 1867—81 nicht weniger als 15 eingegangen sind. Und wie es in Preußen war, war es auch zumeist im übrigen Deutschland. Daß diese Vorgänge auf die Verwendung unserer Brüder den größten Einfluß gehabt haben, bedarf kaum der Erwähnung. In den 12 ersten Jahren des Rauhen Hauses hat Dr. Wichern 13 Brüder als Rettungshausväter angestellt, aber schon im folgenden Jahrfünft allein entsandte er 11, in den Jahren 1851—55 sogar 17. Dies war der Höhepunkt. 1856—60 sind 7 zu nennen, ebenso viele auch in den nächsten 5 Jahren bis 65, ja 1866—70 hat das Rauhe Haus nur 3 Brüder in Rettungsanstalten gesendet. Von nun an steigt die Zahl, aber nicht in erster Linie wegen eines ausgesprochenen Bedürfnisses. Der Grund ist ein anderer. Es wurde manches Auge müde, das bis dahin über einem Rettungshause treu gewacht, das Zepter des kleinen lieb gewordenen Reiches entsank

den alternden Händen, und eine neue Generation von Rettungshausvätern beginnt sich neben die Vertreter jener ersten Begeisterungszeit zu stellen. Von 1871—75 traten 11, von da bis jetzt 20 Brüder in Rettungsanstalten ein, dazu 86 Gehülfen zur Unterstützung älterer Brüder. Doch wollen wir gleich hier eine Bemerkung machen, welche für alle von uns angegebenen Entsendungsziffern gilt: Es kann vorkommen, daß ein und derselbe zwei-, ja dreimal als ausgesendet gezählt wird, wenn er öfter ein Arbeitsgebiet mit einem neuen vertauscht hat. Ohne diese Einschränkung verstanden, würden die Entsendungszahlen im vergleich mit den viel kleineren Zahlen der wirklich vorhandenen Arbeitsgebiete zu der Annahme führen, als sei unsere Brüderarbeit im Rückgang, während doch gerade zu keiner Zeit ein so reges Wachstum zu konstatieren ist, als gerade jetzt. Allein in den ersten vier Monaten des Jahres 1883 ist die Zahl der Forderungen auf 62 gestiegen. Auch das Rettungshauswesen beginnt wie überhaupt, so auch für uns einen neuen Aufschwung zu nehmen. Bis 1878 ist es in der That im langsamen Niedergange begriffen gewesen, doch seitdem ist es in eine neue Periode eingetreten, deren Folgen sich in der nächsten Zukunft, wenn nicht alles täuscht, noch stärker als bis jetzt bemerklich machen werden. Auf den Stand der Dinge ist ein Licht gefallen, das die vorhandene Not grell beleuchtet und die große Aufgabe der Rettungshäuser ersichtlich macht. Wir reden vom Zwangserziehungsgesetz. Wer selbst mit Rettungsanstalten zu thun hat, kennt es genau; für die, welchen es fremd sein sollte, lassen wir seinen Hauptparagraphen folgen: „Wer nach Vollendung des sechsten und vor Vollendung des zwölften Lebensjahres eine strafbare Handlung begeht, kann von Obrigkeitswegen in eine geeignete Familie oder in eine Erziehungs- oder Besserungsanstalt untergebracht werden.“ Der Erfolg dieses Gesetzes war ungeheuer. Bis Oktober 1881 waren in Preußen bereits 3364 Kinder zur Zwangserziehung verurteilt, und 2277 derselben der Erziehung von Privatanstalten übergeben worden. Diese Zahlen sind seitdem noch bedeutend gestiegen und werden voraussichtlich zunächst im Steigen bleiben. (Denkschrift des Zentral-Ausschusses.) Fragen wir nach diesem geschichtlichen Rückblick, welches der Stand der heutigen Rettungshausarbeiten unserer Brüder sei, so finden wir — vom Rauhen Hause selbst abgesehen — 42 Brüder als Hausväter thätig. Weit verstreut über die Länder, am meisten noch in Schlesien einander nahe, pflegen sie ihre Kinder. Sie spielen mit ihnen meist dieselben Spiele, singen die gleichen Lieder, sie erzählen

ihnen, ob im fernen Rußland, ob in Ostfriesland, ob in Sachsen, wieder und wieder vom Rauhen Hause, mit welchem sie alle bei der täglichen Andacht durch die gleichen „Jahressprüche" vor Gott dem Herrn sich einen. — Und mit ihnen thun es noch andere unter Waisen und Armenkindern. Auch ihnen ist hie und da von uns aus ein Vater geschenkt worden, denn 10 von unsern Brüdern — an ihrer Spitze Schulz in Hamburg — sorgen in Waisen- und Armenkinderhäusern für ca. 1000 Knaben und Mädchen. Und auch in dieser Thätigkeit läßt sich — nicht anders als bei den Rettungshäusern, ein schnelles Anwachsen, dann aber ein gewisser Stillstand wahrnehmen.

Wie muß es im Innern dieser vielen Kinderanstalten aussehn? Wer sie alle besuchen könnte, würde sich wundern, wie sie alle im Grunde doch so ähnlich sind, wie überall sich Arbeit, Unterricht, Spiel und Gesang, wie sich der ganze Tageslauf so gleicht. Wollte er aber nach dem Urbild suchen für all dieses Leben, er würde es finden auf wenigen Blättern, die von Dr. Wichern geschrieben, den Titel tragen: „Ein Tag im Rauhen Hause." Wir lassen sie fast unverändert folgen, obgleich sich dieses und jenes im Laufe der Jahre ein wenig anders gestaltet hat.

Ein Tag im Rauhen Hause.

Es ist ein schöner Sommermorgen. Die Sonne bricht im Osten hervor, und derjenige Bruder, der die letzte Nachtwache gehabt, hat die für diese Woche bestellten „Wecker" bereits gerufen. Einer von ihnen tritt in das Schlafzimmer der Knabenfamilie, die wir kennen lernen wollen, und ruft die Schläfer zum Aufstehen. Alle erheben sich vom Lager, so viel Mühe es auch dem „Familienbruder" macht, den einen oder andern seiner zwölf Pfleglinge aus dem tiefen Schlafe aufzurütteln. Ein kurzes Morgengebet ist gesprochen. Alle zwölf gehen danach in die Waschkammer, um sich zu reinigen. Schon von da an verteilen sich die einzelnen nach den verschiedenen Hausgeschäften. Nur sein Bett hat jeder selbst zu machen; in allen übrigen Stücken hilft jeder allen andern. Der eine fegt die Schlafkammer, die andern besorgen die Reinigung des Fußzeugs und der Hausgeräte, und noch einer schafft das Trinkwasser herbei; jeder hat solche kleine Geschäfte; allmählich sammeln sich aber alle in der Wohnstube und beschäftigen sich die noch

übrige Zeit mit Übungen im Lesen, mit Lernen von Sprüchen oder Liedern, mit Schreiben oder anderen stillen Arbeiten, alles unter Leitung und Aufsicht des Familienbruders. An einzelnen Tagen geht aber die Familie wohl auch auf das ihr angehörende Stück Gartenland, wo sie für ihren besonderen Bedarf das Land bestellt, für sich selbst gräbt, pflanzt und säet. Hier wachsen Erbsen, Bohnen, Salat, Gurken und allerlei Gemüse, das, wenn es reif ist, für die Familie gekocht wird. Darüber wird es jedenfalls 6 Uhr. Da heißt es: zur Stunde! denn die große Glocke vom Turm verkündet für die Knaben in allen Kinderfamilien und für die Brüder in den Konvikten den Anfang des Frühunterrichts von 6—7 Uhr. Unter Führung des Bruders verläßt unsere Familie ihre Wohnung und verteilt sich dann in verschiedene Unterrichtsklassen; hier warten ihrer die Lehrbrüder, welche die Kinder in den Unterricht nehmen; derselbe währt bis 7 Uhr. An den verschiedenen Tagen wird alttestamentliche Geschichte, der Katechismus, Geographie oder Naturgeschichte gelehrt. Um 7 Uhr wird die Glocke zum zweitenmal gezogen, das Lernen hat für jetzt ein Ende, und alle gehn zur Morgenandacht in den Betsaal. Weil die Sonne so wonnig durch alle Zweige scheint, wird gesungen, wie Paul Gerhardt gedichtet: „Die güldne Sonne voll Freud und W..nne u. s. w.“ Dann werden die Jahressprüche angesagt, die Schriftverlesung gehört, gebetet und schließlich nach einem der letzten Verse ruft der Hausvater seinen guten Morgen allen Großen und Kleinen entgegen. Alle zerstreuen sich wieder in die Familien, die sich in ihren verschiedenen Häusern sammeln. Vor dem Wohnhäuschen unserer Familie prangen in ihrem Blumengarten prächtige Blumen, blau und rot und weiß, namentlich der vielgepriesene Rittersporn, manches Kind hat sogar einen schönen Rosenstock; da gilt es ein schnelles Bewundern der neuerschlossenen Blumenkelche; denn jeder weiß genau, wie es mit jeder einzelnen Blume steht, und weiß wohl auch schon, wem er die besten derselben, wenn sie nur erst aufgeblüht sind, bestimmt hat. Allein in diesem Augenblick ist keine Zeit zu verlieren. Die dazu für die Woche bestimmten Familiengenossen haben bereits die Eßgeschirre mit der dampfenden Buchweizengrütze auf den Frühstückstisch gestellt. Der Familienbruder füllt die Schüssel mit dem warmen Frühstück, und nach kurzem Tischgebet des Bruders ist es bald verzehrt. Nun aber heißt es: zur Schule! Die Bücher werden zusammengelegt und jede Familie stellt sich in Reih und Glied. Unsere Familie muß eilen, denn die andern sind schon fast alle

im großen Schulhause verschwunden. Endlich ist auch sie zur Stelle, die Knaben gehen auseinander in die vier verschiedenen Klassen, setzen sich auf ihren Platz und horchen begierig auf, was ihnen der Lehrbruder heute wohl zeigen oder sagen werde. Heute geht alles gut, die Stunden verfliegen schneller als man gedacht, und schon wird es Mittag. Wenn die große Glocke um 12 Uhr zum Mittagessen läutet, ist allerorten die Arbeit im Nu zu Ende. Bald sind alle Familien in ihren Stuben um den großen Tisch versammelt. Der dazu verordnete Kamerad hat den Tisch gedeckt, die zinnernen Teller sind für jeden an seinen Platz gestellt, die volle Schüssel dampft bereits und verspricht den Hungrigen das gute Ende der diesmaligen Arbeit. — Der Familienbruder spricht das Tischgebet und hält mit allen das Mittagsmahl. Der jüngst eingetretene in der Familie hat den nächsten Platz bei dem Führer der Familie, damit er um so mehr angeleitet werden könne, mit Anstand zu essen. Da nur zwölf an einem Tische sitzen, so ist auch ein gemütliches Tischgespräch möglich, das sich in all der Freiheit bewegt, die ihm gebührt. Heute kommen die öffentlichen Tagesereignisse zur Sprache, über welche die Kinder etwas vom Bruder zu erfahren wünschen, der dabei vielleicht Gelegenheit findet, den Kindern von seinen Reisen in der Fremde, namentlich aus Süddeutschland zu erzählen, wohin sich schon viele seit so lange gesehnt. Wenn die Mahlzeit ans Ende gekommen, fragt vor dem Dankgebet der Bruder die Kinder: Sind alle satt? und erst nachdem diese Frage bejaht ist, stehen alle auf. Einige haben das Leidwesen, für den Tag Tischwärter zu sein, und gehen an ihr Geschäft, das Geschirre wieder zu reinigen, während die übrigen auf den Spielplatz eilen bis 1 Uhr. — Das aus Rußland herübergekommene Festungsspiel oder „Pop", oder das aus Hessen her hier bekannt gewordene „Geisspiel" haben, da sie keinen so großen Spielraum erfordern als Schlagball, dieses letztere sehr in den Hintergrund gedrängt; Ball wird lieber zu anderer Zeit auf freiem Felde gespielt. Aber sowohl Pop wie Geis erfordern viel körperliche Gewandtheit und Übung im Treffen, Werfen und Laufen. Unsere Familie spielt den Popen meisterhaft und wie von Blitz getroffen werden die fünf künstlich aufgestellten Klötze aus dem Ring geschleudert. Die Knaben übertreffen in dieser Familie die Brüder, nur nicht den Familienbruder, der für den Meister im Spiel gilt. — Zu andern Zeiten giebt's natürlich auch andere Spiele, so z. B. zur Herbstzeit den Drachen und zu anderen Zeiten noch andere. Es kommen aber auch Wochen, wo

fast gar nicht in dieser Weise getummelt wird, sondern wo sich alles mit der Pflege der Sämereien oder Blumen beschäftigt. Diesmal thun es von dieser Familie nur zwei, von denen der eine auch künftig Gärtner werden will. Im Sommer werden häufig Kränze gewunden, Bouketts zusammengelegt, und Blumen fleißig in Töpfe verpflanzt, um am Sonntag (denn es ist der erste im Monat, wo die Eltern erwartet werden) die Eltern damit zu erfreuen. — Auf unserm Spielplatz hat diesmal übrigens jene Beschäftigung einzelner auf dem Blumenlande noch einen andern Grund. Vom Spiel treten immer mehr ab, es geht treppauf und nieder, hinauf auf den Konvikt, wo die Brüder wohnen. Wir schließen uns dem ganzen Zuge der Zwölf an und befinden uns plötzlich vor einem schön geschmückten Geburtstagstisch. Den hat die Familie für einen der Brüder aufgestellt; ein Sprüchlein auf ein sauberes Blatt geschrieben, ein kleines Bild und Buch, für das die Familie zusammengelegt, sind die Hauptsachen, aber rundum liegen Blumen und Kränze, offenbar die besten, die jede Hand der Zwölf von ihren Blumenbeeten hatte nehmen können. Über solches Familienfest wird alles andere, auch das sonst so lustige Spiel, vergessen.

Um 1 Uhr haben die Knaben ihre ihnen für immer fest angewiesenen Stellen auf dem großen Platze vor dem Arbeitshause, dem goldenen Boden, eingenommen. Die Familien sind neben einander in gerader Linie aufgestellt. Die Arbeit soll für den Tag verteilt werden. Dabei haben namentlich auch die „Brüder" zu thun. Deswegen sind die für diese Tageshälfte zur Aufsicht und Mitarbeit bestimmten Brüder samt dem Vogt, der die allgemeine Aufsicht und Anordnung über die Landwirtschaft hat, zugleich mit allen Knaben vor dem Arbeitshause versammelt. In dem Augenblick der „Arbeitsverteilung" lösen sich die Familien der Kinder abermals auf. Wie sich nämlich um 6 Uhr aus den Familien die Schulklassen gebildet haben, so jetzt die Arbeitsgruppen zum Betrieb der Handarbeiten. Jeder Knabe weiß, welcher Arbeitsgruppe er angehört; er weiß z. B., ob er Schuster, Schneider, Bäcker, Gärtner oder was sonst sein wird; doch tritt, namentlich je wie die Landwirtschaft oder gerade eine andere Beschäftigung vorwiegt und mehr Kräfte als sonst erfordert, eine wenn auch nur für den Tag geltende Abänderung ein. Jetzt heißt es nun: die Tischler gehen ab! Bei diesem Ruf treten die Tischler aus den verschiedenen Familienreihen heraus und gehen mit den aufsichtführenden Brüdern in die Werkstatt an ihre Hobelbänke. Nun ist alles Ohr, wer die nächsten sein werden:

Schuster ab! heißt es abermals, und die Schuster springen aus den Familien in die Werkstatt hinein; ebenso die Schneider (die im Sommer freilich viel lieber „draußen“ arbeiten), die Korbmacher, die Pantoffelmacher, die Buchbinder, die Bäcker u. s. w. Der Glaser hat die gestern beim Ballspiel zerbrochenen Scheiben wieder einzusetzen, denn auch die ernste Ermahnung vom letzten Sonnabend hat die Vorsicht gegen die Fensterscheiben nicht erhöht. Dann muß heute noch Holz gespalten, Steinkohlen müssen abgeschaufelt, Wasser muß getragen werden, so daß der Vogt schon ganz besorglich und verdrießlich wird, weil für die „Landarbeit“ wieder nur so wenige übrig bleiben. Aber das Ende ist besser als er fürchtete. Es lassen sich noch einige größere und kleinere Häuflein sammeln fürs Land. Mit Spaten und Harken und Karren versehen geht's unter der Anführung von so viel Brüdern, als Landarbeitergruppen da sind, fort an die verschiedenen Stellen des Gartens, der Äcker, der Wiesen. Einer unserer Freunde hat einmal einen solchen Haufen aufs Feld ziehender Knaben gezeichnet, wie sie gerade durch das eine der großen Eichenthore im Garten singend dahin ziehen (siehe Bild S. 85). Die Jungen singen sonst wohl: „Wir pflügen und wir streuen“ oder dergleichen. Heute aber klingt's anders: „Durch Feld und Buchenhallen, bald singend, bald fröhlich still“ u. s. w. Denn sie sind voller Freude und Hoffnung auf den „großen Spaziergang“, der ihnen für die nächste Woche angekündigt ist. Fritz mit seinen beiden Braunen vor den schwer beladenen „Stadtwagen“ muß warten, bis der Zug vorüber ist, während die Störche auf der „grünen Tanne“ klappern und die Vögel in den Eichen zwitschern und trillern und der stolze Hanshahn ärgerlich räsonnirt, daß seine Mittagspromenade mit den seinen Hennen so rücksichtslos gestört worden ist. So geht's fort aufs Feld. Der Maler hat wohl seine schönen Gedanken dabei gehabt, daß er zugleich die Betglocke läuten läßt. „Bete und arbeite!“ ist des Hauses Losung und darum gedeiht denn auch alles so fröhlich. — Wir gehen danach einmal durch die ganze Anstalt, um zu sehen, was und wie alle ihre Arbeit treiben; denn ein jeder hat sein Teil für die andern zu thun und keiner weiß fertig zu werden. Wie bunt geht es an all den Arbeitsstellen her! Sie nähen, hobeln, sägen, flechten, backen Brot, malen, dort sieht man Bücher binden, oder häusliche Arbeiten allerart verrichten, während dort eine Gruppe Kartoffeln häufelt, dort eine Reihe Dünger karrt, dort noch andere hacken, graben, Erbsen und Bohnen pflücken, Kraut und Wurzeln jäten, auf den Wiesen Gras mähen für

den Stall, Gräben auswerfen, oder Ställe reinigen und das stattliche Viehwerk besorgen, das im Stall gefüttert wird.

Aber wo sind während dieser Arbeitsstunden die zwölf Knaben unserer Familie, mit denen wir den Tag verleben wollten, geblieben? Es würde uns in der That Mühe machen, sie rasch wieder zusammen

zu finden; denn sie sind vielleicht über ebenso viele Arbeitsstellen zerstreut. Um 4 Uhr finden wir sie wieder zusammen beim Vesperbrot. — Aber was soll das sein? Da sitzt ja ein Junge und ißt nicht mit! Will er nicht? O nein, er wollte schon, aber darf nicht; er ist faul

gewesen, und faul darf im Rauhen Hause niemand sein. — Wenn es fünf schlägt, geht's nochmals zur Arbeit, bis um 7 Uhr die Glocke zur Abendandacht ruft. Nach dem Abendgebet folgt in der Familienwohnung das Abendbrot. Der Abend ist schön und so haben die Kinder auch heute die Freude, noch etwas länger aufbleiben zu können. Da schallt aus einigen Häusern hier ein traulich Abendlied, während dort andere Familien bis spät am Abend in getrennten Chören durch unsere weiten Gärten wandeln; hier unter den Eichen schallt das: „Über allen Wipfeln ist Ruh" — und dort aus dem dunkeln heimischen Gartenweg das schöne: „Nacht und still ist's um mich her" — während dort aus des Knaben Wunderhorn: „In dem gold'nen Strahl" herüberklingt. — Und in dem weiten Eichenkranz schlagen die Nachtigallen so hell und schön, als wollten sie mit dem fröhlichen und getrosten Singen der Menschenkinder einen Wettkampf bestehen, — bis zuletzt im weiten Revier der Anstaltsgärten alles verstummt und nichts mehr vernommen wird, als die Stimme des Bruders, der als Wächter sein Lied singt und des neuen Morgens wartet.

Die gute alte Sitte der Väter, die letzten Stunden des Sonnabends durch größere Sammlung und Stille sowie durch Zurüstung auf den Sonntag auszuzeichnen, hat sich auch bei uns von selbst aus der christlichen Lebensordnung herausgebildet. Jede Familienwohnung wird am Sonnabend von den Kindern selbst unter Leitung der Brüder gereinigt. Am Abend sammelt dann jeder Familienbruder seine Knabenfamilie um sich. Die Einrichtung hat einen doppelten Zweck: einmal wird in dieser Stunde aus der Hand jedes der Kinder dessen kleines Hausgeschäft, das es während der nun verflossenen Woche für diese seine Familie verwaltet hat, zurückgegeben. Bei dieser Gelegenheit hat der Knabe dann alles, was ihm für die Woche anvertraut gewesen, rein und heil zurückzuliefern, z. B. Messer, Gabel, Löffel, Trinkbecher, Besen, Schaufel u. s. w.; was verloren oder verdorben ist, wird notiert. Eine Reihe anderer Kinder der Familie empfängt dasselbe Geschäft aus der Hand des betreffenden Bruders und zugleich die Aufsicht über jene Geräte, für die sie dann verantwortlich sind. Diese Familienbesprechungen, oder das „Wochengespräch" der Familien umschließt aber zugleich eine Erwägung des innern sittlichen Standes und Ganges der Familien.

Noch vor 8 Uhr ist dann am Sonnabend in jeder Familie die reine Leinwand einem jeden einzelnen Kinde eingehändigt und die nötige körperliche Generalwäsche besorgt. Bis 8 Uhr ist zur selbigen

Zeit, wo die einzelnen Familien ihre besonderen Angelegenheiten abschließen, mit den sämtlichen Brüdern eine besondere Konferenz über die in letzter Woche erledigten und für die nächste Woche neu vorzunehmenden Arbeiten abgehalten, und das dazu nötige Material u. dgl. einem jeden bewilligt, so daß der Montag der neuen Arbeitswoche alles vorbereitet findet. Um 8 Uhr aber schließt für den Einzelnen wie für das Ganze die Versammlung der ganzen Hausgenossenschaft zur Abendandacht im Betsaal die Woche ab.

2. Lehrer.

Einen Punkt haben wir bei Besprechung der Rettungshäuser nur kurz erwähnt: der Hausvater soll zugleich Lehrer sein, ja, wir wollen hinzusetzen: ein guter, womöglich staatlich examinierter Lehrer. Was die Behörden von einer einklassigen Volksschule fordern, können sie auch von dem Unterricht in einem Rettungshause verlangen. Wir sind bestrebt gewesen, solchem Verlangen nach Kräften Genüge zu leisten.

Eine Reihe unserer Brüder, welche für Rettungshäuser ausgebildet wurden, haben in den letzten Jahren in Lüneburg die Sorgen und Freuden eines glücklich überwundenen Examens kennen gelernt, und andere werden, will's Gott, denselben Weg gehen. So lenkt also der älteste, hauptsächlichste Beruf unserer Brüderschaft wie von selbst den Blick auf die Arbeit der eigentlichen Schule. Was Wunder, wenn Dr. Wichern auch für diese selbst Kräfte stellen wollte? Er dachte an die vielen Kleinen, die in Stadt und Land dem herrschenden Lehrermangel zum Opfer fielen, er dachte aber noch mehr an die Tausende von Kinderherzen, denen ihre Lehrer oft so wenig und so frostig kalt vom Heiland erzählen, und er sah, ob er helfen könnte. Es mußten christlich erprobte und dabei allseitig tüchtige Lehrkräfte für Gemeindeschulen und größere Anstalten ausgebildet werden. Bis zum Jahr 1850 hatte er 4 Brüder als Lehrer entsandt. Da faßte er den Plan, die Lehranstalten des Rauhen Hauses um ein Lehrerseminar zu vermehren; er legte den Grund zu einem „Schulmeisterhause", und schon schien es, als sollte Lehrerbildung eine Hauptaufgabe unserer Anstalt werden. Da traten andere Bedürfnisse in den Vordergrund, da begannen auch die Anforderungen des Staates an die wissenschaftlichen Leistungen seiner Lehrer immer

höher zu steigen, kurz, wie wir bei Betrachtung der Rettungshäuser sich Flut und Ebbe folgen sahen, so ist es auch hier. Und — sagen wir es gleich jetzt — so ist es auf allen Gebieten unsrer Arbeit. Von Jahrzehnt zu Jahrzehnt treibt ein neuer Zweig am alten Baume besonders reichlich Blüten und Früchte, bisweilen so stark, daß es scheint, als wollte es den anderen an Saft und Leben gebrechen. Fast einseitig treten zu verschiedenen Zeiten verschiedene Aufgaben an uns heran. Sollen wir sie abweisen? Wenn wir es thun, schreitet die Geschichte weiter und läßt uns stehn. Wir können nicht anders, wir müssen dem Gange der Zeitentwicklung unsre Brüderbildung anpassen, sie muß sich in ihren theoretischen und praktischen Teilen elastisch genug erhalten, um stetig neue Momente aufnehmen zu können. — Doch zurück zu unseren Lehrern. Sie stehen da als Zeugen einer Anstaltsperiode, welche vor allem durch die Notstände der Schule bestimmt wurde, meist schon älter geworden in stetiger Arbeit, wirken sie noch heute wie vor Jahren an Gemeindeschulen und bei Kindern in mancherlei Anstalten, zum Teil auch, wie die Br. Hennigs und Horn, im fernen Ausland, wo deutsche Kinder nur schwer einen deutschen Lehrer finden. Noch sind es 31, die wir zu den unseren zählen können. Doch sie werden — so weit sich im voraus beurteilen läßt — wohl aushalten müssen, wie eine Schar zum Teil schon ergrauter Krieger auf abseits gelegenem Posten, welche nicht wankt und weicht, wenn auch keine neuen Truppen ihnen zur Hilfe nachrücken. Denn alle, welche heute sich bei uns im Lehrerfache üben, wollen dereinst nicht als Lehrer allein, sondern als Hausväter in Rettungshäusern ihre kleine Schule um sich sammeln.

3. Stadtmissionare.

Die Kinder sind die Lieblinge der inneren Mission. Rettungshausväter und Lehrer leben für ihre Kinder, und nun begegnen wir noch einer dritten Art von Brüdern, die unter der Jugend ihre besten Freunde hat, den Stadtmissionaren. Alles, was noch lernen will, ziehen sie an sich, am Sonntag freuen sie sich, wenn eine lernbegierige kleine Schwester ihren noch kleineren Bruder mit zum Kindergottesdienste bringt, am Montag bitten sie, daß die Neukonfirmierten ihre Freunde und Genossen doch ja an den Lehrlingsverein erinnern möchten, am Dienstag suchen

sie den Gesellen es traulich und heimisch im Jünglingsvereine zu machen. So wollen sie es dahin bringen, daß ihnen das Kind die Thür öffnet zu den Eltern, der Lehrling zum Meister, der Geselle zu den Arbeitsherren und mancherlei Gewerken, denn allen, die bisher im Getümmel der Großstadt wenig hörten von der ewigen Wahrheit, wollen sie dienen.

Die Stadtmissionsarbeit ist hoch nötig. Lange hat man das in Deutschland nicht erkannt und zum Teil auch nicht erkennen wollen. England war es, wo sich Adel und Geistlichkeit, Vornehme und weniger Beachtete zum erstenmal die Hand reichten, um in den Stadtmissionaren dem kirchlichen Amte ein Heer von Helfern zur Seite zu stellen. Aber größer als in England war und ist der Notstand in vielen deutschen Großstädten, vor allen in Hamburg. Das geistliche Elend dieser Stadt ließ es Dr. Wichern als heilige Pflicht erscheinen, dafür Sorge zu tragen, daß den überlasteten Geistlichen wenigstens einige bewährte, in Gottes Wort vorbereitete Laien zur Seite träten. Mit der Bibelverbreitung begann die Arbeit, und noch jetzt gilt Dr. Wicherns Wort: „Die Stadtmissionare sind nicht, wozu man vielfach Neigung hat, als Armenpfleger anzusehen. Das sind sie nicht und sollen sie nicht sein, denn die Stadtmission kann nicht bloß etwa nur Arme, sondern muß namentlich die, welche keine Armen sind, ins Auge fassen. Wenn es den betreffenden Männern gegeben wäre, würden sie ebenso an die höheren, gebildeten Stände sich zu wenden haben.“ Wollten wir aber einen unumstößlichen Kanon aufstellen, daß ein Stadtmissionar seine Thätigkeit nur so oder nur so gestalten dürfe, so würden wir ohne Zweifel einem der segensreichsten Arbeitsgebiete die Lebensader unterbinden. Es mag ein jeder dienen mit der Gabe, die ihm gegeben ist. Wenn wir im weiteren Verlaufe dieser Schrift die verschiedenen Stadtmissionen in Hamburg, Bremen, Berlin, Breslau, London und Petersburg an unseren Augen vorüber gehen lassen, wird uns große Mannigfaltigkeit entgegentreten, nur zwei Dinge sind stetig sich ähnlich: die ungeheure, nur von wenigen Christen in ihrer Größe auch nur annähernd geahnte, schauerliche Leibes- und Seelennot unserer Großstädte, und inmitten dieser Not das jetzt fast noch verschwindende Bestreben, die verirrten Schafe aus der Wüste zu sammeln, um sie auf die Weide des guten Hirten zu führen, oder sagen wir anders, um der Kirche und ihren Dienern wieder Häuser und Thüren, schließlich auch Herzen zu öffnen, welche lange, oft lebenslang verschlossen waren. Wer von der Größe der Not noch wenig weiß, dem mögen einige Zahlen

aus Hamburg, wie wir sie in einem Bericht des Herrn von Oertzen finden, eine traurige Predigt halten: „Es konnten Kirchspiele von 50 bis 60,000, ja bis zu 82,000 Seelen entstehen, die auf den Dienst zweier Geistlichen, sage zweier Geistlichen, angewiesen sind. Wir behaupten, daß es innerhalb der ganzen Christenheit auf Erden, gleichviel ob in der alten oder in der neuen Welt, nicht ähnliche kirchlich verwahrloste Zustände giebt, als bei uns in Hamburg. Cincinnati in Amerika — eben so groß wie Hamburg — hat 144 Kirchen und Kapellen, Hamburg hat deren etwa ein Dutzend. Berlin hat 51 Kirchen und Kapellen, die größte Gemeinde dort ist die St. Thomas-Gemeinde mit 89000 Seelen und 5 Pastoren. — Wir stehen leider unübertroffen da und trösten uns über den Kirchenmangel vorläufig damit, daß wir einen der höchsten Kirchtürme in Europa haben.“ Wer wollte glauben, daß bei solchen Zuständen eine Hand voll Stadtmissionare genügende Hilfe sei, wer aber wollte deswegen die Stadmissionare für unnütz halten und damit jenem Manne gleichen, der das Lesen nicht lernte, weil er ja doch nicht alles lesen könne? Dr. Wichern hat es nicht gethan, er hat im Jahr 1849 zum erstenmal in Deutschland von Stadtmission geredet, er hat bis zum Jahr 1855 allein 12 Brüder als Stadtmissionare entsendet; und schauen wir jetzt rückwärts, so sind bereits 147 Anfragen und 73 Aussendungen im Gebiete der Stadtmission bei uns zu verzeichnen. Unter diesen 73 Brüdern ist allerdings eine Anzahl bei der Trennung der beiden durch die Person ihres Gründers eng verbundenen Anstalten, des Johannesstifts in Berlin und des Rauhen Hauses, in jener, unserer jüngeren Schwesteranstalt verblieben, andere sind — und dies kommt in allen Gebieten vor und ist, um nicht die Zahlen falsch zu beurteilen, stets im Auge zu behalten, — in andere Arbeitsfelder eingetreten, und machten damit neue Entsendungen nötig, so daß die Zahl der jetzt als Stadtmissionare thätigen Brüder 25 beträgt. Sieht man diese Zahl an sich an, so bedeutet sie allerdings einen nicht unwesentlichen Fortschritt, der uns zu lebhafter Freude gereicht, aber wir können uns doch im Gedanken an den großen Wechsel der Vertreter der Stadtmissionsarbeit nicht verschweigen, daß ihr noch viel fehlt an wahrhaft gesunder und lebenskräftiger Ausgestaltung. Der Grund liegt wohl hauptsächlich darin, daß Vorstände von Vereinen für innere Mission in Rücksicht auf die bedeutenden Kosten, welche jede Art der Stadtmission aufwenden muß, hie und da nicht gewillt sind, ihre Stadtmissionare so anzustellen, daß sie sich einen eigenen

Hausstand gründen können. Und doch ist gerade dies bei den tausendfachen Versuchungen, welche das Leben einer Großstadt einem jungen Manne entgegenbringt, im höchsten Grade wünschenswert. Nach dieser Seite hin mußten wir bisher vor allem die Hamburger Verhältnisse beklagen, freuen uns aber herzlich, daß sich gerade an diesem Ausgangspunkte der deutschen Stadtmission in neuster Zeit ein bewußtes Streben nach festerer Gestaltung zukunftverheißend geltend macht. Wenn einmal der genannte Notstand auf diesem Gebiete überwunden sein wird, müssen sich für unsere Brüderausbildung sehr wesentliche Vorteile ergeben. Wir müssen nämlich als Lehrziel für dieses Gebiet festhalten, daß der Stadtmissionar befähigt sein soll, eine gute Bibelstunde zu halten und größere Sonntagsschulen selbständig zu leiten, offenbar ein Lehrziel, welches von unsrer Anstalt bedeutende Opfer an Zeit und Mühe erfordert. Wie können wir aber diese Opfer bringen, wenn wir sehen, daß von den 20 Brüdern, welche wir in dem letzten Jahrzehnt entsandten, jetzt nur noch der sechste Teil als Stadtmissionare thätig ist, während die übrigen, um ein Familienleben zu begründen, in andere, meist verwaltende Arbeit übergegangen sind? Sollten diese Verhältnisse in Zukunft fortdauern, so würden wir in schwierigster Lage bleiben. Wir wollen jedem Bruder eine zureichende allgemeine Bildung und ein genügendes Maß biblischer Kenntnisse mitgeben und ihn daneben für seinen speziellen Beruf ausrüsten. Wie sollen wir nun denjenigen ausrüsten, von dem wir annehmen müssen, daß er nach fünfjähriger Stadtmissionsarbeit etwa in den Herbergsdienst eintritt oder eine andre Arbeit, die wieder für sich eine andere Art der Vorbildung erfordert? — Um aber unsern Lesern, von denen wohl viele noch kaum je einen Stadtmissionar mit Augen gesehen haben, ein Bild seiner Thätigkeit zu geben, lassen wir hier folgen:

Ein Tag mit einem Stadtmissionar.

Wir wollen einen Stadtmissionar begleiten, wir wollen als unsichtbare Zuschauer bei ihm sein. Er wird uns manche Wege führen auf denen ihn sonst nur Engel geleiten dürfen.

Um 8 Uhr tritt er in sein Sprechzimmer. An der Thür hat ein unglückliches Weib schon auf sein Kommen gewartet. Unter schnellem Wechsel wilder Zornesworte und beweglichster Klagen berichtet sie, daß ihr Mann sie und die armen Würmer verlassen habe. Der Stadtmissionar kennt solche Lagen, er hört aus ihren abgerissenen Sätzen heraus eine alte,

immer neue Geschichte des Elends. Arm und jung waren die beiden vor den Altar getreten, der Mann hatte getrunken, die Frau hatte gezankt, und nun schien das Ende ihrer traurigen Ehe gekommen. Immer wieder erzählt die Frau dieselben schrecklichen Szenen von gestern und vorgestern, aber der Stadtmissionar läßt sie reden. Er weiß ja, daß es dem Zorn oft geht wie dem Licht; es wird kleiner, je länger es brennt. „Aber, Herr Missionar, wenn er jetzt wiederkäme, ich wollte ganz ruhig sein, ich wollte ihn gewiß nicht wieder ärgern." Nun weiß unser Freund, was er zu thun hat. Er redet davon, wie sie ihm sein Stübchen hätte lieber und heimischer machen können als alle Schenken, und er geht, während sie ihren Unmut zu vergessen scheint, noch mehr in die Tiefe bis zur 5. Bitte. „Aber nun ist er ja fort." Vielleicht kommt er wieder," sagt der Stadtmissionar, schreibt die Namen in sein großes Buch und redet der Frau zu, an ihre Arbeit zu gehn; er wolle schon einmal nachsehn. Während er nun allein ist, thun wir einen Blick in sein Buch. Von außen sieht es nicht anders aus, als ein Hauptbuch im Geldgeschäft gegenüber, aber was könnten diese Blätter sagen, wenn ihnen ihr Herr die Lippen öffnen wollte! In einem Fall will er es thun und erzählt uns von einem alten Mann in weißem Haar, den er 4 Treppen hoch, einsam und verbittert gefunden, aber da unterbricht uns ein schwaches Klopfen an der Thür. „Herein!" Es ist Anna, ein liebes kleines Nachbarkind. Sie hat den Stadtmissionar in der Sonntagsschule kennen gelernt, hat erst mit Zagen, dann herzhaft und fröhlich in seine Lieder eingestimmt, hat mit immer wachsendem Entzücken seinen Geschichten gelauscht, und wohl auch manchen guten Spruch bei ihm gelernt. Nun kommt sie, legt ihre kleine Hand in die seine und sagt: „Onkel, du sollst einmal zu uns kommen, die Martha ist krank, und du sollst mit ihr beten." „Gut, mein Kind, ich komme nachher." Zufrieden trippelt die Kleine hinaus, und der Stadtmissionar sagt zu uns: „So geht der Weg durch die Kinder ins Haus; hätten wir die Sonntagsschule nicht, uns bliebe manche Thür verschlossen." — Dem Kinde folgt eine bettelnde Mutter. Ihr wird gesagt, daß der Stadtmissionar kein Armenpfleger sei. Unwillig wendet sie den Rücken. Wir fragen, ob unser Freund überhaupt alle Armenpflege von sich weise. „O nein," antwortet er, „aber alle Bettelei. Wo ich Not finde, haben mir reichere Freunde meist auch den Beutel gefüllt, aber wenn ich jedem geben wollte, glauben Sie, daß Sie dann noch einen leeren Platz in meiner Stube fänden?" Wir sehen noch eine arme Witwe kommen,

sie will sich nur einmal ausweinen dürfen vor teilnehmenden Ohren, und sie darf es; wir hören einen arbeitslosen Mann um Arbeitsvermittelung, eine junge Verkäuferin um ein Buch aus der Volksbibliothek, einen Konfirmanden um eine billige Bibel bitten. Und nun — es ist ½10 Uhr geworden — erscheint der Mann, welcher täglich mannigfache Arbeit bringt, der Briefträger. Eilig durchfliegt der Stadtmissionar die eingelaufenen Briefe: hier antwortet ihm ein tiefbetrübter Vater in beweglichen Worten, daß er auf seine Bitte einem schon halbverstoßenen Sohne doch verzeihen wolle, dort bittet ihn ein anderer, sich um Gottes willen einmal nach seiner Tochter umzusehn, sie habe den Eltern seit fast einem Jahr keine Zeile geschrieben; — dort dankt ihm ein Geselle aus der Ferne für frühere Hilfe. Aber die meisten der Briefe sind einander sehr ähnlich. Es sind Bettelbriefe, welche die wohlhabenden Adressaten dem Stadtmissionar zuschicken, damit er sie prüfe. Einige von ihnen werden sogleich bei Seite gelegt. Das Kennerauge des Stadtmissionars hat in ihnen alte bekannte Schriftzüge gefunden. Bei anderen verrät ihm schon der geübte Stil und die farbenreiche Schilderung, daß ein mehr dichterisches als wahrheitsliebendes Gemüt einen reichen Kaufherrn brandschatzen wolle. Doch erkennt er auch solche Zuschriften, bei denen Mangel und Hilflosigkeit die ungewohnte Feder in die Hand des Armen drückten. Ihnen geht er zuerst nach. Wir wandern mit ihm durch einige Straßen, steigen dunkle, gefährliche Treppen hinauf und treten in eine Kammer. 2 Betten sind fast das einzige, was noch nicht beim Pfandleiher viel zu billig in Münze umgesetzt werden mußte. Sie sind nebst einem alten Koffer der einzige Hausrat einer ganzen Familie. Hier muß geholfen werden, und es geschieht. Eine Treppe tiefer besucht unser Begleiter im Vorbeigehen eine alte Freundin. „Nun, Mütterchen, wie geht's?" Vom Bette her antwortet es: „Sie wissen ja, wie mir's geht! gerade als wie unser lieber Herr gesagt hat: Selig sind, die da Leid tragen, denn sie sollen getröstet werden. Und ich dank' Ihnen auch schön für die Suppe, die mir Ihre Frau geschickt hat". Wir haben genug gehört und lassen den Stadtmissionar gern ein Viertelstündchen mit der Alten allein. Nachdem wir noch einige Besuche gemacht, auch einen kläglichen Bittsteller versunken in den vierten Band eines wundervollen Romans auf seinen Sofa gefunden haben, gelangen wir zu den Eltern der kleinen Anna. Unser Liebling ist in der Schule, daher empfängt uns seine etwas unsaubere Mutter, deren Schwerhörigkeit einem Verkehr nicht gerade förderlich ist. Weil wir laut sprechen

müssen, hört uns der Vater, der — ob krank, ob faul, erfahren wir nicht — um Mittag angekleidet auf seinem Lager liegt, und ruft von der Kammer aus, er brauche den Betbruder nicht, und seine Martha, das arme Kind, noch viel weniger. Doch eine kindliche Bitte der kleinen Kranken und eine bescheidene Antwort des Stadtmissionars machen das Unmögliche möglich, er darf sich an das Krankenbett setzen, ihr die Hand reichen und freundlich zureden, sie auch an das und jenes aus den schönen Sonntagsstunden erinnern. Beim Fortgehn fragt er den Vater, ob er wiederkommen dürfe. Die Antwort fällt nicht ganz verständlich aus, aber ein bloßes „Nein" ist sie offenbar nicht. Also nur Mut! — Beim Hinabsteigen in den Hof erzählt uns der Stadtmissionar, daß er schon vor langen Jahren ein Kind unter ähnlichen Verhältnissen besucht habe. Jetzt sei es Dienstmädchen und komme mit anderen Mädchen an den Sonntagsabenden zu seiner Frau und stricke fürs Rauhe Haus, während ihr Vater, wenn auch nicht häufig, so doch bisweilen in den Männerverein hineinhorche. Wir trennen uns nun für den Mittag, und treffen unsern Begleiter erst am Nachmittage in schwerer, ernster Stunde wieder. Ein Jüngling war in großer Aufregung zu ihm gekommen: Bitte, kommen Sie zu meinem Vater! Er will sterben und ich soll ihm ein Vaterunser vorbeten, er hat sonst keine Ruhe, aber ich kann's nicht, glaube auch nicht an solche Sachen. Helfen Sie dem alten Manne! Und nun steht der Stadtmissionar am Sterbebett wie ein Priester, wir hören aus seinem Munde: Wenn ich einmal soll scheiden u. s. w. laut und langsam gesprochen, während die bleichen Lippen des Vaters versuchen, den halbvergessenen Worten zu folgen. Es wird wohl bald im Hause eine Totenbahre stehen, und vielleicht wird dann auch an ihr der Stadtmissionar ein letztes Trostwort reden, wie er es ähnlich schon öfter gethan hat. Schweigend gehen wir aus der Stube und hinaus auf die Straße, und — ist's Absicht oder Zufall, unser Freund führt uns einen längeren Weg. Nur ein Jünglingsvereinler fragt uns unterwegs, ob heute Abend Versammlung sei, sonst haben wir Zeit für allerlei Gedanken, bis wir vor einem netten Häuschen Halt machen. Hier ist keine Not, groß und klein begrüßt den Stadtmissionar wie einen lieben Hausfreund, den man in Ehren hält, er muß sich auf den Stuhl der Hausmutter setzen, muß sich von Karl und Dorchen die neusten Bilder zeigen lassen, und kann dabei mit den Eltern reden und beraten über Näheres und Ferneres. Sie machen ihm liebevolle Vorwürfe, daß er so lange nicht zu ihnen ge-

kommen sei, er bedauert es auch, aber er hat ja — wie er uns mitteilt — gegen 300 Familien, wo er gern gesehner Gast ist. Nun aber bittet er uns, bis um 6 Uhr zu warten, dann seien „seine Kinder" versammelt, einstweilen aber wolle er zum Herrn Pastor gehn: „er hält sich wöchentlich eine Stunde frei, um von mir Bericht zu empfangen und sich diejenigen Verhältnisse beschreiben zu lassen, wo sein persönliches Eingreifen nötig erscheint." „Und," setzt er hinzu, „es ist sehr viel wert, wenn wir Stadtmissionare einen Geistlichen haben, mit dem wir uns offen über alles aussprechen können." Schon vor 6 Uhr stehen wir in dem kleinen einfachen Saale, welcher der Empfangsstube des Stadtmissionars gegenüber liegt. Nach und nach kommen die Kinder, meist zu 2, oder zu 3 oder in größeren Gruppen. Jedes kennt seinen Platz, die größeren Jungen teilen die Liederbücher aus und andere stellen die Bänke in die gewohnte Ordnung. Zwar heute bleiben einige Bänke leer, denn am Mittwoch kommen selten so viele Kinder, wie am Sonntag, aber schön ist's am Mittwoch doch! Am Sonntag ist's viel feierlicher, da ist alles wie in der Kirche, und da kommen die Helfer und Helferinnen und setzen sich zu ihren Gruppen; aber heute ist der Stadtmissionar allein, alle machen eine Gruppe aus, und nun wird gesungen und hergesagt, gelesen und erzählt, daß es eine Lust ist. „Was wollen wir singen?" Es ist zwar nicht Weihnachtszeit, aber ein kleiner Junge trifft doch die allgemeine Stimmung, wenn er vorschlägt: Ihr Kinderlein kommet! „Ja", „ja", „ja"! und ehe der Stadtmissionar noch sagen kann, ob ihm der nicht ganz zeitgemäße Vorschlag recht ist, ist das Lied schon im Gange, natürlich „aus dem Kopfe". Nur zu schnell ist die Stunde vergangen, aber es muß um 7 Uhr ein Ende gemacht werden, denn wenn es 8 geschlagen hat, kommt der Männerverein, und der Stadtmissionar bedarf vorher einer Zeit stiller Sammlung. Wir setzen uns mit zu den Männern. Ihre Versammlung beginnt mit Gebet, dann singen sie einige Verse, und nun lesen sie ein Kapitel aus dem Johannes. Jeder hat eine Bibel vor sich auf dem Tisch liegen und folgt den Erklärungen unseres Freundes. Diese sind bald eng ans Wort gebunden, bald gehen sie weiter zu allerlei Fragen des Lebens, aber nie sind sie wie vom Lehrstuhl gesprochen; er redet als Freund unter Freunden und hat seine Freude daran, wenn er durch mancherlei Bedenken und Fragen unterbrochen wird, denn nur aus gegenseitigem Austausch der Gedanken und Zweifel erwächst ein reicheres Verständnis. Wenn dann zuletzt ein Vaterunser gesprochen und ein Schlußvers ge-

jungen ist, bleiben die untereinander meist befreundeten Männer noch ein Stündchen zusammen. Wir setzen uns zum Stadtmissionar und fragen nach dem, was er an anderen Abenden thut. Am Montag hält er Bibelstunde für Männer und Frauen. Es habe schon manche Frau ihren Mann mitgebracht. Am Dienstag geht er gegen Abend ins Spital. Die Arbeit im Spital ist ihm besonders lieb, denn die alten Leutchen sind ihm in so rührender Weise dankbar dafür, daß er ihnen den Lukas vorliest. Am Freitag Abend hält er den Helfern und Helferinnen Vorbereitung für den Kindergottesdienst. Und woher kommen ihm diese? Zum Teil wenigstens sind es selbst frühere Sonntagsschulkinder, welche jetzt dem Jünglingsverein oder dem Mädchenabend angehören, vielleicht auch schon aus dem Jünglingsverein in den Männerverein übergegangen sind. So thun wir einen Blick hinein in den inneren Zusammenhang aller Arbeiten der Stadtmission. Doch noch ein Wort vom Jünglingsverein! Er ist groß geworden im Laufe der Jahre und hat deshalb vor kurzem aus dem kleinen Saale des Stadtmissionars in den größeren der Herberge zur Heimat umziehen müssen. Dahin geht nun unser Freund am Sonntagabend, wenn er zuvor Sonntagsschule und Bibelstunde in einem ferner gelegenen Stadtteil gehalten hat. Die Lehrlinge, Gesellen, Kommis, Fabrikarbeiter, die Schornsteinfeger und die Baumeister, die Horndreher und Geigenmacher der Zukunft, alle singen sie eben ein frisches Lied. Da tritt der „Vorsteher" ein. Er wird so freudig begrüßt, daß das Lied in Stücke geht, man stellt ihm 3 „Gäste" vor und geleitet ihn auf seinen Stuhl. Es ist der einzige, welcher Armlehnen besitzt. Das Lied wird nochmals begonnen und glücklich zu Ende geführt. Nun kommt der Vortrag. Ein junger, gewandter Kaufmann redet über die „Entdeckung der Handelswege", er findet willige Hörer, welche auch gern verzeihen, daß sich der stockende Redefluß bisweilen im Konzepte neuen Stoff sucht. Vor acht Tagen — da hätten Sie dabei sein sollen! — war Vortrag über den ersten Band von Dr. Wicherns Leben. Wir wollen ihn nächstens selber vorlesen. So erzählt der Stadtmissionar und er hätte noch mehr erzählt, wie gut seine jungen Freunde jetzt schon deklamieren können, wie sie Schach und Dame spielen, wie sie vierstimmige Lieder einüben und wohl auch, wie sie Weihnacht feiern, aber da bittet ein Mann aus dem Männerverein, daß ihm der Stadtmissionar noch einige Minuten gönne. Er ist öfter in der Evangelistenpredigt bei den Irvingianern gewesen, der Ernst jener Leute hat auf ihn großen Ein-

druck gemacht, und er möchte sich bei einem verständigen Manne Rats erholen. Wir lassen die beiden mit einander sprechen, plaudern ein Weilchen mit den anderen Männern, und wünschen dann ihnen und zuletzt auch dem noch immer bedenklichen Freunde der Irvingianer eine gute Nacht. Ist nun die Tagesarbeit zu Ende? Nein, es pocht noch jemand heftig an die Thür, und der Stadtmissionar öffnet. „Ist meine Frau bei Ihnen gewesen?" „Wer sind Sie?" Er nennt seinen Namen: es ist der Mann, dessen Frau wir heute früh um acht Uhr trafen. Der Stadtmissionar führt ihn in seine Stube, uns aber sagt er mit einem herzlichen Händedruck: Leben Sie wohl!

4. Vereinshäuser und Herbergen.

Der Stadtmissionar sammelt die Jugend und sucht sie auch nach der Konfirmation in seiner Pflege zu erhalten. Es kommt aber ein Zeitpunkt, wo wenigstens die Jünglinge ihm aus den Augen entschwinden: die Wanderjahre. Für die Wanderzeit sorgen die Herbergen zur Heimat. Auch sie sind eine Schöpfung der Neuzeit. Was ihre Entstehung anbelangt, so können wir auf den im weiteren Verlaufe folgenden Bericht über die erste evangelische Herberge zur Heimat — sie besteht in Bonn — verweisen. Wenn heutzutage ein Wanderbursch mit dem Stab in der Hand den löblichen Vorsatz faßte, von Herberge zu Herberge durchs ganze liebe deutsche Vaterland zu pilgern — manche haben es wohl fast gethan — so könnte er am Ende der Wanderung eine selbsterlebte Statistik von schon ca. 150 Herbergen aufstellen. Wenn man bedenkt, daß in der einen der beiden Hamburger Herbergen, der zu St. Pauli, im letzten Jahr 20,075 Wanderer einkehrten, daß deren in derselben Zeit in der größeren Berliner Herberge (Oranienstraße) 23,792, in der Herberge zur Heimat in Bremen 8429, in der zu Breslau 6317 zu zählen waren, so wird man gern gestehen, daß die noch kaum 30 Jahr alte Einrichtung sich über alles Erwarten günstig entwickelt hat. Ist es uns ferner auch nicht möglich, den Jahresdurchschnitt der von unsern Brüdern beherbergten Handwerksgesellen bis ins einzelnste genau anzugeben, so greifen wir doch gewiß nicht zu hoch, wenn wir in 40 Herbergen etwa 250,000 von ihnen zählen. Alle diese Tausende genießen den Segen eines reinlichen Unter-

kommens, guter Kost und einer geordneten Morgen- und Abendandacht, einer Herberge, wo die Versuchungen des Wanderlebens möglichst von ihnen fern gehalten werden. Aber erst der wird diesen Segen recht schätzen, wer eine Ahnung davon hat, wie es in den alten Herbergen meist zuging und wohl auch noch oft zugeht. Nur zwei Zeugen seien für die Zustände in ihnen angeführt: Dr. Wichern und Prof. Perthes. In seiner Schrift „über die Notstände der protestantischen Kirche und die innere Mission" vom Jahr 1844 sagt Dr. Wichern: „Der Handwerksbursche ist bei seiner Wanderung auf der Landstraße, wenn er abends keine Stadt erreicht, für die Nacht sehr häufig auf die Herbergen der Vagabonden angewiesen und muß in der Wiege und Pflegeanstalt aller Laster und selbst ungeahnter Schanden seine müden Glieder erquicken; kommt er in die Städte, so wartet seiner in den Herbergen für die Zunftgenossen nur selten etwas Besseres, und die in den Herbergen waltende Ruchlosigkeit sendet ihm ihre Boten in die Werkstätten der Meister nach." Dann führt Dr. Wichern unter anderen Beispielen auch folgendes an: „Herberge J. Es ist der letzte Ostertag. Die Nacht ist beim Trinkgelage und Spiel durchschwärmt. Da instituiert sich die rohe Schar zu einem Herbergsgottesdienst. Einer der Gesellen stellt einen Prediger vor; die andern müssen sich um ihn zur Beichte versammeln. Sie beichten nacheinander, wieviel sie in der letzten Zeit betrunken gewesen, schändlich gelebt u. s. w. u. s. w. Einer kassiert den Beichtpfennig ein — dann nimmt der erste den Branntwein, spricht die Segnung und — teilt mit den heiligen Einsetzungsworten: „Das ist" u. s. w. den einzelnen Säufern den Branntwein aus — bis zum letzten hin, worauf der erste mit furchtbarer Verhöhnung verlangt, daß noch einmal kredenzt werde." Nach solcher Schilderung des Herbergslebens wird man sich nicht über das wundern, was Prof. Perthes vom gewöhnlichen Herbergsvater sagt: „Arbeitsscheu, eingewurzelte Lust zum Wirtshausleben, Neigung zum Trunke machen sehr gewöhnlich einen verkommenen Meister zum Herbergsvater und oft genug zum Führer und Lehrer im Saufen und in schmutzigen Reden, im Betteln und im Glücksspiel, in schlechten Späßen und giftigen Reden über Religion und Obrigkeit." Was will es heißen, daß an die Stelle solcher Menschen die Hausväter in den Herbergen zur Heimat getreten sind! Ihr Beruf ist kein leichter, er ist sehr schwer, denn die wandernden Burschen sind nicht sogleich mit dem ersten Schritt in eine christliche Herberge von allen bösen Sitten und Lüsten reingewaschen.

Die Leiter der Herbergen sollen für die wandernde Jugend das sein, was der Stadtmissionar den Bewohnern der großen Stadt ist, sie sollen, wie es Bruder Griese bei unserer Herbergshausväterversammlung 1880 ausführte, den „Herbergsdienst als Missionsarbeit" ansehn, sie müssen aber zugleich Geschäftsleute sein, doch dabei nicht Wirte im eigentlichen Sinn. Dr. Wichern sagt: „Nie würde unsere Brüderanstalt Wirte, d. h. Leute, die als Wirte sich gerieren, erziehen, wohl aber bildet sie Männer, welche als Verwalter einer Gesellschaft das Christentum im Lichte des Wortes: „Ich bin ein Gast gewesen, und ihr habt mich beherbergt" fördern wollen." Durch Gottes Wort und persönlichen Zuspruch, durch Vermittlung von Arbeit, durch Rat in Bedrängnis, durch Briefe an die Verwandten und durch Gewöhnung zur Ordnung sollen und wollen die Herbergsväter heilsam und förderlich in die oft sehr zerrütteten Verhältnisse der jungen Handwerker eingreifen. Gegenwärtig ist das Herbergswesen dasjenige Gebiet, für welches die meisten Brüder ausgesendet werden. Sind doch seit 1880 bei uns 35 Anfragen nach Brüdern für die in Rede stehende Arbeit eingelaufen, von denen wir 8 willfahren konnten; stehen doch jetzt 48 unserer Brüder in Herbergen, 40 von diesen als Hausväter da. Sie beginnen meist mit der Leitung eines kleineren Hauswesens, um später größere Herbergen zu übernehmen. Und was wir bei Besprechung der Rettungshäuser sagten, gilt auch hier: es wurde mancher Bruder mit mancherlei und vieler Arbeit so überlastet, daß er uns bat, ihm eine junge Kraft als Helfer zur Seite zu stellen. Vor allem sind derartige Wünsche verständlich, wo neben der Herberge ein Hospiz oder ein evangelisches Vereinshaus für besser situierte Reisende eingerichtet ist, welche ein stilles christliches Hausleben dem Getriebe des Hotels vorziehn. Soweit wir konnten, sind wir solchen Bitten nachgekommen, und so erwächst uns denn aus der Zahl der Gehilfen ein neues Geschlecht auch für diesen Beruf. Dies ist um so nötiger, als wir die Rettungshausarbeit hier bei uns im Rauhen Hause selbst praktisch üben, aber für andere Arbeitszweige zunächst nur vorwiegend theoretisch vorbereiten können. Es müssen z. B. die künftigen Herbergsväter neben dem allen gemeinsamen Hauptunterricht besondere Sorgfalt auf das Rechnen und die Buchführung verwenden, auch haben sie allerdings Gelegenheit, sich in unserem Lehrlingshaus als Familienbrüder oder Meister an einen dauernden Verkehr mit heranwachsenden Lehrburschen und Gesellen zu gewöhnen. Wollen wir schließlich noch einen Blick in die Zukunft der Herbergen

thun, so stehen wir vor einer der brennendsten Fragen. Es weht ein neuer Wind durch das gesamte Innungsleben. Die Innungen wollen — und wer wollte sich dessen nicht herzlich freuen? — einen Teil ihrer alten Kraft sich wiedererobern. Daher denken sie allerorten daran, besondere neue Innungs-Herbergen erstehen zu lassen. Wie sollen sich die Vorstände der schon bestehenden, wie die Vereine, denen die Gründung neuer Herbergen zur Heimat am Herzen liegt, zu diesen Bestrebungen verhalten? Aber während wir diese Frage noch zweifelnd erwägen, drängt sich eine Erscheinung der allerneusten Zeit in unsern Gesichtskreis, welche der inneren Mission und voraussichtlich auch dem Rauhen Hause teilweise eine ganz neue Aufgabe stellen wird. Wir denken an die Arbeiterkolonien. Sie sind ein sehnlicher Wunsch unserer Stadtmissionare und Herbergsväter, an die fast tagtäglich die bange Frage gerichtet wird: wo finden wir Arbeit? Besonders den Herbergsvater berührt die Frage der Arbeiterkolonien ganz direkt. Perthes sagt 1856: „Wir sind in Deutschland von Kindesbeinen an so sehr daran gewöhnt, kräftige, gesunde junge Männer den Hut in der Hand neben dem Wagen herlaufen oder an den Hausthüren stehen zu sehn, um Pfennige oder Groschen zudringlich zu erpressen, daß uns das Widerliche und Verkommene eines solchen bettelhaften Wesens kaum noch auffällt. Doch es giebt noch jetzt Gesellen, die lieber hungern, als einen Zehrpfennig sich erbitten." Und, setzen wir hinzu, es giebt noch viel mehr, die wenigstens lieber arbeiten, als betteln. Sie finden in den Arbeiterkolonien — sobald solche in genügender Anzahl bestehen — Gelegenheit, sich nach und nach durch schwere Arbeit Kleidung und Handwerkszeug zu verdienen, so daß dann, will's Gott, in Deutschland kein gesunder junger Mann mehr das alte jetzt so gewohnte Lied singen darf: ich finde keine Arbeit! Es werden zwar immer noch genug bleiben, welche thatsächlich keine Arbeit haben, aber ihnen darf man dann kühn ins Angesicht sagen: du willst sie nicht haben! So wird sich, wie wir hoffen, in der Welt der Wanderburschen eine durchgreifende Scheidung vollziehen, welche den Herbergen, besonders nach der sittlichen Seite hin, einen größeren Vorteil bringen wird, als es alle Antibettelvereine und ähnliche Hilfsmittel zu thun vermögen. Die Arbeiterkolonie „Wilhelmsdorf" hat eine Anregung gegeben, deren Tragweite noch unabsehbar ist. Bereits sind aus Schleswig-Holstein und aus Brandenburg Anfragen an uns gekommen, ob das Rauhe Haus seine Brüder in das neuentstandene Arbeitsgebiet aussenden wolle, und viel-

leicht wird schon ein nächster Jahresbericht diese Angelegenheit in klarerer Gestaltung zeigen können.

Doch zurück zu den Herbergen zur Heimat! Wer ihre Entwicklung eingehend verfolgt, dem wäre es gewiß im höchsten Grade interessant gewesen, der schon flüchtig erwähnten mehrtägigen Herbergsväterkonferenz im Jahre 1880 im Rauhen Hause beiwohnen zu können. Sie zeigte vor allem das starke Bedürfnis gegenseitiger Annäherung und Aussprache, wie es sich auch auf anderem Gebiete 1879 durch die Rettungshausväterkonferenz zu Tage getreten ist. Wer aber — und das werden viele unserer Leser — gern einen Blick thun will in das tägliche Leben und Treiben einer Herberge, für den folgt:

Ein Tag in der Herberge zur Heimat.

„Bruder Wandersmann, gehst du mit zur Stadt?" — Ja, willst du mich begleiten? — Ich möchte schon, aber wo bleibst du zur Nacht? — Wenn dir's recht ist, schnallen wir ab in der Herberge zur Heimat. — Warum gerade da? — Nun, da ist's sauber und nett und auch nicht teuer. — Gut, ich will mitgehn. Und sie gingen selbander. In der Herberge sind sie nicht die ersten und nicht die letzten. Es ist erst 5 Uhr am Nachmittag. Dort sitzt schon ein Schlosser beim kühlen Glase; man sagt, die Schlosser könnten ihr Teil vertragen. Neben ihm erzählt ein wandernder Kellner Wahrheit und Dichtung aus Nord und Süd, ein Schneider hilft ihm bei politischen Stellen mit gewichtiger Miene, aber der Schlosser läßt alle die Redeströme mit verständnisinnigem Schweigen an sich abgleiten. Nun kommen unsere zwei; der eine — das haben wir schon bemerkt, geht gern von Herberge zu Herberge, wie es jetzt schon viele thun, er ist Jünglingsvereinler, ein Tischler; der andre, er weiß selbst nicht recht, was er ist, früher nannte er sich einmal zeitweilig Buchdrucker, dann reiste er als Haarkünstler, jetzt wechselt er mit dem Monde. Die Wanderbücher sind abgegeben — für die Polizei ein wichtiger Artikel, das Ränzel ist an die Wand gehängt, die ersten Fragen nach Woher und Wohin hat der Hausvater gethan, und nun sitzen die 5 am Tisch. Der Tischler greift nach dem „Nachbar", der Schneider hat — weil er leider kein „gebildeteres" Blatt fand, den „Reichsboten" nehmen müssen, der Schlosser stopft seine Pfeife, und unser zweiter Freund von der Straße her berät schon hin und her mit dem redefertigen Kellner, ob nicht auch er ein Ganymed für „Aktienlager" werden könne. — Da singt

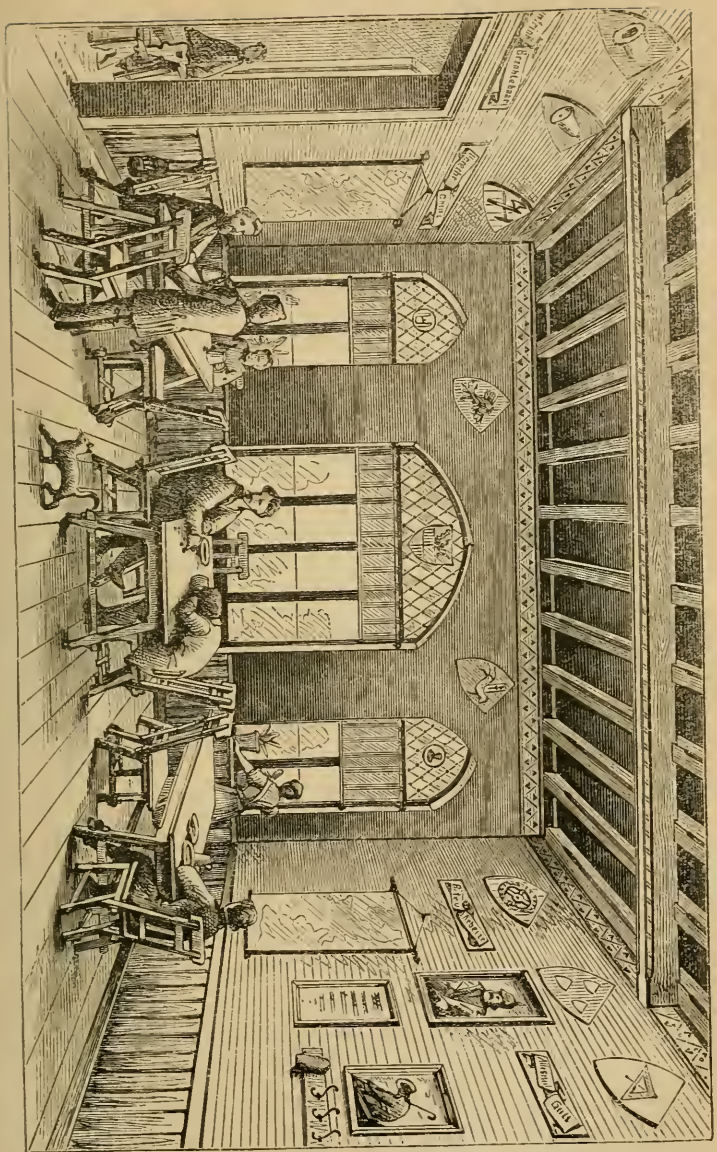
und klingt es schon von weitem. Es kommen gleich ihrer vier. Ob sie bereits bei einem anderen Wirte vorfrugen, ehe sie zur Herberge kamen, ich weiß es nicht. Sie thun sofort, als wären sie Herren der Herberge, lachen, singen und werfen die Taschen und den berühmten „Berliner“ auf Stühle und Bänke. Ihr Eindruck ist so mächtig, daß selbst der Kellner und sein neuster Freund einen Augenblick sich im Schweigen üben. Da kommt der Hausvater, bringt seinen neuen Gästen den geforderten Trunk und setzt sich zu ihnen, als müßte es so sein. Er spricht wenig, aber die andern fangen auch bald an ruhiger zu werden, und es entwickelt sich ein ordentliches Gespräch, das mit dem Wetter anfängt und nach mancherlei Wandlungen und Wendungen bei den Arbeiterkolonien anlandet. Da tritt die Hausfrau ein. „Guten Abend, Frau Wirtin!“ „Guten Abend, wie steht es ums Handwerk?“ Sie bringt Suppe und gebratene Kartoffeln. Hat sie nicht zu viel gebracht? O nein, nach und nach sieht man den blanken Boden der zinnernen Schüssel, sie kennt ihre Leute. — Die Tafel geht zu Ende, da schallt aus einem entfernteren Zimmer des Hauses eine altbekannte Melodie. Es ist: Wollt ihr wissen, was mein Preis? wollt ihr wissen u. s. w. Dem Tischler wird es ganz heimatlich zu Mute, er steht schnell auf und fragt vernehmlich über die Tafel hin: „Will niemand mit mir in den Jünglingsverein?“ Keiner regt sich; aber der Hausvater mahnt auch seinerseits, und nun legen noch zwei Messer und Löffel zur Seite. „Man kann sich die Sache doch wenigstens einmal betrachten,“ sagen sie wie entschuldigend zu ihren Genossen und folgen dem Tischler. Wir wollen im Gastzimmer bleiben: es dauert nicht lange, so senkt der Schlosser sein müdes Haupt. Der Schneider stößt ihn erst aufmerksamer Weise einmal und noch einmal, dann läßt man ihm seine Ruhe. Auch die andern werden stiller, sie lesen das „Daheim“ und Bücher vom Brett an der Wand. Aber bei den vier lustigen Brüdern will es mit dem Lesen nicht recht gehn. Der erste nickt dem zweiten zu, dieser dem dritten, der dritte dem vierten, schließlich nicken sie alle und gehen mit einem bedenklichen Seitenblick auf den Hausvater, das Bierseidel in der Hand, zu einem kleinen Tisch in der Ecke. „Wer giebt diesmal an?“ „Ich gebe.“ Der Sprecher wickelt aus einem langen Zeitungsblatt seine alten etwas abgelebten Spielkarten, und legt jedem erst fünf und dann drei Karten auf den Platz. So, nun kann das Spiel beginnen! Doch da stellt sich ungebeten ein Zuschauer ein. Eine große Hand legt sich auf die

Blätter, nimmt sie still zusammen, und der Hausvater sagt: „Ich will die Dinger bis morgen früh aufheben, bei mir liegen sie sicher.“ Einen Augenblick sind die vier verblüfft, dann sagt einer von ihnen: „August, was meinst du dazu?“ Nun fühlt sich August als Vertreter des vierblättrigen Kleeblattes, er braust auf, seine Begabung als Volksredner tritt immer glänzender hervor, und er hält eine längere Ansprache an alle Anwesenden, welche mit der vernichtenden Frage schließt: „Ist das christliche Liebe?“ „Nein,“ sagt der Hausvater, „das ist christliche Zucht!“ Die anderen Gäste sind — wie es scheint — schon genugsam an solchen Disput gewöhnt und lassen den Herbergsvater mit ihrem immer hitziger werdenden Anwalt allein weiter debattieren. Aber wozu stellt sich denn der Herbergsvater an die Thür? Will er fliehen? Es scheint so, denn er öffnet die Thür und tritt hinaus. August folgt ihm, um seinen Triumph voll zu machen, aber er sieht sich bald bitter getäuscht. Kaum ist er draußen, so steht der Hausvater mit einem Satze wieder in seiner Stube, schiebt den Riegel vor und kümmert sich nicht weiter darum, daß August noch eine Weile für nötig findet, Lärm zu machen. Er setzt sich wieder an den Herbergstisch und schreibt die Anmeldezettel für die Behörde. So wird es 10 Uhr. Mit dem ersten Schlag der Wanduhr legt er seine Papiere zusammen, trägt sie ins Pult und setzt sich ans Harmonium. Die Wirtin tritt in die Stube, mit ihr der Hausknecht, und die Gäste setzen sich aufrecht, denn sie wissen: nun kommt die Andacht. „Wir wollen mit einander singen: Ach bleib mit deiner Gnade,“ sagt der Hausvater und nennt die Nummer im kleinen Liederbuch. Aus manchem Munde klingt der Gesang fast wie ungewohnt, aber es singen doch alle, und sie hören dann auch alle, wie der Hausvater schlicht und einfach den Tagespsalm vorliest. Nun aber heißt's: in die Stuben! Der Hausvater führt seine Gäste die Treppe hinauf: Hier können drei schlafen, dort gehören sechs hin. Aber ehe sich die Gruppen teilen, gilt es noch, eine Gewissensfrage zu erledigen. Der Hausvater schaut sich jeden seiner lieben Gäste von Kopf bis zu Fuße an, und hat dabei ein geübtes Auge, welches schon manchmal entdeckte, daß dieser oder jener eine ganze weit ausgebreitete Herberge zur Heimat in Rock und Weste herumtrage. Doch heute ist alles in sauberer Ordnung, er mahnt noch zur Vorsicht mit dem Licht und wünscht gute Nacht. Noch ein Viertelstündchen hört man in der einen Stube erzählen, aber als der Hausvater um 11 Uhr noch einmal an jedes Bett tritt, liegt

alles in tiefster Ruhe. Zufrieden geht er nun auch dem Schlaf entgegen, um morgen früh als erster wieder auf dem Platze zu sein.

Um 6 Uhr weckt er die Fremden. Sie kleiden sich an und machen sich fertig, um möglichst bald in die Herbergsstube hinunter zum Kaffee zu eilen. Wenn alle ihren Kaffee getrunken haben, beginnt ¾7 die Morgenandacht. Mancher, dem gestern Abend das Singen recht sonderbar vorkam, kann es jetzt schon besser. Wenn der letzte Ton verklungen ist, kehrt bei vielen die gewohnte Wanderlust wieder ein, sie bieten dem Hausvater einen letzten Gruß und Dank, lassen sich von ihm ihre Wanderbücher und Papiere geben, und fort geht es nach allen Seiten; wohin? wer will es sagen? Doch da, ehe sie noch aus der Thür sind, kommt ein kleines Männchen mit einer großen Brille, faßt den vordersten Wanderer am Ärmel und erzählt ihm, mit mehreren Abschweifungen und Einleitungen, er sei Schuhmacher, sein letzter Geselle — der unnütze Kerl — sei auf und davon und darum suche er einen neuen. Wohl sechs der jungen Burschen stehen um ihn, aber keiner ist Schuhmacher. „Ein andermal, Meister!" rufen sie ihm zu, und er muß sich seufzend auf morgen vertrösten. Sind sie alle fort? Nein, einer sitzt noch am Tisch, fast so, als ob er etwas auf dem Herzen hätte. Der Herbergsvater macht sich am Bierapparat zu schaffen, bis der Bann der Verlegenheit gebrochen ist, und der gestern noch so übermütige Jüngling — es ist einer von jenen Vieren — mit seiner Bitte sich herauswagt. Er möchte gern einen Brief „nach Hause" geschrieben haben, den ersten seit langer Zeit. Sein Vater, ein alter biederer Leineweber, grollt ihm aus guten Gründen, und nun soll der Hausvater ein bittendes Wort einlegen. Nach einem längeren Gespräch ist dieser dazu bereit und setzt sich sogleich an den Schreibtisch. Unterdessen ist dem Wanderer noch ein neuer Gedanke gekommen: „Meister," der Herbergsvater ist nämlich zu seiner Zeit selbst Klempnermeister gewesen, „Meister, kann ich bis zum Sonntag hier bleiben?" „Ja, aber dann wird auch in die Kirche gegangen." „Das weiß ich schon," erwidert der Angeredete, „in X. hat mich der Herbergsvater auch in die Kirche geschickt, und da predigte eben der Herr Pfarrer gerade von dem schlechten Sohne." So ist das Wechselgespräch zu Ende.

Der Vormittag in der Herberge eilt dahin in emsiger Arbeit: ordnen, reinigen, rechnen, alles ist nötig, vor allem auch kochen, denn man weiß ja nicht genau, wie viele wohl am Mittag, ob für 40 ₰, ob für 60 ₰ zu essen begehren. Zwar hat sich der Hausvater eine



Das Innere einer Herberge zur Heimat.

Zahl einheimischer Tischgäste gewonnen, aber wer kann sagen, wen die Fremde bis Mittag noch sendet? Auch der Mittag vergeht mit seinem regeren Leben, die ersten Nachmittagsstunden lassen dem Hausvater Zeit, etwas an sich und die Seinen zu denken, und dann naht wieder der Abend mit neuen Gesichtern, mit neuen Sorgen und neuen Pflichten.

Das Innere der Herbergen ist sehr verschieden, doch sind gleiche Grundgedanken überall zu erkennen. Das beigefügte Bild kann als ein Beispiel einer gut eingerichteten kleinen Herbergsstube gelten. (S. 105.) Wir verdanken es dem Verleger eines beachtenswerten Schriftchens, welches den Titel trägt: „Die Herberge zur Heimat. Bau und Einrichtung derselben, von Hermann Cuno in Hildesheim." (Karl Scholtze, Buch- und Kunsthandlung, Leipzig.)

5. Hafenmissionare, Kolonistenprediger und Kolporteure.

Unser Volk wird des Wanderns nicht müde. Ganze Scharen deutscher Volksgenossen schließen sich alljährlich der modernen Völkerwanderung nach Amerika an. Wenn sie am Hafen von der alten Heimat Abschied nehmen, soll ihnen christliche Liebe noch ein letztes Gotteswort mit auf den Weg geben. „Einen Antrieb, auch unsererseits für die Auswanderer zu sorgen, gaben uns die Bemühungen in New-York. Es sind daraus zweierlei Unternehmungen hervorgegangen: einmal für die Auswanderer, solange sie noch in unseren Häfen sind, zu sorgen und sodann, zu versuchen, sie auf ihrer Fahrt über den Ozean seelsorgerisch zu begleiten." Als im Jahr 1870 der Hamburger Verein für innere Mission dem Gedanken der **Hafenmission** näher trat, wurde ihm Bruder Vockrodt zur Verfügung gestellt, welchem später der derzeitige Hamburger Herbergsvater Judaschke gefolgt ist. Jetzt wird von uns diese Stelle nicht mehr besetzt, ebensowenig die am Hafen in Rotterdam, wohin der Zentralausschuß in den letzten Jahren zwei unserer Brüder zeitweilig erbat. Sie haben dort, wie der Bericht des Zentral-Ausschusses 1882 besagt, den deutschen Auswanderern treu gedient, haben unter Seeleuten wie unter Auswanderern Bibeln, neue Testamente, gute Volksschriften und Gebetbücher verteilt, zum Teil auch verkauft, haben sie zum Gemeindegottesdienst eingeladen und die mannigfachste Gelegenheit gehabt, ihnen das Wort Gottes nahe zu bringen

— Als einziger Vertreter der Hafenmission steht jetzt Bruder Krone in Bremen in mannigfaltiger und reich gesegneter Thätigkeit. Er kann vielleicht hin und wieder einen Auswanderer an diejenigen unserer Brüder empfehlen, welche schon vor Jahren als **Kolonistenprediger** übers weite Meer gezogen sind. Es giebt deren 12. Sie wünschen, daß wir sie mit einem Namen benennen, der ihrer Thätigkeit mehr entspricht, als der bis jetzt von uns gebrauchte, und gewiß nicht mit Unrecht, denn die im weiteren Verlauf folgenden Einzelberichte dieser Brüder werden zeigen, daß ihre Arbeit durchgängig in dem Boden eines festgeordneten Gemeindelebens wurzelt. In Kirchen und Schulen üben sie Hirtentreue an unsern Glaubensgenossen im fernen Lande. — Weiter noch als sie zogen die Brüder Jacobi und Hampe, die sich in Australien Heimat und Arbeitsfeld gesucht haben. — Doch wie könnten wir, wo wir der Fernen gedenken, die Brüder vergessen, die an der Donau und im Reich des Türken weilen? Jetzt sind es nur wenige: in Asien lebt unsers Wissens zur Zeit nur ein einziger früherer Bruder als letzter Zeuge jenes Hilfszuges, den 1860 eine Anzahl unserer Brüder, geleitet vom Johanniterorden, zur Linderung großer Notstände nach Syrien unternahm. Von diesen Asiafahrern ist Br. Wichmann auf syrischem Boden begraben, ein anderer hat dann Jahre hindurch das Johanniterhospital in Jerusalem verwaltet, mehrere kehrten, als ihre Hilfe in Syrien unnötig geworden, mit Freuden zu uns in die Heimat zurück. Einer nur, wir erwähnten ihn eben, lebt noch im bürgerlichen Beruf auf syrischem Boden und ist es wohl wert, daß wir seiner gedenken. Hat er doch als viel geschätzter Zahntechniker den vom Zahn der Zeit geschädigten Mund des Patriarchen vom Libanon mit Elfenbein zieren dürfen. Wenden wir uns aber von den Zedern des Libanon zu dem Land an der Donau, so treffen wir zunächst angestellt vom evangelischen Oberkirchenrat die schon flüchtig erwähnten Brüder Hennig und Horn als Lehrer in Rumänien an, dann aber auch den Bruder, der wohl unter allen für die weitesten Länderstrecken thätig zu sein vermag. Es ist Bruder Victor, welcher im Auftrag der britischen und ausländischen Bibelgesellschaft eine sehr ausgedehnte, und wie sein gegen Ende dieses Buches wiedergegebener Bericht ausweist, von Gott reich gesegnete Thätigkeit von Budapest aus entfaltet. Seine Arbeit ist einzig in ihrer Art, denn im allgemeinen haben unsere Erfahrungen immer von neuem bestätigt, was Dr. Wichern 1872 von Vereinsagenten, Kolporteuren und Kollektanten gesagt hat: „So

wichtig oder nützlich diese Berufe sein mögen, halten wir sie für diejenigen selbst, die zu dergleichen ausgesandt werden, für sittlich gefährdend und haben deswegen unsere Brüder zum Eintritt in solche Stellungen nie veranlassen dürfen. Die Kolporteure stehen, wenn man sie verbraucht, zukunftslos da und werden dann ausgegeben und geben sich selbst für alles mögliche aus. Mannigfach hat man aus ihnen sogar die Hausväter von Rettungshäusern, Herbergen u. s. w., soviel ich weiß immer zum Schaden dieser Anstalten, entnommen; durch den immerfort vagierenden Verkehr und voll der Ansprüche, die durch das nichtssagende Schwatzen erzeugt werden, schaden sie mehr, als sie nützen können." Dieser Schade ist an manchen Orten wohl erkannt und es fehlt in neuerer Zeit nicht an Anfängen zu einer gesunden Kolportage, welche für die Wirksamkeit ihrer Arbeiter eine Grenze zieht und für sorgfältige Überwachung derselben Sorge trägt.

6. Krankenpflege.

Wenn wir eben im Zusammenhang unserer Brüderthätigkeit in fernem Lande, des syrischen Hilfszuges Erwähnung thaten, so streiften wir bereits ein Gebiet, welches einer kürzeren Besprechung wohl bedarf: das Gebiet der Krankenpflege.

Nicht sehr häufig, aber doch zuzeiten, ist an unsere Brüderanstalt die Anforderung gekommen, Krankenpfleger zu stellen. Solche Pflege ist zwar nicht eigentlich Aufgabe des Rauhen Hauses, doch sind wir in einzelnen Fällen im stande gewesen zu helfen. Bisweilen haben wir unsre Brüder in private Krankenstuben, öfter noch in öffentliche Krankensäle gesendet, aber wollten wir die Arbeit an den Kranken unter unsre beständige Thätigkeit aufnehmen, müßte im Rauhen Hause selbst eine umfangreiche, allseitig ausgestattete Krankenstation errichtet werden. Dies zu thun scheint aber keineswegs geboten, wie wir denn auch jederzeit an dem Gedanken der Arbeitsteilung zwischen den verschiedenen Brüderanstalten festhalten. Wo es möglich war, haben wir Anfragen wegen Krankenpflege nach Duisburg und an ähnliche geeignete Stellen verwiesen. Doch ist auch unsrerseits im eigensten Interesse während der letzten Jahrr ein größeres Gewicht auf die in Rede stehende Arbeit gelegt worden, als früher. Um in unserer Krankenbaracke hier im

Rauhen Hause eine genügende Anzahl geschulter Kräfte zu haben, mehr aber noch, um möglichst jedem Bruder, sei er dereinst Rettungshaus- oder Herbergsvater oder Stadtmissionar, die nötigsten Fertigkeiten in der Gesundheitspflege mitzugeben, haben wir neuerdings successive je auf ein $^1/_2$ Jahr Brüder dem Augustahospital in Berlin übergeben. Ihre kurze Lehrzeit in dieser Anstalt wird sich in Zukunft reichlich lohnen. Als eigentliche Krankenpfleger stehen jetzt nur drei Brüder größeren Krankenhäusern vor, während es zwei andern gelungen ist, Idiotenanstalten zu gründen und erfolgreich zu leiten. Doch kommen auch Zeiten, wo Brüder und mit ihnen freiwillige Helfer mit Binden und Decken, mit Arznei und erquickenden Tränken sich sammeln, um Kranke, um Verwundete zu pflegen. Als 1864 die Truppen gegen Dänemark zogen, stellte sich Dr. Wichern selbst an die Spitze dieser Felddiakonen, und wie im dänischen Krieg, so war es auch in den folgenden Kriegen. Gewiß wird es Wunsch vieler Leser sein, von diesen Friedenszügen im Kriege ein genaueres Bild zu erhalten. Ihnen zu liebe geben wir die Geschichte unserer Felddiakonie in den späteren Blättern dieser Schrift.

7. Armenanstalten.

Was wir von unserer Stellung zur Krankenpflege im allgemeinen sagen mußten, gilt fast ebenso auch von dem an sich so hoch nötigen Gebiet der Armenversorgung: nur in Ausnahmefällen wird das Rauhe Haus in Zukunft Hausväter in Armenanstalten entsenden. Und schon bis jetzt haben wir nur unter einer Bedingung derartige Stellen besetzt. Niemals haben wir uns an privaten Veranstaltungen zu gunsten der Armut durch Entsendung von Brüdern beteiligt, sondern immer nur, wenn sich eine Stadt- oder Kreisbehörde für ein fest organisiertes Armenhaus unsere Hilfe erbat. Ob derartige Anstalten in allen Beziehungen den Anforderungen einer kirchlichen Gemeindeordnung entsprechend sind, könnte allerdings zweifelhaft erscheinen, sobald man einen scharfen Unterschied zwischen der kirchlichen und der bürgerlichen Armenpflege macht; indessen scheinen die beiden sich hier zu vermischen. Von dieser Anschauung aus sagt Dr. Wichern 1872: „Die Armenpflege erscheint in den Armenhäusern als ein bürgerliches Institut und das ist sie auch; sie tritt ferner als strafende und warnende Armenzucht auf,

und das kann sie nur vom bürgerlichen Standpunkt aus. Daß man sich aber nun hie und da bemüht hat, diese bürgerliche Zucht, ohne sie umzuändern, in solche Hände zu legen, welche sich zugleich im rechten christlichen Geiste der armen Personen annehmen, ist eine wichtige und allein richtige Maßnahme. Man giebt diesen Willen kund in der Berufung solcher Männer, wie unsre Brüder sind." In solchem Sinne hat unsre Anstalt bis 1860 11, von da bis 1865 nur einen, im Jahrfünft bis 1870 allein 9, bis jetzt überhaupt 37 Brüder in den Armendienst gestellt.

Die beiden Nachbarländer Ostfriesland und Oldenburg waren es vor allen, wo durch Hilfe des Zentralausschusses den Brüdern trotz mancher entgegenstehender Vorurteile die Thür zu den Stätten des Armenelends geöffnet wurde. Doch es hat sich mit den Jahren in dieser Beziehung mancherlei anders gestaltet. Eine Zahl der früher besetzten Institute hat das alte Band gelöst, wohl zum Teil, weil man die sittliche Aufgabe des Hausvaters zu wenig im Auge behielt, zum Teil auch, weil es an Geld fehlte, um einen geschulten Hausvater mit seiner Familie zu erhalten. So kommt es, daß nur einige der größeren Armenanstalten von Brüdern geleitet werden. Ähnliche Erfahrungen haben wir andernorts auch gemacht, und so sind jetzt nach mancherlei Veränderungen nur noch 11 unserer Brüder in dem besprochenen Gebiete thätig. Sie haben eine besonders schwere Aufgabe, denn sie verpflegen Männer und Weiber, sie sorgen für Alte und Kranke, sie erziehen meist auch elternlose und verlassene Kinder, sie müssen mahnen und strafen und doch auch wieder unendliche Geduld haben mit den Gebrechen der Armut, sie müssen vor allem selbst Vorbild und Berater sein für jeden aus der bunten Menge, welche sich oft unter ihrem Dache sammelt. Um aber nun einigermaßen einen Eindruck davon zu geben, wie solcher Beruf sich in der Einfachheit des täglichen Lebens gestaltet, führen wir unsere Freunde mit uns zu einem

Besuch im Armenhause.

Wir sehen auf der Landstraße einen Mann ohne Mütze dahineilen; er trägt eine blaue Arbeitsjacke und blaue Schürze. Ein Stück hinter ihm eilt ein Gehilfe aus dem nahe gelegenen Stadtarmenhause, die Mütze des Entflohenen in seiner Hand. Er hatte gedacht, daß dieser, wenn er sich seines Kopfschmuckes beraubt sähe, seinen Fluchtgelüsten entsagen solle. Nun steht der Gehilfe still, wischt sich den Schweiß

von der Stirn und erklärt uns, jener Mann — ein arger Trinker — sei seit seiner Einlieferung in die Anstalt schon siebenmal entlaufen, aber stets am zweiten oder dritten Tage wankend und lallend wiedergekommen. „Und was thun Sie dann mit ihm," fragen wir, „wenn er wiederkommt?" „Das ist ganz einfach," entgegnet der Gehilfe, „wir setzen ihn drei Tage in ein stilles Zimmerchen zu Wasser und Brot." „Hilft dies Mittel?" „Meist auf drei oder vier Wochen, dann fängt die alte Geschichte von neuem an." Unter dieser Betrachtung sind wir bis zum Armenhause gekommen. An der Thür steht mit blendend weißer Schürze die „Tante". Sie ist eine Schwester des Hausvaters, und weiß durch energisches Auftreten den ihr untergebenen alten Frauen und jungen Mädchen eine nicht unbedeutende Hochachtung abzugewinnen. Jetzt beaufsichtigt sie acht alte Mütterchen, welche sich im Hofe ein sonniges Plätzchen ausgesucht haben, um bei alten Geschichten ihre Roßhaare vorschriftsmäßig zu zupfen. Wenn der sonstige Gesprächsstoff erschöpft ist, reden sie mit süßer Wehmut von ihren vielen, langen, schweren, gefährlichen und doch standhaft ertragenen Krankheiten. Und in der That, sie haben offenbar ein Recht dazu. Mutter Trude dort, die Alterspräsidentin, kann die Welt nur noch mit dem linken Auge betrachten, die bucklige Liese und die alte gutmütige schiefe Grete haben ihre Schäden, zwei andere müssen jeden Abend vier bis sechs Tassen Fliederthee trinken, einer nächsten will das Arbeiten immer nicht recht bekommen, und die Frau verwitwete Gerichtsvollzieherin Stockschlag scheint auch von der Natur stiefmütterlich bedacht zu sein: sie hat eine krankhafte Neigung zum Moralisieren. Doch lassen wir die alten Frauen zupfen und schwatzen, und wenden uns in den gepflasterten Arbeitshof. Hier zerhacken die kräftigeren Männer die großen Birkenstämme des sogenannten „Armenwaldes," während die schwächeren hinter dem Hause ein Rübenfeld von Unkraut säubern. Der Hausvater geht hin und her, legt besonders bei den Holzhackern mit Hand ans Werk und läßt sich ihre verschiedenen Klagen nicht allzusehr zu Herzen gehn. Der eine hat einen unausstehlichen Durst, der andere klagt über Hitze, er könne bekanntlich nur ein gemäßigtes Klima vertragen, dem dritten ist das Holz zu knorrig, der vierte versichert heute wie alle Tage, daß es nur Gefälligkeit sei, wenn er arbeite, ein fünfter und sechster — fast könnte man sich darob verwundern — thun ohne viel Redens ihre Pflicht. Wenn wir die Lebensgeschichte dieser Leute verfolgen wollten, würden wir eine wahre

Galerie catilinarischer Existenzen aufstellen können. Nur einige skizzenhafte Charakterbilder mögen genügen. X. war seiner Zeit ein geschickter Baumeister und Techniker, dann aber fing er an, sich Geld, Arbeitslust und Verstand zu vertrinken. Nun ist er im Armenhause und gilt für etwas verdreht. Nichtsdestoweniger hält er sich für einen der genialsten Köpfe. Nachdem er einmal im Armenhause eine schadhaft gewordene Mauer zur Zufriedenheit des Hausvaters repariert hatte, schrieb er ein langes Schreiben an den Pastor von Bodelschwingh nach Wilhelmsdorf, er habe die Armenanstalt in N. eingerichtet und empfehle sich zur Herstellung von Arbeiterkolonien; auch soll er in einer besonders begeisterten Stunde in Bremen angefragt haben, ob man ihn nicht als Pionier der Zukunft nach Afrika senden wolle. Im übrigen ist er meist gehorsam und willig. — Sehr wenig ist letzteres bei Y. der Fall. Er ist ein Aufwiegler. Vor Zeiten hatte er sich Tabaks-„Fabrikant" genannt, hat mit seiner Frau in Zwist gelebt, ist heruntergekommen, und sitzt nun zum Leidwesen des vielgeplagten Hausvaters im Armenhause. Er ist derjenige, welcher stets bei der Arbeit von seiner Gefälligkeit redet, er wiegt, wenn er kann, jede Brotration nach, lebt auch der Meinung, daß es sich der Hausvater auf Kosten des armen, ausgesogenen Volkes wohl sein lasse, und benutzt mit besonderer Vorliebe Abendmahlstage und ähnliche heilige Gelegenheiten zu Trunkenheit und Skandal. — Sein Gegenbild ist Z. Er ist ein alter Tagelöhner, den Trägheit ins Armenhaus brachte. Er thut, genau genommen, wenig Böses und wenig Gutes, d. h. als Summa: überhaupt sehr wenig. —

Doch wir sind schon zu lange im Hof geblieben und wollen nun in das Armenhaus selbst treten. Wenn es uns möglich war, bei denen, die wir bis jetzt gesehen haben, wegen manchen komischen Zuges uns dem ungeheuren Ernst der Armenhauseindrücke teilweise nicht gefangen zu geben, so führt uns nun der Hausvater zu Stätten des erbarmenswertesten Elends. In einem separaten Zimmer liegt, bewacht von einem der besseren Armenhäusler ein Mann im Delirium, an beiden Händen gefesselt. Er muß wochenlang auf diese Weise gehalten werden, damit die Umgebung vor seinem Wüten geschützt bleibt. Im nächsten Stübchen pflegt die Hausmutter eine junge Frau, welche am Gesichtskrebs leidet, und füttert sie wie ein kleines Kind. Im daranstoßenden Gemach finden wir 13 Kinder, zum Teil armselige zurückgebliebene Wesen, denen dieselbe Hausmutter alles in allem sein muß. Während wir diese Zimmer besuchen, versammeln sich die gesunden Leute im

Speisesaal zum Abendbrot. Wir finden alles reinlich und gut, aber etwas kühl bleibt unsere Stimmung. Es fehlt im Armenhause meist an einem warmen, wohlthuenden Familiengeist. Und wie kann es bei den oft etwas zu selbständigen Charakteren anders sein, als daß der Hausvater zunächst ein Mann des Gesetzes ist? Wäre er nur ein liebender Vater, wer weiß, ob dann noch jemand seines Lebens froh und sicher sein könnte? Ist es doch neulich trotz genauester Aufsicht vorgekommen, daß der Zigarrenfabrikant dem Baumeister bei der Abendsuppe mit dem Blechlöffel derartig an die Denkerstirne schlug, daß er noch heute an einem blauen Kainszeichen kenntlich ist. Unter Aufsicht gehen die guten Freunde abends in ihren gemeinsamen Schlafsaal, unter Aufsicht müssen sie morgens um ½6 Uhr aufstehen und ihr Bett machen. Wäre niemand da, der mit fester Hand eingriffe, wer würde dann wohl Matten flechten, Seegras reinigen, Wolle zupfen, Garn spulen, Treppen scheuern, Kartoffeln sammeln und Wasser holen? Wir bleiben nach dem Abendessen noch bis zur Abendandacht, hören, wie der Hausvater aus seinem Spengler vorliest, lassen uns von ihm erzählen, wie sich am Sonntagmorgen das ganze Armenhaus zu gemeinsamem Hausgottesdienst vereinigt, und danken dann für alles, was wir gesehen und gehört haben.

8. Gefangenenpflege.

Im Armenhause ist strengste Zucht nötig, aber sie kann doch noch mit erziehender Liebe gepaart sein. Im Gefängnis dagegen muß, wie es scheint, die Zucht allein das Regiment führen. Viele glauben jetzt noch, daß es so ist, und doch hat unser Heiland gewiß nicht so gedacht, als er sagte: „Ich bin gefangen gewesen, und ihr habt mich besucht.“ Es gilt in der That beide Momente zu vereinigen, wie es die Gefangenenpflege unserer Brüder stets versucht hat. Von ihrer Arbeit in Gefängnissen soll diese letzte Abteilung unserer einleitenden Artikel reden, denn was ist der Kinderpflege, mit der wir anfingen, und der Fürsorge für die wandernde Jugend entgegengesetzter, als der Dienst an Männern, oft in Sünden hart gewordenen Charakteren, welche jahrelang die Schwelle ihrer engen Zelle kaum überschreiten? — Hätten wir geschichtlich ordnen wollen, so hätte allerdings die Gefängnispflege einen weit früheren Platz beanspruchen dürfen, da sie im Entwicklungsgang unserer

Brüderarbeit vor allem einer ältern Periode angehört. Einer edlen Frau verdankt das Gefängniswesen in England und von da aus in vielen Ländern seine Neugestaltung durch den Geist christlicher Liebe, der schon im ersten Teile dieses Büchleins als lieben Gast des Rauhen Hauses erwähnten begeisterten und begeisternden Elisabeth Fry. Ein edler Fürst war es, der neben Dr. Wichern in Deutschland ihr Werk fortsetzte. Denn schon im Jahre 1842 hatte der König Friedrich Wilhelm IV. den Bau des Moabiter Zellengefängnisses nach dem Muster von Pentonville bei London angeordnet, dessen pensylvanisches System ihm bei seinem Besuch in England den Weg zur Gefängnisreform gezeigt hatten. Allein durch entstellende Schilderungen war das Urteil des Volks und der Behörden über die neue Einrichtung so getrübt, daß dieselbe nur schrittweise eingeführt werden konnte. Bald jedoch brach sich die Erkenntnis immer weiter Bahn, daß nur auf diesem Wege die verderbliche Berührung der Gefangenen untereinander verhindert und so eine bessernde Einwirkung, die doch im Interesse des Staates nicht minder als der Sträflinge liegt, möglich wird. Diese bessernde Thätigkeit hatte Dr. Wichern als eine Aufgabe der innern Mission bezeichnet in seiner Denkschrift: „Die innere Mission in der deutschen evangelischen Kirche.“ „Der erste Weg der inneren Mission geht also in die Gefängnisse hinein, und zwar nicht nur durch das gedruckte Wort, sondern noch vielmehr durch Personen, welche das Wort, sei es mit dem Munde, sei es mit der dienenden That voll Geist, Leben, Liebe, Weisheit, herzgewinnend und weckend, tröstend und stärkend, zu bringen im stande sind.“ Da aber solche Personen in Deutschland selten seien, wird weiter darauf hingewiesen, daß das Rauhe Haus in seiner Brüderanstalt den Versuch gemacht habe, Männer zum Gefängnisdienst zu erziehen, dergleichen schon in verschiedenen Teilen Deutschlands angestellt seien. Eben diese Schwierigkeit, die rechten Leute zu finden, veranlaßte König Friedrich Wilhelm 1856 durch Kabinettsordre die Berufung von Rauhhäusler Brüdern nach Moabit zu befehlen. Infolge dieser Kabinettsordre traten am 1. November 1856, dem Tage, an welchem die Einzelhaft in der Anstalt völlig durchgeführt wurde, 26 Brüder ihren Dienst als Aufseher in Moabit an. 22 von ihnen waren tags zuvor im Betsaal des Rauhen Hauses von Dr. Wichern feierlich entlassen worden. Es sei uns gestattet, einige Worte zu wiederholen, die er selbst damals in den „Fliegenden Blättern“ geschrieben hat: Es war der Tag der Reformation. Das Rauhe Haus erinnerte sich lebendig an diese Gottesthat, die

Geburtsstunde der Kirche. Mit dem „Lobe den Herrn, o meine Seele“ begann die Feier, in welcher die Brüder zu der ersten Arbeit der Brüderschaft als solcher entsendet wurden. Das bei der Feier gesprochene Wort, zeigte in kurzen Zügen, in welchem Geiste und Umfange in heiliger Schrift und Geschichte die Gefangenenpflege der christlichen Gemeinde anvertraut ist. Den zu entsendenden Brüdern reichten die zurückbleibenden unter dem Bruderliede: „Schreib uns in die Brüderzahl, die von Gott geboren,“ die Bruderhand.

Manches ungünstige Wort ist in den folgenden Jahren über die Einzelhaft und Gefangenenpflege der Brüder geredet worden. Jene sollte Selbstmord und Wahnsinn erzeugen, diese einen falschen Geist in die Gefängnisse tragen. Aber die Statistik hat jene Beschuldigung, und langjährige Erfahrung diese zurückgewiesen.

So bezeugte ein Direktor, der 14 Jahre mit diesen Brüdern zu thun hatte, u. a.: „Es ist ein offenbarer Vorzug, daß diese Beamten ihren Beruf noch in höherer Bedeutung auffassen und mit einem höheren Maßstab messen als mit dem bloß polizeilichen. Ihre ganze Vorbildung macht sie auch fähig die Gefangenen und deren Lage tiefer und richtiger aufzufassen, als es sonst in der Regel der Fall sein kann.“ Es blieb daher den Gegnern nichts übrig als sich darauf zu steifen, daß gegen den vermeintlichen Fehler des Pietismus alle unleugbaren Vorzüge der Rauhhäusler nicht in betracht kommen könnten.

Daß in der That mit dem Ausdruck Pietismus die Religiosität, das Christentum der Brüder gemeint war, ergiebt sich aus der Stellung der Angreifer; denn den Vorwurf der Bekehrungswut u. dergl., was in dem Worte liegen könnte, hat z. B. der ehemalige Direktor der Anstalt, Rittmeister Hoyns, der, wie er selbst bekannte, mit allerlei Vorurteilen gegen die Brüder sein Amt antrat, so entschieden zurückgewiesen, daß davon nicht mehr die Rede sein kann. Derselbe bezeugt seinen Untergebenen nämlich: „Mein Vorurteil mußte einer aufmerksamen und selbst mißtrauischen Beobachtung gegenüber recht bald einer gerechten Anschauung weichen, so daß ich konstatieren kann, daß dies Personal sich nicht bloß durch seinen dem Beruf ganz besonders entsprechenden sittlichen Ernst, sondern auch durch seine volle Hingabe und Pünktlichkeit, durch seinen Gehorsam und Ordnungssinn für ein Zellengefängnis ganz besonders eignet. Von Frömmelei und Bekehrungssucht weit entfernt, ist jeder einzelne nur darauf bedacht, seinen schweren Pflichten in vollem Maß zu genügen und auf dem ihm angewiesenen Platze sowohl den

Brüdern wie den Gefangenen ein Vorbild zu sein. — Kurz, es herrscht in dieser Brüderschaft ein Geist, dem man seine Achtung nicht versagen kann, und der, wenn er richtig geleitet wird, der Anstalt zum Segen gereichen muß."

Die Brüder haben sich daher durch alle Angriffe nicht beirren lassen, sondern freudig ihre oft so schwere Pflicht erfüllt und den Anstaltsgeistlichen in seiner Aufgabe, die Gefangenen sittlich zu heben, nach Kräften unterstützt, wie es die Instruktion des jetzigen Direktors vorschreibt. Aus dieser Instruktion ist für uns § 16 besonders wichtig, in welchem dem dienstlichen Verkehr, d. i. der Obacht auf die äußere Haltung der Gefangenen, der rein menschliche zur Seite gestellt wird: der Aufseher soll auch für das Leid und Unglück des Gefangenen Verständnis haben; er soll ihn, wenn er darüber klagt, nicht kalt zurückweisen, sondern durch ein teilnehmendes Wort trösten, aber auch ihn darauf hinweisen, daß die Ursache seines Unglücks das Verbrechen ist.

Außer den mancherlei köstlichen Herzenserfahrungen, die solche treue Pflichterfüllung den Brüdern gewährt, als da sind die mündlich und schriftlich ausgedrückte Dankbarkeit der Geretteten, sowie das neue Leben, worin sie nach der Entlassung ihre Besserung erwiesen, ist auch der Grundgedanke, auf dem ihre Arbeit ruht, mehr und mehr zur Anerkennung gelangt.

Ein besonderes Zeichen des Vertrauens, welches König Friedrich Wilhelm IV. der Gefangenenpflege unserer Brüderschaft entgegenbrachte, war die im Februar 1857 erfolgte Berufung des Dr. Wichern ins Ministerium als Geheimer Rat für den Ressort des Gefängniswesens. Als solcher hat er auch auf diesem Gebiete bahnbrechend wirken können, er konnte Brüder in die verschiedensten Gebiete entsenden, nach Berlin Brandenburg, Naugard, Straßburg u. s. w. So sind denn in in den Jahren 1846—55 14, von 1856—60 allein 32, im folgenden Jahrzehnt 31 und überhaupt 94 Strafanstaltsbeamte ausgesendet worden. Ihre Entsendung suchte nach Möglichkeit den 278 bei uns eingegangenen Forderungen zu genügen.

Viele von ihnen sind in andere Arbeitsfelder übergegangen, wo sie — wie es in allen diesen Übersichten geschehen mußte — schon als ausgesendete Brüder gezählt sind.

Beispielsweise ist wegen besonders schwieriger Verhältnisse in Brandenburg von 6 Brüdern nur noch 1 geblieben, während andere Gefängnisse auch erst in neuerer Zeit sich Brüder erbeten haben. So

arbeiten jetzt von unserer Brüderschaft ein Oberaufseher und einige Aufseher in der Knabenabteilung (Einzelhaft) des Strafgefängnisses zu Plötzensee bei Berlin.

Gerade für Stellungen dieser Art haben unsere Brüder ja bereits sämtlich mannigfache Erfahrungen sammeln können, finden auch hier reichlichere Gelegenheit zu persönlicher Einwirkung, als das bei erwachsenen Strafgefangenen der Fall sein kann.

Zu unserer Freude hören wir, daß die preußische Regierung gegenwärtig damit umgeht für Knaben zwischen dem 12. und 18. Lebensjahre, entsprechend dem Zwangserziehungsgesetz, besondere Anstalten einzurichten, in welchen das erzieliche Moment selbstredend in noch viel höherem Sinne zur Geltung kommen wird, als solches bei den meist sehr kurzen und fruchtlosen Haftstrafen möglich ist.

Sollten diese Anstalten ins Leben treten, so hoffen wir zuversichtlich, daß sich wieder ein neues und schönes Arbeitsfeld unseren Brüderhäusern öffnen wird.

Um aber auf dem Gebiet des Gefängniswesens den Lesern einen möglichst klaren Einblick in die Arbeit unserer Brüder zu gewähren, lassen wir folgen:

Geschichten aus dem Zellengefängnis.

Wir wollen uns zu einem alten Bruder setzen, der lange Jahre Aufseher gewesen ist. Er soll uns erzählen, wie es im Zellengefängnis zugeht.

Er beginnt folgendermaßen zu berichten: Wenn Sie verwickelte Verhältnisse und malerische Mauern und wer weiß was sonst noch suchen, so finden sie selbst im Armenhaus hundertmal mehr als bei uns. Alles ist eintönig, gleichförmig. In allen Korridoren hört man die gleichmäßigen Tritte der Aufseher, es klirren die Schlüssel, es schallt morgens, mittags und abends die Glocke, es kommt hin und wieder der Herr Inspektor, die Zellen werden gereinigt, das Essen gebracht, die Gefangenen werden in Kirche und Schule geführt, das ist alles, wirklich alles.

Wir fragen: in die Kirche? wie ist das möglich?

Ja, sagt unser Freund, im Hauptgebäude, nahe beim Eingang, da ist unsre Kirche. Die sollten Sie einmal sich ansehen können. Die Gefangenen sitzen, jeder in seinem kleinen Betstübchen, so daß sie nur den Herrn Pastor sehen können, aber der Herr Pastor sieht sie alle

und kann ihnen ins Gewissen reden, als ob er mit jedem allein wäre. Übrigens ist es in der Schule auch nicht anders.

In der Schule? Verpflegen Sie denn auch Kinder?

O nein, wir haben nur Männer, meist von 20 bis 40 Jahren, bisweilen auch ältere; Diebe, Betrüger, Hehler, leichtfertige und grundverdorbene, gläubige und ungläubige, gebildete und ungebildete, eine ganze Walhalla verschiedener Mitbürger, die sich bereits dem Staatsanwalt vorstellen durften.

Und diese Leute führen Sie in die Schule?

Ja, sie müssen mit 10 Schritt Abstand, die schwarzen unkenntlich machenden Mützen über die Stirn gezogen, in ihre verschiedenen Klassen marschieren. In der untersten wird eigentlich bloß buchstabiert und etwas gerechnet. Wenn dabei manchmal ein alter Mann kaum drei Worte richtig lesen kann, giebt's unter den jungen Burschen, die ihn zwar nicht sehen, aber doch hören können, meist etwas Gelächter. Doch genau genommen, machen sie es oft selbst kaum besser. Und was nun die Gebildeten anbetrifft, so werden diese in die erste Klasse gesetzt, wo allerlei aus der Weltgeschichte, der Geographie und den Naturwissenschaften vorgelesen und gelehrt wird. Außerdem giebt es aber noch Katechismusstunden und Singstunden. Da wir aber einmal beim Singen sind, muß ich doch eine Geschichte erzählen. Vor einiger Zeit kam in eine Etage ein Mann, welcher anfangs ganz unzugänglich war. Er hatte den Polizeimann, der ihn gegen Morgen in etwas unsicherem Zustande fand, geschlagen und verwundet, und wurde eingeliefert. Das erstemal, wo er mit mir sprach, hatte ihm seine Frau geschrieben, wenn ich mich recht erinnere, etwa so: „Siehst du wohl, das kommt davon, wenn ich dich in die Kirche schickte und du mir immer eine schnöde Antwort gabst. Jetzt wirst du wohl erkennen, daß gottlose Wege ins Zuchthaus führen." Diese Worte sind dem Manne wirklich zu Herzen gegangen, denn er hatte seine Frau lieb. Und nun — was ich eigentlich erzählen wollte — hat er neulich seiner Frau geschrieben, er hätte in der Singstunde ein „schönes Lied" gelernt, das er ihr schicken wolle, und dazu hat er von Anfang an bis zu Ende hingeschrieben: Harre meine Seele u. s. w.

Kommen solche Erfahrungen öfter vor?

Wir erleben, sagt unser Erzähler, in der That manches Erfreuliche, aber in sehr verschiedener Art. Einzelne können wir betrachten, wie sie wieder anfangen, ihr Morgen- und Abendgebet regelmäßig zu

halten. Sie benutzen dabei den Bibelleſezettel, der zugleich als Kalender in jeder Zelle hängt. Bei anderen wiſſen wir wenigſtens, daß ſie mit Andacht zuhören, wenn wir Aufſeher früh und abends in der Mitte des Gebäudes, wo alle Flügel zuſammenlaufen, in der Zentralhalle, bei unſerer Morgen- und Abendandacht einige Verſe ſingen. Bei noch anderen tritt eine gute Wendung oft ſehr plötzlich hervor, wenn ſie einmal unter Aufſicht den Beſuch ihrer Verwandten empfangen dürfen. Aber es giebt auch ſehr viele, welche die Gefängniszeit nur betrachten, wie etwa ein Kaufmann einen unvermeidlichen Geldverluſt. Sie rechnen bloß darauf, wann ſie wieder anfangen können ihr „Geſchäft“ zu betreiben, und hoffen in Zukunft nicht ſo bald wieder das „Pech“ zu haben, daß ſie bei ihrem „Handwerk“ vom „Unglück“ ereilt werden.

Aber lieber Freund, ſagen wir nun, wie iſt es nach dem, was Sie uns erzählen, zu verſtehen, daß Sie ihr Anſtaltsleben ein ganz eintöniges, gleichförmiges nennen?

Ja, erwidert der Gefragte, wahr iſt es doch, was ich geſagt habe. Immer wieder fängt derſelbe Tageslauf von vorn an, immer wieder haben wir ähnliche Leute in den Zellen, immer wieder müſſen wir dieſelben Wege gehn und dieſelben Fragen hören. Viel reden können wir überhaupt nicht mit den Gefangenen, das verbietet der Mangel an Zeit und die Verpflichtung, alle Gefangenen möglichſt immer im Auge zu behalten. Oft hilft auch ein kurzes Wort viel mehr, als eine lange Rede. Nur bisweilen kommt es vor, daß aus einem kurzen Anfang eine längere Beſprechung hervorgeht. Vor einigen Wochen ſagte mir z. B. ein früherer Kommis, die Welt ſei doch zu ungerecht, die großen Spitzbuben laſſe man laufen und die kleinen fange man ein. Ich meinte, er hätte alſo gleich ein recht großer oder gar keiner werden müſſen, wozu übrigens auch jetzt noch Zeit ſei. Da zeigte er, ohne etwas dazwiſchen zu ſagen, nach der Bibel auf dem Bücherbrett über der Zellenthür und erklärte: „die Bibel lügt auch. Es iſt nicht alles wahr, was in der Bibel ſteht.“ Ich entgegnete: „Wenn nach Ihrer Meinung nicht alles in der Bibel wahr iſt, geben Sie doch zu, daß etwas Wahres in ihr iſt. Wenn Sie nur wenigſtens danach thäten.“ — „Übrigens,“ fuhr ich weiter fort, „gab unſer vorangegangenes Geſpräch gar keine Veranlaſſung dazu, daß Sie auf die Bibel zeigten. Ich will ihnen nur ſagen: Sie halten die Bibel für viel wahrer, als Sie Sich und mir einreden wollen. Die Bibel iſt Ihnen

unbequem. Daß sie da oben liegt, ist für Sie, als ob der Staatsanwalt von da oben herab Ihnen Ihre Schulden vorliest." Nach diesen Worten sah er mich halb lächelnd und halb ernst an und sagte schließlich: „Sie reden gerade, als ob Sie das alles mit durchlebt hätten."

Einem anderen redete ich neulich etwa so zu: „Sie haben in der großen, geräuschvollen Welt auf Gottes Stimme nicht hören wollen, nun hat Gott Sie am Kragen genommen und Sie hier in die Stille geführt, wie es zuweilen ein Vater macht, der mit seinem Sohne ein ernstes Wort zu reden hat. Er geht dann mit ihm in eine Nebenkammer. Es ist jetzt vielleicht der letzte Versuch, den Gott mit Ihnen macht."

Nun aber, so sagen wir, haben Sie uns von den stillen Nebenkammern Gottes so mancherlei erzählt, daß wir gerne hören möchten, wie es in einer Zelle aussieht. Es kann in ihnen doch nicht so ganz tot sein, wie uns nach Ihren ersten Worten schien.

Ja, wenn ich damit anfangen darf, so ist es trotz peinlichster Überwachung bisweilen sogar nachts in den Zellen lebendig. Wenn wir manchmal abends nach 7 Uhr, wo das Licht ausgelöscht wird, in das Souterrain gehen, — am Tage arbeiten dort in gemeinsamer Haft die Müller, Bäcker, Schlosser, Schmiede u. s. w., da hören wir von oben ein regelmäßiges Klopfen. Eben ist deutlich zu erkennen: 1,2,3,4,5,6,7 und so fort bis zur Zahl 13, dann ein einmaliges Klopfen, dann ein 12maliges, zuletzt noch 5 Schläge. Ich rechne im ABC nach und finde für die erste Reihe „n", das einmalige Klopfen war „a", kurz, es stellen sich offenbar zwei Leidensgefährten vor mit der landesüblichen Formel: mein „Name" ist . . .

Steht denn in jeder Zelle ein Bett? — Am Tage finden Sie keins, aber der Tisch ist so eingerichtet, daß man die Tischplatte beiseite schieben und so leicht ein Bett herstellen kann. Wenn dann früh um 5 die Morgenglocke läutet, ist bald wieder der Tisch fertig gemacht, der Aufseher und der Kalfaktor bringen Brot und Suppe oder Kaffee, nehmen den Kehricht mit fort, welchen der Gefangene an seine Thür stellt und sehen nach, ob die Zinnschüssel und die andern Eßgefäße sauber geputzt sind, müssen aber manchmal auch wegen ungenügender Reinigung der Zelle ein scharfes Wort sagen, ja bisweilen dem Herrn Inspektor Meldung thun.

Und was thut der Herr Inspektor in schweren Fällen?

Wenn schwerere Strafe nötig wird, gibt es die Arrestlokale im Souterrain; erst an jedem dritten Tage darf ein Lichtstreifen in sie dringen, sonst ist es Nacht. Schon oben in den Zellen klagen die Gefangenen öfter über lange Weile, hier noch mehr.

Nicht wahr, so fragen wir, die Langeweile ist ein beständiger Gast in allen Zellen?

O nein, so kann man nicht sagen. Wer die Woche hindurch fleißig arbeitet, seine Schulaufgaben nicht liegen läßt, Sonntags sein Buch aus der Anstaltsbibliothek liest, kann auch schon abgesehen von den Besuchen der Herrn Geistlichen und Lehrer und auch abgesehen von den Spaziergängen sich die Zeit vertreiben.

Da möchten wir aber nach zwei Dingen auf einmal fragen: Spaziergänge? Arbeit?

Eins nach dem andern! Die Arbeit ist Saft und Kraft unserer Anstalt. Von verschiedenen Fabrikanten erhalten die Gefangenen durch ihre Werkmeister Tagesarbeiten zugemessen. Die einen schneiden Pfropfen, die anderen fertigen antike Möbel, die dritten hobeln und broncieren Goldleisten, die vierten stellen Spazierstöcke her, die fünften schlagen aus Papier die kleinen sogenannten „Stammbuchblümchen" aus, u. s. w. Wer recht fleißig ist, kann ein „Überpensum" erarbeiten, und sich dadurch täglich 10 oder 20 Pfg. verdienen, welche ihm bis zu seiner Entlassung aufbehalten bleiben. Schwer erarbeitet, soll die angesammelte Summe dann ein Anfangskapital für ein neues Leben sein. Manche arbeiten gern, manche seufzen aber auch schwer. Vor kurzem kam ich zu einem, den ich recht bemitleiden mußte. Er stammt vom Lande, hat stets nur Feldarbeit gethan und muß es sich daher sehr sauer werden lassen, auch unsere leichteste Arbeit, das Bänderflechten, sich anzueignen. Dazu möchte er gerne schnell eine kleine Summe verdienen, denn seine Frau hat ihm geschrieben, daß ihr kleines Kind krank geworden sei. Er ist recht trübe gestimmt, ich hoffe aber, daß man ihn noch beim Kartoffelschälen wird unterbringen können. Neben solchen Leuten gibt es aber auch andere, die bei jeder Gelegenheit davon reden, daß wir ihre Quälgeister wären, sie nur schinden wollten, selber nicht besser wären als sie u. s. w.

Und wie steht's mit den Spaziergängen? Das ist leicht gesagt. Im Hofe steht an mehreren Stellen ein runder Turm, von dem aus

wie Strahlen vom Licht, Mauern nach einer runden Umgrenzungsmauer zu gehen. Zwischen diesen strahlenförmigen Mauern gehen die Gefangenen einzeln spazieren, während sie ein Aufseher von der Höhe des Turmes aus beobachtet.

Nie sollen auch bei solchen Gelegenheiten die Gefangenen sich sprechen, nie sich ins Gesicht sehen können, still für sich allein sollen sie durch Arbeit, Unterricht und freundlichen Zuspruch innerlich gekräftigt werden zu neuem Lebensanfang, wenn sie später aus der Eintönigkeit der Zelle wieder hinaustreten dürfen in das bewegtere Leben der Welt.

Dritter Teil.

Die Arbeitsgebiete der Brüder

nach

Ländern und Provinzen dargestellt.

Aus der Enge in die Weite
Aus der Tiefe in die Höh'
Führt der Heiland Seine Leute,
Daß man Seine Wunder seh'. —

Unsere Brüder hat er oft wunderbare Wege aus unserem Hause in die Ferne hinausgeführt. Fast über die halbe Erde sind sie zerstreut. Als nun das Jubiläum herannahte, haben wir sie gebeten uns ein Bild ihrer Arbeit zu geben. Was sie nicht selbst uns melden wollten oder konnten, haben sonst treue Freunde, was sie selbst uns schreiben konnten, haben sie uns zugesandt. In bereitwilligster Freundlichkeit hat es uns auch eine große Zahl von Vorständen möglich gemacht, den Berichten durch mannigfachen Bilderschmuck Anschaulichkeit und Anmut zu verleihn. Aus solchen Sendungen ist der nun folgende Teil dieser Schrift entstanden. Er will ein Wegzeiger sein von Provinz zu Provinz, von Land zu Land, um die Stätten zu melden, wo man klein oder groß, so oder so das Leben und Werden in den Arbeiten sehen kann, welche der Herr unsern Brüdern zugewiesen hat. Nicht sind die Anstalten und Vereine in dem Sinne „unser" genannt und beschrieben, als wären sie alle unser Werk und Besitz, auch nicht so, als ob sie alle ihren ersten Anfang auf Anregungen vom Rauhen Hause aus zurückführen könnten — wer freilich die geheimen Wege der Gedanken wüßte, würde wohl oft, viel öfter als wir es ihm sagen können, von einem stillen Einfluß Dr. Wicherns und seiner Arbeit zu reden haben, — aber eins können wir von allen diesen Anstalten und Vereinen sagen: Sie sind zu uns gekommen, haben uns als Freunde die Hand gereicht und gebeten, daß wir ihnen helfen möchten einen treuen Mann an eine rechte Statt zu stellen. Wir haben „Ja" sagen können, und nun besteht ein Band gemeinsamen Strebens, und ein gemeinsames Sorgen für einen Bruder, der uns gehört und ihnen zugleich. So

dürfen wir wohl sie alle in unsere Jubiläumsschrift einreihen, als wäre es ein Album, in dessen Seiten ein älterer Freund diejenigen von seinen jüngeren Freunden im Bildnis sammelt, denen er mit Gottes Hilfe hat Berater und Beistand werden können. Und wie man pflegt beim Sammeln von Bildern die Genossen der ersten sonnigen Jugendtage in die ersten Blätter zu fügen, so wollen auch wir unsre Rundschau beginnen mit der Stadt, die unser Rauhes Haus in seinen ersten Jahren gepflegt, in seinem weiteren Werden stets treu begleitet hat, mit Hamburg.

---

1. Hamburg.

Zu dem Gebiete der Freien Stadt Hamburg gehört auch das Rauhe Haus. Täglich kommen an uns Briefe mit der Aufschrift: Horn bei Hamburg. In unserer Kinderanstalt sind stets viele Hamburger gewesen. Wer von fernher kommt, um bei uns zu bleiben, tritt unter Schutz und Gesetz der alten Hansafürstin am Elbestrand. Sonach wäre es billig und recht, wenn wir unsern Bericht über Hamburg mit unseren eigensten Anstalten beginnen wollten. Aber der Leser hat uns schon im ersten Teile dieses Schriftchens durch die 50 Jahre unseres Rauhhäusler Lebens begleitet, er wird mit uns empfunden haben, daß unserer Anstalt bei ihrem Jubelfeste eine besondere Stelle gebührt. Daher dürfen wir wohl sofort zu denjenigen anderen Veranstaltungen Hamburger Christenliebe übergehn, bei welchen mitzuhelfen unsern Brüdern vergönnt ist. Wir folgen dabei einer Darstellung, die uns Herr Pastor Pauly, Mitglied des Kuratoriums unsrer Brüderanstalt, freundlichst übersandte:

Nachdem schon in Hamburg am 20. und 27. Oktober 1848 freie Versammlungen christlicher Männer stattgefunden, in denen Dr. Wichern über den Wittenberger Kirchentag berichtet und den Beschluß desselben ausführlich erörtert hatte, den Gedanken der innere Mission zur That der Kirche zu machen, traten am 10. November 1848 unter Dr. Wicherns Vorsitz im Hause der patriotischen Gesellschaft 60 Männer zusammen, 9 Prediger und 11 Kandidaten des Predigtamtes, Kaufleute, Künstler, Lehrer, Handwerker, und konstituierten den Verein für innere Mission, mit dem bestimmt ausgesprochenen Zwecke, die Arbeiten der rettenden Liebe hieselbst in organischer Einheit zusammenzufassen, indem ein Verwaltungsausschuß von 7 Personen gebildet

werden sollte, der für die in einzelne Sektionen zu zerlegende Arbeit des Vereins unter den Handwerkern durch Spargesellschaften, Gesellen- und Jünglingsvereine — unter den Armen besonders durch Armenbesuchsvereine, unter den Kindern durch Sonntagsschulen, Abendschulen, Vereine für Konfirmierte und Lehrburschen — in der Gründung von Volksbibliotheken, Kolportage ꝛc. den Mittelpunkt bilden könne. Zum Vorsitzenden dieses Verwaltungsausschusses wurde Dr. Wichern gewählt, zu Mitgliedern außerdem die Herren Senator Hudtwalcker, Dr. A. Abendroth, Pastor Plath, J. Wilhelm Duncker, J. K. Wittkop und Dr. H. Gries (als Schriftführer). Schon damals wurde von Dr. Wichern als der beste Anfang einer praktischen Thätigkeit bezeichnet, einen geeigneten Mann ausfindig zu machen, einen Handwerker oder sonst einen einfachen Bürgersmann, der das christliche Bedürfnis des Volkes, das Verlangen desselben nach Hilfe kenne, der aber auch befähigt und geübt sei, das Wort Gottes zu handhaben und auszuteilen in gesunder deutsch-evangelischer Weise; man gebe ihm in einem der größern Wohnhöfe seinen festen Wohnsitz; sein Geschäft sei eine Art Buchhandel für das Volk; seine Wohnung enthalte eine Leihbibliothek für dasselbe; er selber sei Kolporteur und befähigt, den Fragenden Anleitung zum Verstehen des Gelesenen zu erteilen; seine Wohnung werde die Kirche des Hofes. Dieser sei sein erster und engerer Bezirk; einen zweiten erlange er durch den Büchervertrieb, ebenfalls und je länger je mehr in einem begrenzten Distrikte. In seinem Hofe werde er bald der Freund der Mitbewohner; er nehme sich der Kinder an, er kenne die Arbeitslosen, die Kranken, die Verkommenen; und andererseits kenne er auch durch seine Verbindung mit dem Verein die Stellen, wo Hilfe zu suchen sei; die eigentliche geistliche Pflege, das Seelsorgeramt, müsse allerdings immer auf die Prediger zurückgeführt werden, aber es sei unmöglich, daß diese ohne Beistand von Mittelspersonen solche Wirksamkeit ausüben könnten. Man gebe ihnen demnach Hilfsprediger, z. B. Kandidaten, die Gottesdienst in der Wohnung jener Männer halten, zu dem die Mitbewohner des Hofes sich mit Freuden versammeln werden. Unter den für die einzelnen Arbeiten des Vereins gebildeten 10 Kommissionen (für das Gewerbewesen, für freie Armenvereine, für das Gesellenwesen, für Kinder- und Schulangelegenheiten, für Volkslitteratur ꝛc.) wurde demnach schon von Anfang an die siebente für die **Stadtmission** im engeren Sinne als eine der bedeutsamsten, als Kern des Ganzen (Wichern) anerkannt. Dieselbe trat zuerst am

23. November des genannten Jahres zusammen und erwählte zu ihrem Vorsitzenden Herrn Pastor von Ahsen: ihm vornehmlich war das energische Vorgehen zu danken, daß für den von Dr. Wichern zur Verfügung gestellten Bruder Bauer, der zuletzt als Bibelkolporteur thätig gewesen war, eine Bude in Rannigers Hof, Polstraße 9, gemietet und schon mit dem Beginn des nächsten Jahres von ihm bezogen wurde. Trat doch in dem kolossalen St. Michaeliskirchspiel der kirchliche Notstand am grellsten hervor. Aber schon nach wenigen Monaten war die ganze Stadt für die Arbeit der Stadtmission in Anspruch genommen, indem man dieselbe im Anschluß an die Kirchspieleinteilung in fünf Distrikte zerlegte: St. Petri und St. Nikolai — St. Katharinen — St. Jakobi — St. Michaelis — St. Georg, und für jeden Distrikt einen Arbeiter der inneren Mission, damals noch vielfach „Vereinshelfer" genannt, fest anstellte. Es waren dies die beiden Theologen Kandidat Gleiß und Kandidat Dammers, von denen der erstere schon früher unter einem selbständigen Komitee eine missionierende Thätigkeit in St. Georg getrieben hatte, der letztere erhielt bald in Kandidat Schütze einen Nachfolger, und außer dem genannten Bruder Bauer die beiden Brüder Timm und König. Auch diese waren vorher unter Dr. Wicherns Leitung als Bibelkolporteure ausgezogen und hatten damit eine Vorbildung für ihren Stadtmissionsberuf empfangen, wie sie nach dem Selbstzeugnis des Br. Timm nicht besser und richtiger hätte sein können. „Gerade durch diese Arbeit," sagt er, „bin ich in alle Häuser und Höfe gekommen, mit einer großen Anzahl von Leuten bekannt geworden, habe ich das Volk in Hamburg kennen gelernt, Spott und Hohn, Freude und Dank in einer Weise erfahren, wie so leicht auf keinem anderen Wege. Denn bekanntlich begegnet jeder Mensch einem anders, wenn man ihm eine Bibel anbietet, als wenn man ihm einen Thaler bringt. Ich möchte die von da ab gesammelte Erfahrung für meinen späteren Beruf nicht entbehrt haben." Es war ihre Aufgabe nun, unter Leitung und Anweisung der in jedem Bezirke eingesetzten sogenannten Distriktsvereine, zu denen außer den betreffenden Predigern besonders auch Armenpfleger und Schullehrer gehörten, vornehmlich den unteren Klassen nachzugehen und zunächst durch Hausbesuche zur Hebung der bei ihnen vorhandenen äußeren und sittlich-religiösen Notstände nach Kräften beizutragen. Da galt es Arbeit zu verschaffen, Geldunterstützungen zu vermitteln, den das Familienglück untergrabenden Lastern, besonders der Trunksucht, entgegenzuarbeiten, die wilden Ehen zur

Einsegnung, die Kinder zur Taufe und Schule zu bringen, durch Volksbibliotheken und Bibelkolportage den christlichen Sinn wieder zu wecken, vornehmlich aber durch Bibelbesprechung und Bibelstunden wieder an den Besuch des Gottesdienstes zu gewöhnen. Die letzteren sind von Anfang an als eine der wichtigsten Arbeiten erkannt und getrieben „natürlich nicht", wie Dr. Wichern sich in dem zweiten Jahresberichte des Vereins ausspricht, „um von der Kirche zu trennen, sondern um ihr die fremd gewordenen Glieder wieder zuzuführen, oder die ihr nahe und treu gebliebenen zu stärken in der Erkenntnis des Glaubens und der Glaubenshoffnung der Kirche." Daß der Verein in keiner Weise eine Absonderung von der Kirche bezwecke, sondern vielmehr ihren geordneten Gottesdiensten in die Hand arbeiten wollte, hat er durch den Eifer, mit dem er für die Einrichtung eines öffentlichen Abendgottesdienstes eintrat und nicht eher ruhte, als bis ein solcher Ende 1850 zunächst versuchsweise in der Waisenhauskirche gestattet wurde, bewiesen. Legte er doch auch ein besonderes Gewicht darauf, an der Spitze seiner Distriktsvereine die lutherischen Geistlichen der Stadt zu sehen, unter denen namentlich die Pastoren Plath und v. Ahsen zu St. Michaelis; Dr. Strauch, Dr. Freudentheil, Cropp und Möncke-berg zu St. Nikolai, Wendt zu St. Katharinen, Kunhardt und Endelmann zu St. Jakobi, Rautenberg zu St. Georg sich auf das lebhafteste an seinem Werk beteiligten. Im völligen Einklang mit ihnen und geradezu auf ihren Betrieb wurden nicht nur die theologischen Stadtmissionare, sondern auch die Rauhhäusler Brüder zur Abhaltung von Bibelstunden herbeigezogen: Bruder Timm, der bis in die Gegenwart hinein diese Arbeit noch immer treulich und in großem Segen übt, begann dieselbe in seiner Wohnung (Holländische Reihe, Hof 10, Bude 4) am ersten Ostertag 1849, nachmittags 6 Uhr, mit vier Personen, zwei Eckenstehern und den beiden Frauenzimmern, mit denen sie in wilder Ehe lebten. Ein anderes für die Kinder bestimmtes Werk schloß sich daran an in der Gründung der Sonntagsschulen: zu der in St. Georg schon seit längerer Zeit bestehenden kamen gleich mit der Anstellung der Stadtmissionare zwei neue in St. Jakobi und St. Katharinen hinzu, die in kurzer Zeit beide über 100 Kinder in sich faßten. Die schon im Jahre 1849 durch den Verein ins Leben gerufene St. Nikolai-Distriktschule für Mädchen aus dem Mittelstand unterhielt vornehmlich durch die Stadtmissionare einen bestimmten regelmäßigen Verkehr mit den Eltern der dort aufgenommenen Kinder, die konfir-

mierten Sonntagsschüler und -Schülerinnen wurden in monatlichen Versammlungen, die unter Leitung eines Stadtmissionars standen, an die Eindrücke, die sie an dem heiligsten Tag ihres Lebens empfangen, wieder erinnert, die zum Dienen fähigen Mädchen vielfach der gegen Ende des Jahres 1849 zu gunsten junger weiblicher Dienstboten gegründeten „Marthastiftung" zugeführt. Eine besondere Fürsorge aber wurde den jungen herzugereisten Handwerkern zugewandt, die in Hamburg eine Zeitlang als in der Fremde arbeiten und weder an dem wüsten Treiben der Herbergen noch an dem sittlich gefährlichen Verkehr von Standesgenossen ein Gefallen haben. Es galt ihnen einen Ort zu bieten, der ihnen eine wirkliche Erholung möglich macht, durch welche die Bedürfnisse des Herzens wie des Geistes befriedigt werden können: so wurde der „Feierabend" gestiftet, am 11. März 1850. Zuerst versammelte er sich auf den Hohen Bleichen 40, dann, als die Zahl der Teilnehmer wuchs und größere Räume gesucht werden mußten, vom 1. November des genannten Jahres ab in der zu einem billigen Preise gemieteten ersten Etage des Hauses Thielbeck 2a, welche von da an zugleich auch dem ganz besonders für diese Arbeit ausersehenen Bruder Bauer zur Wohnung diente. Das Lokal war jeden Abend von 8—10 Uhr, Montags von 5 und Sonntags von 2 Uhr an geöffnet, um eine fortgehende gesellige Unterhaltung und nützliche Beschäftigung zu bieten; besonders eifrig wurde der an jedem Abend erteilte Unterricht im Schreiben, Singen, Rechnen, Zeichnen, Deutsch, Englisch, Französisch, Geschichte benutzt, am Sonntag Abend war biblischer Vortrag. Die Zahl der Mitglieder betrug durchschnittlich 50: dieselben gehörten anfangs überwiegend dem Schuhmacherhandwerk an und haben sich erst später aus den verschiedenen Handwerken gemischt.

Aus den im vorstehenden angegebenen Anfängen hat sich die nunmehr schon 34 Jahre umfassende segensreiche Arbeit des Vereins für innere Mission entwickelt, der auf den verschiedensten Gebieten hin zur Weckung und Förderung christlicher Bestrebungen thätig gewesen ist. Es ist nicht die Absicht dieser Zeilen, die Arbeit des Vereins nach allen Seiten hin zu leuchten und im einzelnen näher darzustellen, wie z. B. die Stiftskirche in St. Georg, die St. Anscharkapelle, die St. Johanniskapelle auf dem Röhrendamm, die Marthastiftung, die Mägdeherberge, das Magdalenenstift, die St. Nikolai-Distriktsschule, die Lehrerunion, die Gemeindepflege durch Diakonissen ꝛc. auf seine Anregung zurückzuführen sind, welch einen wesentlichen Anteil er u. a.

an dem Segen hat, der von den Frauenbesuchsvereinen in unserer Vaterstadt ausgegangen ist: wir haben es vor allem mit der Arbeit der unter der Leitung dieses Vereins stehenden Stadtmissionare, die bis auf einige wenige Fälle sämtlich dem Rauhen Hause entnommen sind, zu thun, doch dabei freilich auch mit dem Werk, von welchem mit vollem Rechte gesagt ist: (Jahresbericht von 1874 Pastor Röpe) daß darin thatsächlich der Schwerpunkt des ganzen Vereins zu suchen sei. Wie Dr. Wichern bis zum Jahre 1857 Vorsitzender und dann bis an seinem Tod Ehrenpräses desselben gewesen, auch immer wieder um die Abhaltung der Festpredigt am Jahresfeste ersucht worden ist, so steht der Verein auch heute noch, und zwar vor allem durch die von ihm beschäftigten Stadtmissionare mit dem Rauhen Hause in der engsten Verbindung. Die anfangs geplante Einrichtung, wonach sämtliche Mitglieder des Vereins persönlich mit in die Arbeit eingreifen sollen, hat sich nicht verwirklichen können: die Stadtmissionare sind die ausführenden Organe je länger desto mehr allein geworden, und die Aufgabe des Verwaltungsausschusses, an dessen Spitze nach Dr. Wicherns Abgang Herr Pastor Mönckeberg bis 1859, Herr Pastor Wendt bis 1861, Herr Senator Dr. Hudtwalcker bis 1865, Herr G. E. Nolte bis 1873, Herr Direktor Dr. Berthean bis 1881 gestanden haben und nunmehr Herr Hauptpastor Röpe sich befindet, hat sich wesentlich darauf beschränken müssen, mit Hilfe der ihm angehörenden Distriktsvorsteher die Arbeit der Stadtmissionare unter seine Aufsicht und Leitung zu nehmen.

Was nun zunächst diese selbst betrifft, so hat sich die Zahl derselben von den vorher genannten 5 auf gegenwärtig 12 erhöht. Im Jahre 1851 schon kam als sechster Bruder Groth hinzu, dem der neugebildete Distrikt St. Pauli allerdings nur für kurze Zeit überwiesen wurde. Als siebenter trat im selben Jahre Bruder Ohage für den Süderteil des St. Michaeliskirchspiels ein, wogegen aber Herr Kandidat Lütge infolge seiner Wahl zum Pastor an St. Jakobi in Lübeck mit dem Anfange des Jahres 1853 ausschied. Als später Herr Kandidat Gleiß mit seiner mannigfaltigen und reich gesegneten Arbeit im Jahre 1860 vom Verein zurücktrat, wurde Bruder Irwahn zum Stadtmissionar in St. Georg erwählt, und blieb somit die Zahl von sechsen bis zum Jahre 1869 bestehen, wo es aufs neue gelang, in dem Bruder Breetsch eine Hilfe für St. Pauli zu gewinnen.

Im folgenden Jahre 1870 konnten noch zwei neue, Bruder Koch für Uhlenhorst und Barmbeck und Bruder Vockrodt für den Hafen

angestellt werden; im Jahre 1874 wurde der zehnte, Bruder Möller, für die Arbeit unter den Jünglingsvereinen, und im Jahr 1876 der elfte, Bruder Dreyer, für den neugebildeten Distrikt vor dem Dammthor, der zwölfte, Bruder Heitner, für den auf Borgfelde und Hohenfelde entstandenen berufen. Die Arbeit unter der Hafenbevölkerung hat leider eingestellt werden müssen, doch ist statt dessen ein eigner, allerdings nicht dem Rauhen Hause angehöriger, Missionar als Agent für die dem Nordbund angehörigen Jünglingsvereine in die Arbeit des Vereins eingetreten. Von Anfang an hat dieser es als eine unbedingte Notwendigkeit erkannt, die ihm angehörigen Stadtmissionare unter eine einheitliche Aufsicht zu stellen und nicht nur zu wöchentlichen Konferenzen, sondern auch zu einem regelmäßigen biblischen Unterrichte unter einem ihnen zugewiesenen Vorsteher zu vereinigen. Zum Posten eines solchen wurde zunächst im Jahre 1853 Herr Kandidat Lorenzen berufen, mit der bestimmten Weisung, die Arbeiten des Jakobi-Distriktes, in welchem er wohnte, insoweit zu übernehmen, als dies von dem dort angestellten Stadtmissionare nicht geschehen könne, sich bei den anderen Arbeiten des Vereins, insbesondere beim Feierabend durch Vorträge zu beteiligen, ferner Konferenzen mit den Stadtmissionaren zu halten, überhaupt in der Gesamtanschauung des ganzen Gebietes des Vereins sich festzusetzen und zu erhalten und über dies alles an den Verwaltungsausschuß zu berichten, dessen Sitzungen er regelmäßig beizuwohnen habe. Derselbe wurde indessen bald nach seiner Berufung und dem Beginn seiner unter großem Segen getriebenen Arbeit zum Pastor an der Gemeinde zu Borgum erwählt, und der Verein blieb wieder ein Jahr lang ohne solchen damals „Oberhelfer" genannten Leiter, was nach dem Jahresberichte von 1854 „wesentliche Lücken veranlaßt" hat, bis es am Schlusse des erwähnten Jahres gelang, in Herrn Kandidat Stein aus Merseburg, der vorher $1^1/_2$ Jahre lang im Rauhen Hause mitgearbeitet hatte, einen sehr tüchtigen und rührigen Nachfolger zu gewinnen. Derselbe gab sich nicht nur mit großem Eifer den nach außen gerichteten Arbeiten des Vereins hin, sondern versammelte auch die Stadtmissionare zweimal wöchentlich in seiner Wohnung, einmal zur Besprechung ihrer Arbeit und das anderemal zum Lesen der heiligen Schrift und zur Belehrung über sonstige ihnen wissenswerte Gegenstände. An seine Stelle wurde Ostern 1858 Herr Kandidat Moraht berufen, der aber wegen seiner bald erfolgenden Wahl zum Pastor in Hamm und Horn das mit großer Freudigkeit übernommene

Amt wieder niederlegen mußte. Dasselbe ist, weil keine passende Persönlichkeit zu finden war, in der alten Weise nicht wieder aufgenommen: zunächst übernahm Herr Pastor Wendt die Leitung der wöchentlichen Konferenzen der Stadtmissionare, nach dessen Tode Herr Pastor v. Ahsen, in reichem Maße unterstützt durch Herrn Inspektor Rhiem; und dann seit seiner Einführung zum Pastor von St. Anschar am Palmsonntag 1865 Herr Pastor Wilh. Baur, der überhaupt nach den verschiedensten Seiten hin dem Verein seine Kräfte widmete und jedesmal am Jahresfeste den Bericht abstattete. Seine Berufung nach Berlin im Frühjahr 1872 führte in der Leitung der Stadtmissionare ein Provisorium herbei, das indessen durch die trefflichste und hingebendste Weise von Herrn Pastor Roosen ausgefüllt wurde, bis die Neuwahl an der St. Anscharkapelle den Stadtmissionaren in Herrn Pastor Rinck einen neuen Vorsteher zuführte, der indessen aus Rücksicht auf die überaus vermehrten Pflichten und Anforderungen seines speziellen Seelsorgeramtes im Jahre 1874 von dieser Stellung zurücktrat und in Herrn von Oertzen einen Nachfolger erhielt, der bis in die Gegenwart hinein mit aufopfernder Treue sich der Leitung und Förderung der Brüder angenommen hat. Je weniger dieselben an dem Kreis der Männer, die anfangs zu den vorher erwähnten Distriktsversammlungen sich vereinigten, um auch mit ihrer Hilfe in die Arbeit persönlich einzugreifen, je weniger sie daran auf die Dauer einen festen Halt gewonnen haben, da diese Versammlungen fast überall in einen Zustand des Siechtums gerieten, um so notwendiger erscheint es, sie unter einer einheitlichen Leitung zusammenzufassen, und es kann deshalb, da auch Herr von Oertzen durch seine anderweitige Thätigkeit zu sehr in Anspruch genommen ist, um sich noch so wie früher ganz den Stadtmissionaren zu widmen, der Plan, einen neuen theologisch gebildeten und praktisch bewährten Geistlichen zum Vorsteher der Stadtmission zu berufen, nur mit Freuden begrüßt werden. Selbstverständlich soll aber dies jenem anderen im Lauf der Zeiten immer mehr sich als natürlich erweisenden Streben, den Stadtmissionaren dadurch, daß ihnen die Heirat ermöglicht wird, eine feste Stellung zu geben, nicht in den Weg treten.

Indem wir nun auf die Entwickelung der einzelnen Zweige in der von diesen Brüdern getriebenen Arbeit übergehen, sind als der wichtigste und am meisten ihre Zeit in Anspruch nehmende Gegenstand derselben nach wie vor die Hausbesuche zu nennen. Bahnte ihnen früher die Kolportage mit Bibeln den Weg in die Wohnungen der Armen, so

sind es jetzt meistens die in den Sonntagsschulen gesammelten Kinder, die dem Stadtmissionar einen geeigneten Anknüpfungspunkt zu Besuchen in den Häusern ihrer Eltern bieten; in außerordentlich vielen Fällen aber freilich ist sein Besuch die Folge einer entweder ihm selbst oder anderen Armenfreunden gegenüber ausgesprochenen Bitte. Man sieht ihn deshalb in der Regel auch gerne, — natürlich fehlt es nicht an Beispielen einer unfreundlichen Aufnahme oder einer entschiedenen Zurückweisung, aber der Mann, der neulich einem Stadtmissionar sagte: „Ich freue mich immer, wenn Sie kommen, denn mit Ihnen kommt stets Segen in mein Haus," hat die Empfindung, welche die meisten bei diesen Besuchen haben und auch an den Tag legen, ausgesprochen. Und es kann ja auch nicht anders sein, so zahlreich und handgreiflich sind die Notstände, denen nur durch eine solche persönliche Berührung abgeholfen werden kann, es muß, ob es auch in noch so großer Stille getrieben wird und noch so wenige in die Augen fallende Erfolge aufweisen kann, doch als ein höchst bedeutsames Werk anerkannt werden, „wenn jeder der 10 Stadtmissionare in seinen wöchentlich 50—70 Besuchen den Familien und einzelnen Personen nachgeht, die der Hilfe bedürfen und da und hier durch die Darreichung äußerer Gaben hilft, dort mit Rat in der Kindererziehung den Eltern zur Hand geht, hier verkommenen Trinkern und gesunkenen Menschen vielleicht um der Frauen und Kinder willen liebevoll nachgeht, dort die rechtliche und unverschuldete Armut durch Entlarvung betrügerischer Bettler vor schädlicher Konkurrenz schützt; hier durch Gespräche, Belehrungen, Mahnungen zu richtiger Erkenntnis des Glaubens anleitet, dort durch Darreichung von Bildern, Büchern, Bibeln zur freundlicheren und edleren Gestaltung des Lebens beiträgt; hier mißratenen Kindern den Weg in Rettungshäuser, gefallenen Mädchen in Asyle eröffnet, dort mit den Sonntagsschülern herzlich und freundlich verkehrt; hier Arbeitsuchenden zu heilsamer Thätigkeit behilflich ist, dort Kranke und Sterbende in der letzten Not tröstet und das alles im Geiste des Herrn, welcher die Erlösung von Sünde gebracht hat." (Jahresbericht von 1874). Unglaublich ist die Unwissenheit in religiösen Dingen, die es durch diese Besuche zu heben, die Gleichgiltigkeit gegen staatliche und kirchliche Ordnungen, die es wieder zu beleben gilt: wo einem, wie ein in der Gegenwart arbeitender Stadtmissionar versichert, mehr als einmal erwachsene Christen begegnen, die nicht einmal das Vater Unser kennen, wo, wie ein anderer erzählt, unter 150 Familien in einer Straße kaum elf sich noch

zur Kirche halten, da thut eine solche, durch den Stadtmissionar gegebene Mahnung zu etwas Höherem wahrlich not; und wenn es seine Aufgabe sein soll (§ 5 der Instruktion) „als natürlichen Ausgangs- und Mittelpunkt aller seiner Arbeit die Pflege und soweit das nötig und thunlich ist, die Gründung und den Wiederaufbau des von Gott verordneten Familienlebens allezeit und immer zuerst ins Auge zu fassen," so wird er auch durch solche Besuche vor allem erst das Mittel gewinnen, um den Feinden des Familienlebens in unserer ärmeren Bevölkerung entgegenzutreten. Es sind von Anfang der Stadtmissionsarbeit an vor allem drei als solche erkannt und ins Auge gefaßt: „die schon bei den Kindern auf jede Art hervortretende und oft durch die Eltern geradezu geweckte Vergnügungssucht; die Unzucht, die sich hier in Hamburg noch immer in der schamlosesten Weise nach außen hin breit machen darf und mit welcher die vielen wilden und unglücklichen Ehen in Verbindung stehen; und vor allem die Trunksucht, der durch die 4000 Schenken, von denen also 1 auf 100 Einwohner kommt, hier in der traurigsten Weise Vorschub geleistet wird. Was in dem Jahresbericht von 1855 bezeugt wird: „die Branntweinflasche hat auch in diesem Jahre wieder manches Leben elend und jämmerlich gemacht, manche Seele dem Verderben in die Hände geführt, manches Auge genäßt, manches Herz in unaussprechlichem Jammer gebrochen; wir haben dagegen geredet und geschrieben, aber ein Mann meinte: das ist alles recht gut gesagt — wenn nur die Versuchung nicht wäre! so lange der Branntwein auf der Elbe herumgefahren und verkauft wird, und so lange wir in der Schenke unser Geld ausgezahlt bekommen, so lange können wir nicht anders als trinken" — das ist eine mit jedem Jahr allgemeiner und trauriger gewordene Erfahrung. Als ein natürliches Resultat dieser Laster, aber freilich auch oftmals unverschuldet, tritt namentlich in den Perioden der Arbeitslosigkeit die Armut den Stadtmissionaren oft in der erschreckendsten Weise entgegen und niemals haben sie sich seit der Gründung des Vereins der Verpflichtung entziehen können, hier auch durch die direkte Darreichung oder die Vermittlung von äußeren Gaben zu helfen. Wenn schon in dem Jahresberichte von 1851 darauf hingewiesen wird, daß „in dem vorhergehenden Jahre drei Stadtmissionare an 6000 Besuche nur zu dem Zweck gemacht haben, um das Bedürfnis der um Hilfe bittenden Armen zu prüfen, Erkundigungen einzuziehen, die zweckmäßigste Weise der Hilfe zu ermitteln, Fürsprache einzulegen, Unterstützungen zu erbitten ꝛc.;" wenn später

in dem Jahresberichte von 1854 auch Dr. Wichern selbst ausspricht, daß „die innere Mission, so wenig ihr eigentlicher Zweck leibliche Unterstützung mit Geld und Geldeswert sei, doch auch, wo sie dem Christen entgegenkommt, nicht die Rolle jenes Priesters und Leviten übernehmen kann, sondern in die Fußstapfen des barmherzigen Samariters treten müsse, der auch Leibeswunden heilt und auch für sie Wein und Öl und einen Pfennig zur Pflege in der Herberge zu bieten hat“: so können wir uns nicht darüber wundern, daß es auch in dem Jahresberichte von 1880 heißt: „der Stadtmissionar werde bei dem engen und unzertrennbaren Zusammenhang von geistlicher und leiblicher Not in vielen Fällen erst das äußere Elend heben müssen, bevor er an die Lösung sittlicher Aufgaben denken kann.“ Es ist insbesondere der zuzeiten unerhörte Betrug, der von der professionsmäßigen Bettelei geübt worden ist, was die Vermittlung der Stadtmissionare den vielen reichen Wohlthätern in Hamburg als eine sehr wesentliche Hilfe hat erscheinen lassen. Im Jahre 1878 ließ eine Dame, die bis dahin jahrelang auf jedes bei ihr einlaufende Bittgesuch hin eine reiche Unterstützung gewährt hatte, die Bettelbriefe zuerst durch einen Stadtmissionar untersuchen und sofort verringerte sich die Zahl derselben in der auffälligsten Weise, nur 65 liefen in dem genannten Jahre ein, und nur 5 darunter wurden wirklich berücksichtigenswert gefunden. Die Arbeit, welche den Brüdern aus derartigen Untersuchungen erwächst, ist freilich eine sehr große, aber sie treiben sie gerne, weil dadurch erst den wirklich Bedürftigen Bahn gemacht wird. In welcher Art sie diesen helfen dürfen, erhellt wohl daraus, daß ein einziger Wohlthäter der Armen den Stadtmissionaren Im Jahre 1887 nicht weniger als 3440 Bittgesuche zur Prüfung überwies, zugleich aber auch über 30,000 ℳ, um die sich als würdig und bedürftig ausweisenden zu unterstützen. Und nicht nur einzelne, auch eine große Zahl von denjenigen Vereinen, die sich der Unterstützung und Pflege der Armen widmen, wie namentlich die Frauenbesuchsvereine und der Mietehilfsverein, sowie die allgemeine Armenanstalt haben sich von jeher an die Stadtmissionare mit der Bitte gewandt, ihnen in der Untersuchung der vorliegenden Fälle beizustehen. Es ist indessen nicht zu leugnen, daß diese nur auf das Äußere gerichtete Thätigkeit in der Gegenwart zu sehr die Oberhand gewonnen hat; wir müssen es als ein bedenkliches Zeichen ansehn, daß ein Stadtmissionar erklärt: „die Leute klagten ihm immer nur ihre leibliche und niemals eine geistliche Not;“ es gilt doch, sie durch die That wieder davon zu über-

zeugen, daß die Stadtmission ein geistliches Werk sei und der Verein für innere Mission, wie es der Berichterstatter des Jahres 1857 in begeisterten Worten ausspricht, eigentlich „ein Verein von Evangelisten, der inmitten der evangelisch-lutherischen Kirche geboren, das Bekenntnis dieser Kirche auf seine Fahne geschrieben hat und alle Tage immer wieder aufs neue mit der alten herrlichen Botschaft zu alt und jung, auf die Straßen und Märkte, in die Höfe und Gänge, in die Herzen der Reichen und der Armen kommen will: Bekehre dich zu dem Herrn deinem Gott und glaube an den Herrn Jesum, so wirst du selig." Der Dienst, den die Stadtmissionare nach § 4 ihrer Instruktion vor allem auch der kirchlichen Gemeinde leisten und in welchem sie „den dem betreffenden Distriktsverbande angehörenden Pastoren zu jedem Dienst an der Gemeinde resp. an ihren einzelnen Gliedern zur Verfügung stehen sollen" kommt bei solcher äußeren Armenpflege nicht zu seinem Rechte: er fordert mehr als nur die freilich jederzeit und oft recht umfangreich gewährte Hilfe, daß durch die Stadtmissionare auch die säumigen Ehepaare zur kirchlichen Trauung und die Kinder zur Taufe gebracht wurden.

Die spezifisch geistliche Arbeit der Stadtmissionare beschränkt sich auf die von ihnen gehaltenen Bibelstunden und die Sonntagsschulen. Was die ersteren betrifft, so haben sie freilich, seitdem durch die ganze Stadt und ihre Vororte in fast allen Kirchen Sonntagabend- und Wochengottesdienste eingerichtet sind, ihre aus dem Mangel an solchen hervorgegangene anfängliche große Bedeutung verloren. In den ersten Jahren wurden auf Anlaß des Vereins 12—16 Bibelstunden wöchentlich gehalten, um durch eine gründlichere Auslegung des Wortes der heiligen Schrift die Leute zu einem besseren Verständnis der sonntäglichen Predigt hinzuführen; die Besucher derselben waren meistens arme, alte und schwächliche Leute, die aber zu Hunderten kamen; wohl lag eine besondere Schwierigkeit darin, ein passendes Lokal zu finden, mit Ausnahme der Sonntagsschul-Kapelle in St. Georg und der französisch-reformierten Kirche konnten nur Privatwohnungen oder sonst angebotene größere Räumlichkeiten wie z. B. ein Saal in der Markthalle am Pferdemarkt verwandt werden — aber es fanden sich doch zahlreiche Zuhörer ein; die größte Anziehungskraft übten die bis zum Jahre 1853 jeden Winter in einem Saal des Hauses der patriotischen Gesellschaft abgehaltenen Bibelstunden des Dr. Wichern; es waren damals eben nicht nur die eigentlichen Stadtmissionare, sondern auch ver-

schiedene Prediger und Kandidaten, wie Pastor v. Ahsen, Pastor Moraht, Pastor Roosen, Kand. Fick, die sich an dieser Arbeit beteiligten. Doch ist schon seit dem Jahre 1855 ein Rückgang in derselben deutlich bemerkbar, man schränkte die Zahl auf 4—5 wöchentliche Stunden, die in den verschiedenen Distrikten mehr und mehr ausschließlich nur von Stadtmissionaren gehalten wurden, ein und durfte es mit gutem Rechte, da die Kirche sich endlich aufraffte, dem Bedürfnis der kleineren Leute durch die Einführung passender Gottesdienststunden und einfacherer Predigten entgegenzukommen. Zurzeit sind es 4 Stadtmissionare, die in ihren kirchlich noch immer recht mangelhaft versorgten Distrikten, in St. Katharinen, St. Georg, Eimsbüttel und Barmbeck recht gut besuchte Bibelstunden an einem bestimmten Abend der Woche, zum Teil auch am Sonntagabend halten. Den größten, einflußreichsten Segen übt unter diesen augenscheinlich die schon vorher erwähnte Bibelstunde des Br. Timm im St. Katharinen-Kirchspiel aus, insofern als sich die Zahl der Teilnehmer zumal im Winter oft auf 250 beläuft. Dieselbe wird in der ersten Etage der Herberge zur Heimat gehalten. Die übrigen Stadtmissionare halten in mehr oder weniger regelmäßiger Folge mit einem kleineren Kreise Bibelbesprechungen, sie alle aber sehen die Sonntagsschule als einen überaus wichtigen und daher mit besonderer Liebe und Treue gepflegten Zweig ihrer Arbeit an. Hat doch auch der Verein für innere Mission, wie schon vorher erwähnt, von Anfang an diese Einrichtung gepflegt, zunächst im Einklang mit dem schon seit 1825 hieselbst bestehenden, durch Pastor Rautenberg gegründeten Sonntagsschulverein, der dafür sorgte, die damals noch scharenweise ohne jeden Schulunterricht einhergehenden Kinder wenigstens am Sonntag, wo sie ja nicht wie in der Woche zu arbeiten und Geld zu verdienen brauchten, zu sammeln und ihnen den unentbehrlichsten Unterricht im Lesen, im lutherischen Katechismus und in biblischer Geschichte zu erteilen; und dann, als die verbesserte Armenschulverwaltung im Jahre 1853 dem genannten Verein möglich machte, sich aufzulösen, auf eigenem Wege, durch eine Umgestaltung der Sonntagsschulen in eigentliche Kindergottesdienste. Schon in der alten Hamburger Kirchenordnung sind solche Gottesdienste vorgesehen, indem „die Kinder jeden Morgen eine halbe Stunde vor der Schule und nachmittags, wenn die Lehrstunden beendigt, sowie an Sonn- und Festtagen vor dem Hauptgottesdienst und nachmittags in die Kirche kommen und daselbst einen Gesang singen, umwechselnd nach Chören den Katechismus

aufsagen, dann Lektionen aus der Schrift hören, einen Psalm singen, Kollekten mit Responsorien anstimmen und mit dem Benedicamus den Schluß machen sollten." Es war also nur eine Rückkehr zu der verlassenen schönen Sitte, wenn der Verein, da ihm die Kirchen noch verschlossen blieben, in den Wohnungen der Stadtmissionare und anderen geeigneten Räumlichkeiten Kindergottesdienste einführte, in denen gesungen, der Katechismus aufgesagt, das Sonntagsevangelium oder die Epistel durchgenommen und erklärt wurde. „So lernten," um einige Worte Dr. Wicherns anzuführen, „die Kinder die anbetende Freude kennen am kirchlichen Gesang, am göttlichen Worte, am Katechismus als dem Bekenntnis ihrer Kirche, an der Gemeinschaft im Herrn, so erlebten sie die Heiligung des Sonntags und wurden für den Sonntag an den Gottesdienst gewöhnt, indem sie allmählich auch zum ernstlichen Besuch der Kirche und später zum Gebrauch des Sakramentes angehalten wurden." Jeder neu hinzukommende Distrikt hat auch sogleich einen Kindergottesdienst begonnen; im Jahre 1854 zählte man schon deren 7 mit über 700 Kindern, von denen freilich 200 auf St. Georg kamen, wo in der Kapelle in der Stiftsstraße ja eine eigene Kinderkirche entstanden war. Die Zahl hat sich von da an wenig gehoben, nur deshalb, weil es an geeigneten Lokalitäten fehlte; sobald dieselben in der St. Ansgarkapelle und dann in der Johanniskapelle am Hammerbrook endlich erstanden waren und sich die Arbeit der Stadtmission durch die Bildung neuer Distrikte weiter ausgedehnt hatte, seit dem Jahre 1869 zeigt sich in der gewaltigen Zunahme der zu diesen Gottesdiensten kommenden Kinder, welch einem allgemeinen und tief gefühlten Bedürfnisse sie entsprechen. Im Jahre 1870 sind es schon 1000, im Jahre 1874: 1200; 1876: 2000 und 1880 3000 Kinder, die in den unter der Leitung des Vereins für innere Mission stehenden Sonntagsschulen gesammelt sind. Die letzte Zählung vom Jahre 1882 weist auf 4000 Kinder, von denen freilich ca. 1300 sich in Gottesdiensten, welche durch Pastoren geleitet werden, befinden. Die Stadtmissionare für sich allein genommen haben in ihren gegenwärtig 12 Sonntagsschulen eine Gesamtzahl von 2700 Kindern, ein reich gesegnetes, verheißungs- und freudenvolles Arbeitsfeld. Nicht nur die Gottesdienste selbst, auch die damit in Verbindung stehenden Singstunden, das Ausleihen von Büchern zum Lesen, sowie der ganze weitere Verkehr mit den Kindern und durch diese wieder mit den Eltern, der regelmäßig im Sommer unternommene Spaziergang und die lieblichen in Gegenwart der Eltern gehaltenen

Weihnachtsfeiern, sie bilden einen reichen, schönen Anlaß zu den persönlichsten und herzlichsten Berührungen zwischen dem Stadtmissionar und den ihm bekannt werdenden Familien. Mehr als in früheren Zeiten gilt in der Gegenwart das Wort eines Berichterstatters: „wir legen auf die Sonntagsschulen den Hauptton unserer ganzen Arbeit, denn sie sind eine immer frisch fließende Quelle geistlichen Lebens." Vor allem aber sind sie dadurch in neuerer Zeit so wichtig geworden, daß sie die natürliche Grundlage zur Bildung von Jünglings- und Jungfrauenvereinen abgeben, in welche vorher kein rechtes Leben hineinzubringen war, und die nun zu der bedeutsamsten Arbeit der Stadtmissionare herangewachsen sind.

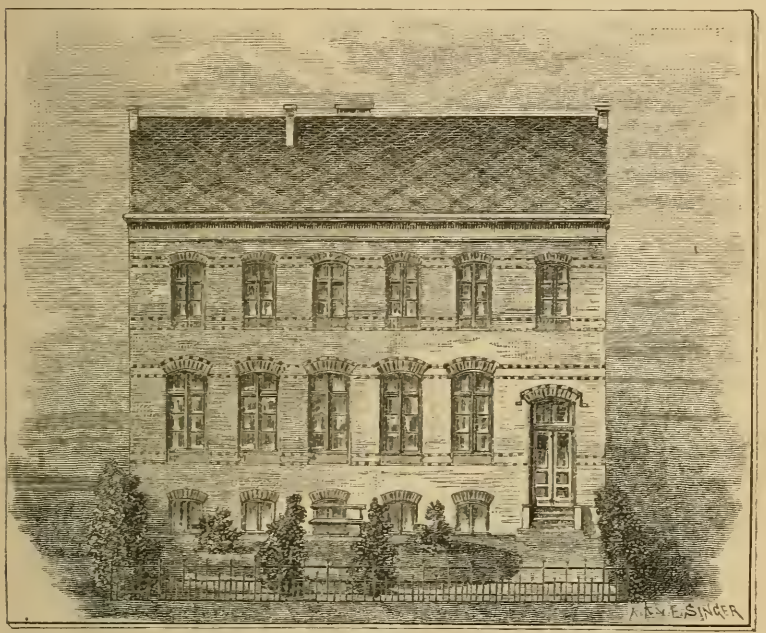
Wohl haben sie sich auch früher bemüht, die konfirmierten Sonntagsschüler und -schülerinnen in monatlichen Versammlungen noch festzuhalten, aber daß namentlich die ersteren keinen bleibenden Erfolg hatten, trat an dem anscheinend unheilbar kümmerlichen Zustand, in den der vorher genannte Gesellenverein „Feierabend" bald nach seiner so hoffnungsvollen Gründung versank, aufs deutlichste hervor. Die Zahl der Teilnehmer stieg nicht über 30—40, und so herzlich und vertraut dieselben auch untereinander zusammenhielten, so gelang es ihnen doch nicht, größere Vereine in ihren Kreis hereinzuziehen, auch dann nicht, als im Oktober 1859 ein neues Lokal in der Pastorenstraße 17 bezogen wurde und der Verein von seinem bald darauf erfolgendem Beitritt zum östlichen Jünglingsbund eine besondere Kräftigung erwartete. Wohl hat eine am 8. März 1860 abgehaltene Plenarversammlung des Vereins für innere Mission, in welcher Herr Inspektor Rhiem insbesondere für die Sache der Gesellenvereine weitere Kreise zu interessieren suchte, einen augenblicklichen Aufschwung zur Folge gehabt, wohl hat sich namentlich Hr. Past. von Ahsen durch die wöchentlich von ihm gehaltene Bibelstunde um die Förderung des Vereins sehr verdient gemacht, wohl hat der im April 1864 erfolgte Umzug in das für denselben gekaufte Haus alte Gröningerstraße 13 und dann der in die stattliche neue Herberge zur Heimat im Jahre 1871 eine neue Belebung zur Folge gehabt, wohl erwies sich die im Jahre 1874 erfolgte Anstellung eines eigenen Vereinshelfers, des vorgenannten Bruder Möller, sehr segensreich für den Zusammenhalt der vorhandenen Mitglieder: aber doch mußte noch in dem Bericht dieses Jahres hinsichtlich des Vereins geklagt werden: „von irgend einer Einwirkung im großen ist hier noch nicht die Rede." Wenn aber ebenda zum ersten-

mal erwähnt wird, daß außerdem ein Stadtmissionar alle 14 Tage abends ca. 30 Lehrlinge bei sich habe, ein anderer alle vier Wochen bestimmte regelmäßige Zusammenkünfte mit Gesellen und Lehrlingen, die früher Schüler seines Kindergottesdienstes gewesen, halte, so ist damit der Weg beschritten, auf dem sich die Jünglingsvereinsfrage zu einer immer erfreulicheren und reicheren Lösung heraufgearbeitet hat. Es kam eben darauf an, nicht in dem Feierabend alles konzentrieren zu wollen, sondern überall, wo Stadtmissionare wirken, aus den konfirmierten Sonntagsschülern besondere Jünglingsvereine zu bilden. Im Jahre 1878 wurden, nachdem dies Prinzip einmal in seiner Wichtigkeit erkannt war, in St. Pauli und in der Johanniskapelle am Röhrendamm zwei neue Jünglingsvereine ins Leben gerufen, indem der letztere freilich mehr in der Verborgenheit schon länger existiert hatte, aus sogenannten „Gesellschaftsabenden" für größere Knaben hervorgegangen. Dazu kamen im folgenden Jahre drei weitere, einer auf der Uhlenhorst und zwei im St. Michaeliskirchspiel, im Jahre 1880 betrug die Gesamtzahl der mit der Stadtmission in Verbindung stehenden Jünglingsvereine hieselbst schon 10; es war dasselbe Jahr, in welchem sich diese Vereine mit denen in Hannover, Braunschweig, Mecklenburg, Schleswig-Holstein und Lübeck zu dem sogenannten „Nordbunde" vereinigten; und gegenwärtig sind es 4—5000 Mitglieder, die sich in diesen Vereinen zur gemeinsamen Erbauung, zur Pflege der Geselligkeit, welcher vor allem die mit großem Fleiß und Eifer getriebene Musik dient, und zur weiteren Fortbildung in den für ihren Beruf notwendigen Kenntnissen zusammenfinden. Dieselben haben in den beiden letzten Jahren durch je zwei im Winter veranstaltete öffentliche musikalische Aufführungen von ihrem gesunden und fröhlichen Wachstum ein sehr bedeutsames Zeugnis abgelegt; die vorher in so trauriger Weise brachliegende Pflege der Jünglinge gehört jetzt zu den liebsten und erfolgreichsten Arbeiten der Stadtmissionare. Der alte Verein Feierabend hat nunmehr, da er zu einem Glied innerhalb eines größeren Ganzen geworden, einen neuen Aufschwung genommen; unter den Vereinen jüngeren Datums ist der am zahlreichsten (von ca. 120 Mitgliedern) besuchte und derjenige, in dem hinsichtlich der Geselligkeit auch das regste und freundschaftlichste Leben herrscht, wohl der Deich-Hammerbrooker Verein am Röhrendamm, der unter Leitung des Bruder Irwahn steht. An diese Jünglingsvereine haben sich naturgemäß dann auch Männervereine angeschlossen, in denen Familienväter regelmäßig wöchentlich zur Be-

sprechung wichtiger Tagesfragen, zur gemeinsamen Erbauung aus der heiligen Schrift, zum Anhören von Vorträgen über die verschiedensten ein allgemeines Interesse beanspruchenden Gegenstände, und zu geselligem Verkehr sich vereinen. Der älteste und wichtigste unter diesen gegenwärtig 3 Vereinen ist der im Jahre 1876 gegründete, der sich in der Herberge zur Heimat an jedem Montag Abend versammelt und unter der Leitung des Herrn Stadtmissionar Timm steht.

Wie für die Jünglinge, so ist auch für die Jungfrauen, insbesondere die konfirmierten Sonntagsschülerinnen durch regelmäßige Vereinigungen von seiten der Stadtmissionare im Lauf der letzten Jahre viel geschehen. Die verheirateten haben sämtlich einen Kreis junger Mädchen um sich gesammelt, die entweder zu einer Art Bibelstunde oder auch zu dem Zweck, um für die Armen oder die Mission zu nähen, regelmäßig in ihr Haus kommen. In mehreren Distrikten bestehen auch unter der Leitung der Stadtmissionare und ihrer Frauen sogenannte Flick- und Strickschulen, in denen kleine Mädchen angeleitet werden ihr Zeug selbst in Ordnung zu halten; und mag es bei dieser Gelegenheit erwähnt werden, daß einer unserer Stadtmissionare auch einer recht gut besuchten Kleinkinderschule vorsteht, in welcher diejenigen kleinen Kinder, deren Eltern während der Vormittagsstunden zur Arbeit ausgehen müssen, in mannigfacher Weise zum Guten und Nützlichen angeleitet werden. Sind diese mannigfachen bald freieren bald fester gegliederten Vereine dazu geeignet, das Haus des Stadtmissionars zu einem Sammelpunkte christlichen Lebens innerhalb des ihm zugewiesenen Distriktes zu machen, so dienen diesem Zwecke insbesondere auch die Volksbibliotheken, in denen gute und gesunde Unterhaltungsbücher niedergelegt sind, die an die dem Stadtmissionar bekannten Familien verliehen werden, um auch an ihrem Teil dem christlichen Geiste einen Eingang in die Häuser zu verschaffen und dem verderblichen Einfluß einer immer weiter um sich greifenden gottlosen Litteratur entgegen zu wirken. In jedem Distrikt befindet sich eine solche bald kleinere bald größere Bibliothek, aus jedem kommt die Klage, daß der Vorrat der vorhandenen Bücher nicht genüge, um der Nachfrage zu begegnen. Außerdem aber wird durch die Einrichtung von Lesezirkeln, in denen gute christliche Blätter zirkulieren, und durch die eifrige Verbreitung des gegenwärtig in einer Auflage von nahezu 60,000 Exempl. erscheinenden „Nachbar“ für die Weckung und Stärkung des christlichen Sinnes in möglichst vielen Familien Sorge getragen. All diese Arbeiten

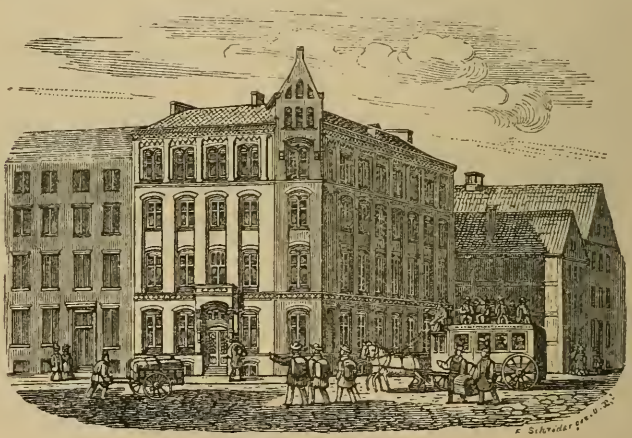
machen den Stadtmissionar zu einem wirklichen Hausfreund namentlich der ärmeren Klassen unserer Bevölkerung, und um so eher je mehr ihm auch zur Ausübung derselben in seinem Hause der genügende Platz geboten wird; zur Zeit noch aber klagen fast alle über Mangel an Raum und die darin liegende Unmöglichkeit, ihre Wirksamkeit, namentlich im Abhalten der Sonntagsschule so weit auszudehnen wie sie möchten und wie es ihnen durch das Bedürfnis oft dringend nahe gelegt wird.



Gemeindehaus zu Eimsbüttel in Hamburg.

In einem einzigen Distrikte, Eimsbüttel, erst ist es im Jahre 1881 gelungen, die Summe für den Bau eines Gemeindehauses aufzubringen, in welchem sich neben der Wohnung des Stadtmissionars auch Raum für seine mannigfaltige Arbeit findet; sonst müssen sie sich oft recht mangelhaft behelfen, wenn auch z. B. dem auf dem Röhrendamm stationierten die St. Johanniskapelle, dem in St. Pauli ein durch die Güte eines Freundes der Stadtmission erbauter eigener großer Saal und dem in St. Katharinen die nahegelegene **Herberge zur Heimat** zur Verfügung gestellt ist.

Herberge zur Heimat — wir können den Namen nicht nennen, ohne zum Schluß auch noch an dasjenige zu erinnern, was für die hier zureisenden Fremden geschieht. Der schon seit Ende der fünfziger Jahre mit immer steigender Lebhaftigkeit erörterte Plan, eine eigentliche Herberge für Wandergesellen zu begründen, ist zuerst mit der Übersiedelung des Feierabends in die alte Gröningerstraße seiner Verwirklichung näher geführt worden: es wurde in dem geräumigen Hause 1864 eine Herberge eröffnet, die in dem ersten Halbjahr ihres Bestehens schon 736 Fremde aufnahm. Zuerst unter Leitung eines frommen Ehepaares Seibert und dann des Bruder Griese stehend, hat diese Herberge aber, weil zu ungünstig gelegen (in der zweiten Etage des genannten Hauses) keinen rechten Erfolg gehabt. Der stellte sich erst ein, als es dem Vorstande auf die Anregung des Vereins für innere Mission und unter Mitwirkung des Herrn Dr. Sieveking gelang, im Jahre 1870 einen sehr geeigneten Bauplatz bei St. Annen zu erwerben und darauf die neue schöne und geräumige Herberge mit ca. 100 Betten zu errichten, die erst von Bruder Griese und dann seit 1878 von Bruder Judaschke geleitet, sich trotz finanzieller Schwierigkeiten einer immer mehr steigenden Frequenz erfreuen durfte.



Herberge zur Heimat in Hamburg. (St. Annen.)

1874 ist, besonders unterstützt von Herrn Godeffroy eine zweite Herberge in St. Pauli gegründet und ebenfalls unter die Leitung eines Bruders, jetzt des Bruder Dose, gestellt. In beiden Herbergen kehrten im Jahre 1875: 16,000, im folgenden Jahre schon 18,000, im Jahre

1878: 21,000 und im Jahre 1882 ca. 30,000 Wanderer ein — gewiß eine erfreuliche Zahl, wenn man an die Gefahren denkt, denen die jungen Leute durch den Aufenthalt in diesen eine freundliche und auch zur inneren Einkehr ladende Häuslichkeit bietenden Stätten entronnen sind und an so manches Samenkorn, das namentlich durch die gemeinsamen Morgen- und Abendandachten in die Herzen gefallen sein wird.

Auch in den Dienst der zahlreichen Auswanderer, welche unsere Stadt berühren, hat man die Stadtmission zeitweilig gestellt. In Verbindung mit der vorhin genannten **Hafenmission** hat namentlich der Bruder Vockrodt nachdem er 1871 auf einer im Auftrage des Vereins unternommenen Reise nach New-York die dortigen Verhältnisse und das Leben der Auswanderer während der Überfahrt aus eigener Anschauung kennen gelernt, sich mit großer Treue der Fürsorge für diese unterzogen, besonders auch dazu geholfen, daß sie an den wöchentlich an den Abenden vor Abgang der großen Auswandererschiffe von hiesigen Geistlichen gehaltenen Gottesdiensten teilnehmen konnten, mit passenden Büchern und Ratschlägen für drüben ausgerüstet und an die Adressen solcher Leute verwiesen wurden, die ihnen in dem fremden Lande weiter halfen. Die Arbeit wurde auch nach seinem Fortgang 1873 von dem neuen Hafenmissionar Judaschke eifrig und in der segensreichsten Weise fortgesetzt, erlitt aber dadurch, daß ein besonderes Komitee sich veranlaßt sah, auch seinerseits durch einen eigenen Sendboten unter den Auswanderern zu arbeiten, eine solche Umgestaltung, daß der Verein für innere Mission sich veranlaßt sah, sie im Jahre 1878 einzustellen und jenem Komitee allein zu überlassen.

Waren die bis jetzt besprochenen Arbeitsgebiete Glieder eines großen Ganzen, so müssen wir zum Schluß noch einer von ihnen mehr unabhängigen Anstalt Erwähnung thun. Die **Arbeitsanstalt,** an welcher Bruder Hoffmann als Inspektor thätig ist, gehört zum Arbeitsgebiet des „Vereins zur Fürsorge für entlassene Sträflinge in Hamburg". Um ein Bild von der Thätigkeit auch dieses Bruders zu geben, lassen wir ein Bruchstück des Berichtes folgen, welchen der genannte Verein 1880 hat ausgehen lassen:

Die Arbeitsanstalt hat sich als das unentbehrlichste Institut des Vereins bewährt. Mit wenigstens einem Dritteil der uns zur Hilfe Überwiesenen würden wir nichts haben anfangen können, wenn wir diese Anstalt nicht gehabt hätten. Hier haben die jungen Leute, welche

wir bei Handwerksmeistern unterzubringen bemüht gewesen sind, zuerst eine Zufluchtsstätte gefunden, hier sind die meisten von denen, welche wir in ihre Heimat befördert haben, alsobald aufgenommen und so vor den Versuchungen bewahrt, welche die wenigen Tage, die sie noch in Hamburg bleiben mußten, ihnen hätten bringen können, hier haben wir denjenigen, welche bei ihrer Entlassung aus den Gefängnissen durchaus keinen Anhalt, nicht einmal ein Obdach hatten, alsobald Unterkommen und Arbeit anweisen können. Und daß die Anstalt manchen auch einen moralischen Anhalt und eine Zeit der Ruhe und des Besinnens zu gewähren vermag, dafür fehlt es uns nicht an Beweisen. Nicht gering anzuschlagen ist auch, daß sie bei diesem ihrem vielfachen und großen Nutzen dem Verein bisher keine oder doch nur sehr unbedeutende Kosten verursacht hat.

Die Pfleglinge stehen zu ihr in demselben Verhältnis, in welchem Arbeitnehmer zu dem Arbeitgeber stehen; alle Sonnabend wird mit ihnen abgerechnet. Sie essen mit am Tische des Inspektors und seiner Familie. Was sie mehr verdienen als ihnen für Kost und Logis berechnet werden muß oder sie für Kleidung u. dgl. mit Bewilligung der Verwaltung ausgeben, wird ihnen gutgeschrieben und bei ihrem Abgange ausgezahlt.

Nach neueren Nachrichten können wir hinzufügen, daß sich die Anstalt mit der Zeit nicht unwesentlich erweitert. Im Jahre 1882 sind 32 Pfleglinge mit 2681 Tagen in ihr gewesen.

Somit haben wir alle Gebiete berührt, in denen unsere Brüderanstalt unserer nächsten, uns eng verbundenen Großstadt mit ihren gewaltigen Aufgaben zu dienen bemüht ist. Wir haben etwas länger bei diesem Abschnitt verweilt, besonders auch deswegen, weil die Hamburger Vorgänge nach vielen Seiten hin anregend und vorbildlich gewirkt haben. Nicht am wenigsten aber war es Bremen, Hamburgs alte, edle Schwester, welche nicht müßig sein wollte, als sie sah, wie sich hier bei uns Hände und Herzen bewegten zum Werke des Herrn. Zu ihr wollen wir uns wenden.

2. Bremen.

Altberühmt als Heimat wohlthätiger Kaufherrn und barmherziger Frauen hat Bremen zu allen Zeiten dagestanden und sich auch in Tagen schwerer Not an uns erwiesen. Immer schon hat Bremen Kreise gehabt, die, auch ehe der Name entstanden, innere Mission aus warmem Herzen getrieben haben. Im Anfang unsers Jahrhunderts waren es in Bremen zwei Männer, der tiefe Theologe Menken und sein Kollege Müller, die den Boden für die Arbeiten christlicher Liebe bereiteten. Sie haben in der Zeit des Rationalismus durch gewaltiges Zeugnis von Christo viele Herzen auch aus den ersten Ständen der Stadt gewonnen und sie indirekt zu Arbeitern der innern Mission herangebildet.

Noch entschiedener förderte der intime Freund Dr. Wicherns, Pastor Treviranus, eine der bekanntesten Persönlichkeiten auf kirchlichem Gebiete, die Sache der inneren Mission. Kaum ein Verein, kaum eine Anstalt auf dem Gebiete der inneren oder äußeren Mission ist von 1830 an in Bremen ins Leben gerufen worden, bei welcher er nicht als Gründer oder Pfleger thätig gewesen wäre. Sagte ja der Bürgermeister Smidt von ihm: „Wenn Treviranus nicht schlafen kann, gründet er einen Verein.“

Mit Pastor Treviranus Hand in Hand ging, so berichtet unser Gewährsmann Br. Hax, der hochbegabte Zeuge Christi, Mallet und der treue thatkräftige Kaufmann K. Vietor, sowie der edle im Geben und Helfen großmütige Dr. Kulenkampff, der ein warmer Freund unsrer Brüderarbeit war, und noch viele aus dem Gelehrten-, Kaufmanns- und Handwerkerstand, die offne Augen für die große Not ringsum hatten, aber auch von Herzen bereit waren in Liebe zu dienen.

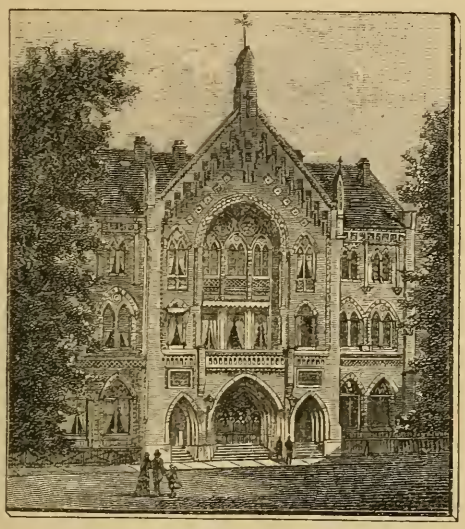
Schon im Jahr 1826 wurde durch Pastor Treviranus nach englischem Muster die Sonntagschule, im Jahr 1833 der Jünglingsverein, der erste in Deutschland, ins Leben gerufen. Es folgten 1835 der Verein für Wöchnerinnen, 1837 der Verein für entlassene Gefangene, 1838 die Gründung der ersten Kinderbewahranstalt, 1840 für den frisch aufblühenden Männerverein und den Jünglingsverein der Ankauf eines Vereinshauses, Concordia getauft; um dieselbe Zeit traten zwei segensreiche Vereine, der Männer- und Frauenkrankenverein ins Leben, ebenso der Verein für Dürftige, der Lehrlingsverein, 1843 der Mäßigkeitsverein und anderes. 1847 wurde der Ellenerhof gegründet. Diese wenigen Notizen werden

erkennen lassen, daß schon vor einer eigentlichen Vereinsorganisation die innere Mission in Bremen, „die Stadtmission" auf allerlei Weise ist getrieben worden.

Erst das Jahr 1848 mit seinen gewaltigen Bewegungen, die alle kirchlichen und gesellschaftlichen Stützen ins Wanken brachten, öffnete in weiteren Kreisen die Augen für den Abgrund unter den Füßen. War ja gerade in Bremen aus dem Krater der Revolution eine mehr als demokratische Volksherrschaft und eine giftige Feindschaft gegen das positive Christentum emporgestiegen, genährt durch Dulon an Liebenfrauen. Der historische Glaube und die Pietät gegen heilige Dinge und die geistlichen Führer der Gemeinden waren bei vielen Tausenden auf einmal verloren. Mit dem Verfall der Frömmigkeit verfiel auch das sittliche Leben, besonders in den Kreisen des Arbeiterstandes. Da fielen einige Samenkörner aus Dr. Wicherns Rede auf dem Kirchentag zu Wittenberg auch nach Bremen, und Mallet und Treviranus verbanden sich zur Gründung eines hiesigen Vereins für innere Mission. Am 4. Februar 1849, in der ersten Versammlung wurden gleich weitgehende Pläne ins Auge gefaßt. Gegen die Sonntagsentheiligung sollte gekämpft, dem kleinen Mann durch Bibelstunden und Abendpredigten das Wort Gottes nahe gebracht und Volksbibliotheken angelegt werden. Verwahrlosten Kindern wollte man helfen, Näh- und Strickschulen wollte man errichten. Durch neu zu gründende Sonntagsschulen hoffte man viele Kinder der Kirche und dem Einfluß der Prediger nahe zu bringen, und noch manches andere wurde ins Programm aufgenommen. Bald aber stellte es sich heraus, daß die freiwilligen Helfer und Helferinnen, die durch ihren bürgerlichen Beruf zu sehr in Anspruch genommen waren, nicht energisch genug die notwendigen Arbeiten fördern konnten, und man war genötigt, **Stadtmissionare** anzustellen, die, im Rauhen Hause vorbereitet, ganz dem Beruf leben sollten, unter Leitung von Geistlichen in den Gemeinden innere Mission zu treiben.

Die Stephanigemeinde ging voran. Sie berief 1851 den Bruder Sommer als Stadtmissionar für ihren Bezirk, 1855 als Gemeindehelfer. Als solcher wurde er aus der Kirchenkasse besoldet. Sommer arbeitet nun 32 Jahre, und seine Arbeit ist für das Gemeindeleben nach innen und außen gesegnet gewesen. Unter seiner Mitwirkung entstand der Verein christlicher Kaufleute mit 30 Mitgliedern und durch 8 Nachbarvereine (ca. 100 Mitglieder), die er gründete, wurde das

Gemeindebewußtsein gestärkt und mancher heilsame Beschluß im Kirchenkonvent möglich gemacht. Aus diesen Nachbarvereinen entwickelten sich ein Witwen-, ein Vorschuß- und Sparverein. Bald blühte eine stark besuchte Sonntagsschule mit 250 Kindern, und in der Woche sammelte der Helfer an 300 Kinder um sich, um ihnen irdisches und himmlisches Wissen beizubringen. In wenigen Jahren hatte sich in St. Stephani ein Vereinsleben in so reicher Fülle entwickelt, daß der Plan reifte, als Mittelpunkt für sämtliche Arbeiten ein Gemeindehaus zu bauen.



Das Stephani-Gemeindehaus in Bremen.

Das prächtige Gebäude mit seiner herrlichen Kapelle, die 450 Personen faßt, war 1859 errichtet. Es hatte 124,000 ℳ gekostet, die freiwillig aufgebracht waren. Von 1860 hat Sommer in diesem Hause über 50 arme Kinder zu Dienstmädchen erzogen, eine Volksbibliothek verwaltet, einen Blindenverein geleitet u. s. w. Vielen Hunderten hat er materielle und manchesmal nicht unbedeutende Unterstützungen vermitteln können, und alle diese äußern Arbeiten, alle seine vielen Hausbesuche dienten ihm, das Reich Gottes in die Herzen zu pflanzen. Seine Arbeit hat dauernde Spuren im Gemeindeleben zurückgelassen.

Neben diesem Gemeindemissionsverein entwickelte sich der Verein für innere Mission, der nicht eine Gemeinde bloß, der die ganze Stadt ins Auge faßte, immer günstiger. Im Jahre 1855 berief er

Bruder Hax als Stadtmissionar, und wies ihm die Neustadt, meist von kleinen Leuten bewohnt und in der Revolutionszeit der Herd der Agitation, als Arbeitsfeld an. Er hatte anfangs große Schwierigkeiten bei der Unkirchlichkeit und Verkommenheit eines Teils der Arbeiter zu überwinden, aber er fand Eingang, und bald alle Hände voll zu thun. In einigen Jahren war die Arbeit so aufgeblüht, daß der Verein beschloß ein Haus zu kaufen und für die Zwecke der innern Mission in der Neustadt auszubauen. Den Heckthaler zu der Kaufsumme, die durch freiwillige Gaben zusammengebracht wurde, hatte früher Dr. Wichern bei seinem Hiersein geschenkt. Unter ziemlich schwierigen Verhältnissen mußte Bruder Hax in eine innerlich mehrfach gespaltene Gemeinde eintreten. Wie sein Kollege Sommer leitete auch er eine große Sonntagsschule von 250 Kindern, seine Frau bildete arme Mädchen zu Dienstboten aus; er gründete eine Näh- und Strickschule für ca. 60 Kinder und einige Nähvereine für ca. 50 Erwachsene. Hax stand lange Jahre einem Bildungsverein und einem Männerverein von 30 Personen vor, leitete einen Gesangchor, hielt Bibelstunden, verwaltete eine Konfirmandensparkasse, welche 1882 allein 1800 ℳ an arme Kinder auszahlen konnte, gründete eine Mietssparkasse, in der von Arbeitern jährlich ca. 10,000 ℳ, zur Miete gespart werden u. a. Dabei suchte er in den Häusern der Armen, Kranken und Entfremdeten das Reich Gottes in die Herzen zu pflanzen. Da ihm auch die Vorstadt, der Buntenthorssteinweg, mit übertragen und er der Fülle der Arbeit nicht mehr allein gewachsen war, wurde vom Verein ein zweiter Arbeiter angestellt, der auch bald segensreich wirkte. Beim Besuch einer reichen Bauernwitwe wurde beiden ein Stück Land zugesagt, wenn der Verein eine Kapelle darauf bauen wolle. Diese Schenkung war der Anfang zu dem Plan, eine Kirche zu bauen, der Anfang zu einer neuen Gemeindebildung. Der Plan ist verwirklicht, die St. Jakobikirche steht seit 1876 da und ein neuer Segensquell zum Bau des Reiches Gottes ist in der seit 1870 außerordentlich angebauten Vorstadt eröffnet. Bei dieser Schöpfung hat der Verein für innere Mission die Erfahrung aufs neue gemacht, daß aus einem Senfkörnlein des Glaubens auch heute noch ein stattlicher Baum erwachsen kann. — In dieser Vorstadt steht der dritte Missionar. Der erste wurde Prediger in Amerika, der zweite ist jetzt Stadtmissionar in St. Petersburg, der jetzige, Bruder Speck, der im Gemeindehause wohnt, hat viel Liebe gesät, und erntet auch viel Liebe. Seine Sonntagsschule, die er in dem der Gemeinde

St. Pauli gehörenden Gemeindehause hält, zählt 400 Kinder. Auch seine übrige Arbeit, sein Wirken im Jünglingsverein (30 Personen), die Verwaltung der Volksbibliothek, seine Besuche ꝛc. dienen in allen Zweigen dem innern und äußern Wohl der Gemeinde.

Ohne Überhebung kann an dieser Stelle betont werden, daß die Stadtmission den Anstoß zur Verbreitung der Sonntagsschulen gegeben hat. In den meisten Gemeinden sind sie heimisch und werden von den Predigern mit Liebe gepflegt. In mehreren Gemeinden werden die Kinder (in einer Gemeinde 1600) von Zeit zu Zeit zu einem Kindergottesdienst vereinigt. Viele Eltern rühmen den guten Einfluß der Sonntagsschule, und die Pastoren erkennen an der Zahl ihrer Konfirmanden und an deren biblischem Wissen, wie die Sonntagsschule ein Vorarbeiter für sie ist.

In der Osterthorsvorstadt fing auch ein Stadtmissionar die erste Pionierarbeit an. Wunderbar hat Gott im weitern Fortgang diese Stadtmission gesegnet. Nach dem Missionar arbeiteten zwei junge Theologen an dem Werke weiter und suchten durch Hausbesuche, Bibelstunden und Sonntagsschule einen Kern zu bilden. Im Jahr 1868 berief der Verein zur Fortführung des Werks den als Schriftsteller in weiten Kreisen bekannten Pastor Funke in seinen Dienst, welchem es gelang, die Stadtmissionsarbeit zu einem kirchlichen Abschluß zu bringen. Im Jahr 1869 stand an der Humboldstraße die neue Friedenskirche, und die neue Gemeinde, die Pastor Funke rasch gesammelt, wurde 1872 vom Senat bestätigt. Große Opfer sind für den Kirchenbau der Friedens- und der Jakobikirche und für die Kirchenfonds gebracht worden von Freunden der inneren Mission, von der Friedensgemeinde allein mehr als 400,000 M.

In der westlichen Vorstadt arbeitete einige Jahre Bruder Hübschmann, bis er als Prediger nach Amerika ging. Ihm folgte Graf, der lange Jahre schon in Königsberg gewirkt und eine reiche Erfahrung mit nach Bremen brachte. Der Verein erwarb 1880 in der Hansastraße für seine Zwecke ein eignes Vereinshaus, das von Bruder Graf bewohnt wird und den Ausgangspunkt vieler Arbeiten der inneren Mission bildet. Hier hält er eine gut besuchte Bibelstunde, einen Nähverein mit 18, einen Gesangverein mit 30 und eine große Sonntagsschule mit 270 Teilnehmern u. s. w. und sucht durch Besuche, durch Darreichen geistlicher und leiblicher Hilfe vielen zu nützen für Zeit und Ewigkeit.

Denken wir noch an die Entstehung der Gemeinde Hastadt, so sind durch die innere Mission resp. unter Beihilfe der Stadtmission seit 1862 drei neue Gemeinden gegründet und seit 1859 für Zwecke der Stadtmission vier Gemeindehäuser eingericht worden.

Auf einem der schwierigsten Arbeitsfelder der inneren Mission wirkt Bruder Schlaegel. Er steht als Vereinshelfer in dem Dienst des Bremischen Vereins für **entlassene Gefangene,** und hilft dem 1880 gegründeten Magdalenenverein. Behörden, die Polizeidirektion, Armenpflege, das Landherrnamt, Privatvereine und Privatpersonen arbeiten bei den Bestrebungen dieser Vereine Hand in Hand. Dieselben dürfen, obgleich die Arbeit ungemein schwierig ist und oft genug erfolglos, da manche Entlassene wieder zurückgefallen oder beim besten Willen für Bestrafte kein Unterkommen zu finden ist, in den meisten Fällen mit Dank auf gute Erfolge blicken. So sind von 98 in einem Jahr unterstützten Entlassenen wieder bestraft 18, gut gehalten haben sich 51, die andern sind verzogen oder gestorben, 1882 wurden 120 Entlassene unterstützt und 3500 ℳ dabei verausgabt.

Der Magdalenenverein hatte im Anfang des Jahres 1882 31 Pfleglinge in verschiedenen auswärtigen Asylen untergebracht. Hier sollen bei den Opfern des Lasters die ruinierten Körperkräfte wieder hergestellt, Lust und Geschick zur Arbeit wieder geweckt vor allem ihnen einen Fonds von sittlicher und religiöser Kraft verschafft worden. Bruder Schlaegel hat die Aufgabe, sich der armen Mädchen anzunehmen, sie in Anstalten zu bringen, und womöglich später für ihr Fortkommen zu sorgen.

Wenn auch nur $^2/_5$, wie die Statistik nachweist, gerettet werden, so ist dieses Resultat doch ein äußerst erfreuliches. Die Ausgabe für diesen Zweck belief sich 1882 auf 2024 ℳ.

Der Verein für innere Mission sorgt auch nach Kräften für die Auswanderer, die über Bremen in die Ferne ziehn. (1882: 115,057.) Der Verein stellte den Bruder Runge, und nach dessen Abgang Bruder Krone als **Auswanderermissionar** an. Derselbe hat die Aufgabe, den Auswanderern während ihres Aufenthalts in unsrer Stadt helfend überall, wo es Not ist in äußern und innern Anliegen, mit Rat und That in sachkundiger und zugleich uneigennütziger Weise zur Seite zu stehn. Der Missionar besucht die ca. 60 Herbergen, in denen die Auswanderer untergebracht werden, bietet gute Schriften, Bibel-, Gebet- und Gesang-

bücher an, vermittelt für viele nach drüben die Korrespondenz, beantwortet Anfragen aus dem Inlande, und sucht die Auswanderer zu veranlassen, den vom Verein eingerichteten Gottesdienst, der jedesmal am Tage vor dem Abgang der Lloyddampfer mit Austeilung des Abendmahls gehalten wird, zu besuchen. Den Gottesdienst haben 1882 12,090 Personen besucht, das Abendmahl 2522 gefeiert.

Diese Gottesdienste sind schon Tausenden, die mit schwerem Herzen an den Abschied vom Vaterland dachten und an die dunkle Zukunft, zu großem Troste geworden.

Die Leitung der Auswandererſache hat ein Mitglied des Vereins, Herr Pastor Cuntz zu St. Pauli, in Händen.

Noch manches wäre zu nennen, das seine Wurzeln in der Stadtmission hat, aber das Angeführte wird erkennen lassen, daß die Arbeit, die in großer Schwachheit geschehn, doch von dem reichen Herrn gesegnet worden ist. Je größer aber Bremen wird (1855 hatte die Stadt 60,087 Einwohner, 1880 112,114), je höher die Wirtshaus- und Branntweinsnot, die Vergnügungssucht, und dadurch die sittliche Verwahrlosung steigt, je mehr Verbrechen und Laster ihre Opfer in der Jugendwelt finden, desto eifriger und treuer wird die innere Mission auf dem Plan sein müssen, wie sie ja auch im Jahr 1870 sich ein neues Arbeitsgebiet erobert hat. Denn in diesem Jahre übernahm der Verein für innere Mission als **Herberge zur Heimat** von der Gesellschaft Konkordia ein Haus gleichen Namens, welches auch den Jünglings-, Männer- und Lehrlingsvereinen seine Räume zur Verfügung stellt.

Bruder Elsholz übernahm nach Abgang des früheren Hausvaters die Leitung der Herberge. Die Zahl der Betten ist unter seiner Verwaltung von 28 auf 42 erhöht; mehr können wegen Mangel an Raum nicht stehen und es müssen leider viele Reisende abgewiesen werden. Im Jahre 1882 herbergten in der „Heimat“ 8456 Personen mit 13,347 Nächten, mithin 36 bis 37 Personen in einer Nacht. Mittagsgäste wurden früher 50 bis 80 an jedem Wochentage, Sonntags 100 bis 120, im laufenden Jahre nur noch wochentäglich höchstens 50, Sonntags entsprechend mehr, beköstigt. Es wird einfache, aber kräftige Kost gegeben und billige Preise berechnet. Auch für geistliche Speise wird gesorgt, indem für die, die daran teilnehmen wollen, morgens und abends Andacht gehalten wird.

Der erste Weihnachtstag bringt den Gästen bei brennendem Baume eine kleine Bescherung, bestehend aus Kuchen, Äpfeln, Nüssen, wollenen Strümpfen und guten Büchern; außerdem ist eine bestimmte Summe ausgesetzt für Liederbücher, passende Traktate und Erzählungen, die im Laufe des Jahres verteilt werden. In der leider zu kleinen Gaststube liegen Tagesblätter und andere unterhaltende Schriften zur Benutzung.

Große Übelstände sind die Beschränktheit der Räume und die Mangelhaftigkeit der Einrichtung, die sich, da das Haus nicht ursprünglich für seinen heutigen Zweck gebaut ist, nicht beseitigen lassen. Ein Plan zum Neubau mußte aufgegeben werden, weil es nicht möglich erschien, die nötigen beträchtlichen Mittel zu beschaffen.

Wir wollen aber mit einem der Wanderburschen von der Herberge hinweg vor die Thore Bremens ziehen. Doch wir kommen nicht weit, es hemmt unsere Schritte das Knabenrettungshaus **Ellener Hof.**

Einfach wie seine Lage ist seine Geschichte, aber es sind nicht die schlechtesten Anstalten, deren Entwicklungsgang ruhig dahinfließt, wie ein klarer Bach. Wollten wir vom Ellener Hof viel Besonderes erzählen, würde es uns bald an Stoff fehlen, doch wer treue Arbeit an hilfsbedürftigen Kinderherzen zu schätzen weiß, dem werden die 37 Jahre dieses Rettungshauses nicht leer erscheinen. Seine Gründung wurde am 4. Juni 1846 in einer Versammlung Bremer Bürger beschlossen. Das offenbare Bedürfnis und das Vorbild des Rauhen Hauses machten bald Herzen und Hände offen, so daß das neue Rettungshaus im Juli 1847 von zwei Geistlichen feierlich geweiht werden konnte. Es traf sich wunderbarer Weise, daß beide ehrwürdige Männer ein und denselben Text gewählt hatten: „Bis hierher hat der Herr geholfen.“ War das nicht ein Grund für frohe Hoffnung? Schon im Jahr 1849 erstand ein zweites Haus, es folgte ein drittes, ein viertes, die Freunde in Bremen sorgten für ihre Pfleglinge draußen vor dem Thor, und jetzt leben vier Familien mit 51 Knaben im Ellener Hof. Entlassen sind seit Gründung der Anstalt 287. Etwa 10 Minuten entfernt liegt der Hartmannshof, ein Rettungshaus für Mädchen. Doch nun hätten wir fast etwas vergessen, was wir beim Ellener Hof nicht vergessen dürfen: Der Hausvater Winter liebt die Rosen, er und seine Pflegekinder sorgen vom ersten Frühjahr bis spät in den Herbst für ihre Lieblingsblume, und nicht vergeblich. Unzählige Rosen wandern aus dem Ellener Hof nach Bremen und anderswohin, und die Rettungs-

hausknaben gelten nach ihrer Entlassung nicht ohne Grund für treue, sorgsame Gärtner.

Nun aber, nachdem wir Bruder Winters Rosen bewundert, dürfen wir hinübergehn zum **Hartmannshof** nach Oberneuland. Er verdankt seine Entstehung einer Summe von 5000 Thalern, welche 1866 eine fromme Bremerin testamentarisch in die Hände des Vereins für innere Mission legte, damit er sie für ein Mädchenrettungshaus verwende. Drei Jahre ruhte das Kapital, bis es 1869 an den Verein für den Ellener Hof gelangte, und von diesem zum Ankauf eines Bauerngutes, des jetzigen Hartmannshofes, verwendet wurde. Im Mai 1869 ist Bruder Fischer in dies Haus als Hausvater berufen worden, doch verzögerte sich die Eröffnung der Anstalt, so daß erst am 2. Februar 1870 die ersten Mädchen aufgenommen werden konnten. Die Durchschnittszahl der Zöglinge in den ersten 10 Jahren war 20. Sie lebten in zwei Familien unter Aufsicht je einer Gehilfin. Der Unterricht wurde vom Hausvater erteilt, der Konfirmandenunterricht vom Gemeindepastor. In der schulfreien Zeit wurden die Mädchen mit Handarbeit, Wäsche und Feldarbeit beschäftigt.

Im Jahre 1879 konnte die Anstalt für vier Familien eingerichtet werden, so daß jetzt 50 Kinder Raum haben. 1877 war nämlich in Bremen der Kaufmann Höpken gestorben, der zur Gründung einer Mädchenanstalt testamentarisch 81,000 M vermacht hatte. Diese Summe kam an die Anstalt, welcher nun der Name „Hartmannshof und Johann und Elise Höpkenstiftung" beigelegt wurde. Das Kostgeld für Bremer Mädchen beträgt 150 M. für Auswärtige 300—400 M.

Die Zöglinge haben bis zum 16. Jahre Unterricht nach der Ordnung für Bremer Landschulen, werden dann konfirmiert und bleiben noch ein Jahr zu ihrer Ausbildung im Haushalt und in der Wascharbeit. Bei der Entlassung werden sie vollständig von der Anstalt ausgerüstet und in Dienst gebracht. Bis 1. Januar 1883 sind aufgenommen 80 Mädchen, entlassen 39.

Dürfen wir, ehe wir von Bremen Abschied nehmen, noch einen Blick in seine Schulen thun, so treffen wir dort zwei unserer Brüder. Bruder Hentschel arbeitet in einer ersten Mädchenklasse mit ca. 44 Schülerinnen, und Bruder Heuer zählt etwa 60 Kinder auf seinen Bänken. Diese Kinder sollen die letzten sein, deren wir in Bremen gedenken.

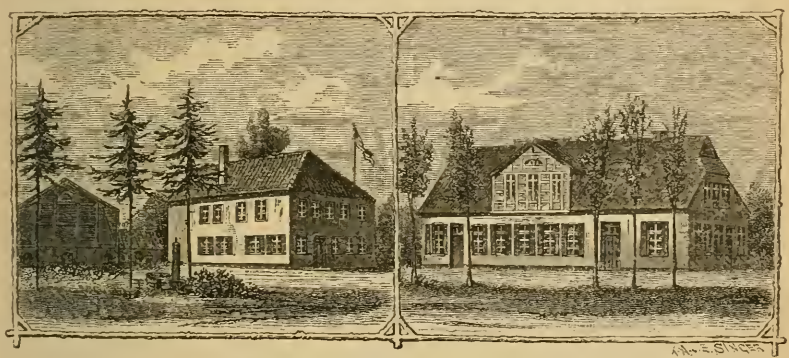
Von der zweiten großen deutschen Hansastadt wollen wir unsere Blicke nach Lübeck wenden, der dritten, die mit ihren alten Bauten und alten Stiftungen wie ein Denkmal des frommen Sinnes der Väterzeit hereinragt in unsere Tage.

---

3. Lübeck.

Zwei Anstalten sind es, die uns mit Lübeck verbinden, ein Rettungshaus und eine Herberge. Das Rettungshaus **die dritten Fischerbuden** ist ein Zeichen, wie bald der in Deutschland neuerwachte Geist des Helfens und Erbarmens auch in Lübeck wehte. Denn schon längere Zeit vor 1843 waren christliche Männer und besonders der „Verein zur Fürsorge für entlassene Sträflinge und verwahrloste Individuen" zu der Überzeugung gekommen, daß es für verlorne Kinder an einer erziehenden Anstalt fehle, und daß eine solche — wenn man sie gründen könne, das Familienleben zu ersetzen habe. Da reiste im Sommer des genannten Jahres Dr. Wichern nach Lübeck und hielt dort einen seiner Vorträge, wodurch er auch hier, wie so oft anderswo, den eigentlichen Anstoß zur Gründung eines Rettungshauses gegeben hat. Mit dem damaligen Pastor, jetzigen Senior Dr. Lindenberg und dem sel. Ober-Appellationsgerichtsrat Dr. Overbeck vereinigten sich noch sechs gleichgesinnte Männer, um die Errichtung einer Anstalt ernstlich in Angriff zu nehmen. Von diesen Männern weilt gegenwärtig nur noch der Pastor Michelsen hienieden, welcher nach wie vor im Verein mit dem hochbetagten Senior von Lübeck aufs treueste für die Anstalt sorgt. Ein abermaliger Vortrag des Dr. Wichern im Sommer 1844 hatte die Sache aufs erfreulichste gefördert, als unerwartet die Errichtung einer „Besserungsanstalt für jugendliche Verirrte nach dem Muster des Rauhen Hauses" von seiten des Staates in Aussicht gestellt wurde. Der schon gebildete Vorstand für das zu gründende Rettungshaus mußte sich nun ernstlich fragen, ob es für ihn nicht geraten sein sollte, von seinem Vorhaben abzustehen, und der Staatsbehörde die Sorge für die unglücklichen Kinder zu überlassen; er kam nach eingehender Erwägung der ganzen Sachlage jedoch zu dem Beschlusse, in seinem Wirken fortzufahren, weil er überzeugt war, daß eine Rettungsanstalt nur dann das rechte innere Leben und die gedeihliche Frische sich bewahren könne, wenn sie als eine Frucht freiwilliger helfender Christenliebe dastehe.

Die Staatsbehörde gab unterdessen ihren Plan auf und förderte in erfreulicher Weise die Gründung des Privatrettungshauses. In Gemeinschaft mit Dr. Wichern, der eigens dazu nach Lübeck gekommen war, wurden verschiedene Lokale besichtigt, und unter ihnen die dritten Fischerbuden nach allen Seiten hin als das geeignetste erkannt. Dieses Grundstück, eine Stunde Wegs südlich von der Stadt, unmittelbar an der durch Flußschiffe belebten Wakenitz gelegen, seit uralter Zeit die Wohnung eines Fischers und zugleich ein öffentlicher Vergnügungsort, wurde für 4800 ℳ erstanden. Am 28. April 1845 hielt als Hausvater Br. Kix († 1869) in der Stille seinen Einzug in das damals sehr zerfallene Haus mit seinem ganz vernachlässigten Garten, so daß es sogleich an



Die dritten Fischerbuden in Lübeck.

reichlicher mühevoller Arbeit nicht fehlte. Noch in derselben Woche traten auch die ersten Kinder, drei Knaben zwischen 12 und 15 Jahren, ein. Eine größere Zahl sollte für den Anfang nicht aufgenommen werden, damit sich das Hauswesen und in demselben das Familienleben allmählich entfalten und erweitern und die später eintretenden Zöglinge sogleich in eine schon fest geregelte Hausordnung und unter dem Einfluß eines zur Macht gewordenen guten Geistes einträten.

Im zweiten Jahre befanden sich schon 14 Knaben im Hause, und im folgenden Jahre, 1847, mußte ernstlich auf Erweiterung der Anstalt Bedacht genommen werden. Es wurde daher das zweite Wohnhaus, das „neue Haus" gebaut, und in demselben neben einem großen Saale sehr zweckentsprechende Wohnungen für zwei getrennte Familien geschaffen, welche jedoch einen gemeinsamen Spielplatz, Blumengarten u. s. w. haben, weil im Grunde sämtliche Zöglinge ja nur eine Familie, um die der

Hauseltern gruppiert, bilden. Im „alten Hause“ befindet sich die Wohnung der Hauseltern und der Speisesaal, welcher in alten Zeiten ein Tanzsaal gewesen ist. Die Mahlzeiten werden von allen Hausgenossen gemeinschaftlich dort eingenommen.

Entlassen sind im Laufe der 38 Jahre 266 Knaben, von denen auf die letzten 15 Jahre, welche der gegenwärtige Hausvater, Br. Lichtwark, im Rettungshause arbeitet, 110 kommen. Von diesen 110, auf welche ein einigermaßen sicherer Rückblick noch möglich ist, sind sieben wieder rückfällig geworden, 12 betrugen nach der letzten Kunde von ihnen sich schwankend, während die übrigen 91 als solche anzusehen sein dürften, an welchen das Rettungshaus seinen Zweck erreicht hat. Nach der letzten Entlassung blieben nur noch 20 Knaben im Hause. Durchschnittlich wurden bisher jedes Jahr 8 Knaben aufgenommen. Ein Zwangserziehungsgesetz besteht bisher in Lübeck nicht, dennoch aber birgt die Anstalt immer eine ziemliche Anzahl Zöglinge in sich, die ihr durch Vermittelung der Behörde zugeführt worden. Kindern, die noch nicht mit der Strafbehörde in Berührung gekommen sind, kommen die jährlichen Beiträge und milde Gaben zu gute. Das Budget beläuft sich jährlich auf 8000 ℳ und darüber. Im ganzen erfreut die Anstalt sich eines guten Gerüchts, und einer stets bereiten Opferwilligkeit bei den Bürgern der Stadt. Seit einigen Jahren sind die stehenden Beiträge bedeutend erhöht worden. Auch der hohe Senat und die Staatsbehörden sind stets mit großem Wohlwollen bereit gewesen, die Zwecke der Anstalt zu fördern. Einen anderen Fonds als den lebendigen Glauben an die Barmherzigkeit Gottes unseres Heilandes besitzt das Rettungshaus nicht; aber dieser Fonds wird weiterhin ausreichen, wie er es auch bei der jungen **Herberge zur Heimat** bisher gethan hat, zu deren Gründung die erste Anregung, wie so mancher Anstoß zu wohlthätigen und gemeinnützigen Unternehmungen aus der Mitte der „Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Thätigkeit“ hervorgegangen ist.

Durch einen in dieser Gesellschaft gehaltenen Vortrag des Herrn Pastor Petersen angeregt, vereinigte sich im Anfang des Jahres 1873 eine größere Anzahl christlich gesinnter Männer Lübecks, um auf Grund der von Perthes in Bonn aufgestellten Prinzipien eine Herberge zur Heimat ins Leben zu rufen. Obwohl es an kräftigen Gegenströmungen gerade aus den Kreisen der Gewerbetreibenden nicht mangelte, gelang es doch in kurzer Zeit, ein Grundkapital von etwa 17,000 ℳ zu-

sammenzubringen, so daß der Verein bereits am 23. Mai sich konstituieren konnte. Aber erst nach längeren Bemühungen und Verhandlungen glückte es, ein nahe dem geschäftlichen Mittelpunkte der Stadt, nicht zu ferne vom Bahnhofe und vom Hafen, in der oberen Fischergrube gelegenes geräumiges Grundstück anzukaufen, dessen Hauptgebäude freilich einem gänzlichen Neubau unterzogen werden mußte. Dasselbe winkt jetzt mit seinem stattlich in Ziegelrohbau aufgeführten gotischen Treppengiebel dem Zuwandernden gastlich entgegen.

Am 15. September 1874 konnte die Herberge zur Heimat in Gegenwart einer zahlreichen Versammlung der Benutzung übergeben werden.

Die Zahl aller, den Durchreisenden wie den Arbeitsgesellen gewährten Nachtquartiere, die im Jahre 1875 9427 betrug, im Jahre 1878 aber auf 8495 gesunken war, hat im Jahre 1882 sich auf 11,920 gehoben.

Dieses günstige Ergebnis verdankt die Anstalt nächst der Gnade Gottes, die sichtbar über ihr gewaltet hat, der Tüchtigkeit ihrer Hausväter. Nachdem der erste Hausvater, welcher aus Pommern gekommen war, seine Stellung nach kurzer Wirksamkeit verlassen und eine konkurrierende, sogenannte Zentralherberge gegründet hatte, wandte sich der Vorstand an das Rauhe Haus. Dasselbe sandte zunächst Br. Dose, welcher nach zweijähriger Wirksamkeit abberufen ward, dann Bruder Störtenbecker, der die Anstalt jetzt noch leitet.

Die Räume der Herberge waren von vornherein lediglich für die Zwecke derselben bemessen, so daß es schon dadurch bisher ausgeschlossen war, sie Vereinen zur Verfügung zu stellen.

Hoffen wir, daß auch dieses junge Arbeitsfeld, welches wir im Gebiet der freien Städte zu erwähnen hatten, in Zukunft gedeihe und blühe und wenden wir uns zu einem altbefreundeten Nachbarlande, in dem es freilich neuerdings entstandene Arbeitsstätten, wenigstens für unsere Brüder, überhaupt nicht giebt, zu Mecklenburg.

---

4. Mecklenburg.

Es gab eine Zeit, wo in Mecklenburg Professoren, Pastoren, Minister, Bürgermeister, Gutsherrn und alle, die sonst ein warmes Herz für christliche Liebesthätigkeit besaßen, entbrannten und glühten im Eifer für äußere und innere Mission. Es war eine schöne Zeit da-

mals, als Dr. Wichern am 18. Okt. 1843 in Rostock vor einer hochansehnlichen Versammlung von Missionsfreunden stand, kurz, klar und gewaltig von den Thaten Gottes im Rauhen Hause sprach und seine Zuhörer derartig begeisterte, daß ein Hauptverein und mehrere Zweigvereine, ja daß ein erstes bedeutendes Rettungshaus bald der Kraft seiner Worte thatsächliches Zeugnis gab. Das erste mecklenburgische Rettungshaus, Gehlsdorf, am Ufer der Warnow anmutig gelegen, wurde in seiner Anfangszeit von Rauhhäuslern geleitet, und der mecklenburgische Hauptverein für innere Mission schrieb in seine anfänglichen Statuten folgende Sätze: „Bei dem Mangel an geeigneten Arbeitern im Werke der inneren Mission unterstützt der Verein nach Maßgabe seines Bedürfnisses das Wichernsche Gehilfen-Institut im Rauhen Hause. Er sucht taugliche junge Männer von christlicher Gesinnung und unbescholtenem Wandel zur Ausbildung in dem genannten Institute zu gewinnen und die ausgebildeten in geeigneter Weise zu verwenden.“ Vereine mit einem ähnlichen Paragraphen hätte Dr. Wichern gern an vielen Orten in Blüte gesehen, um durch sie bei Ausbildung von solchen Brüdern, die dann wieder den betreffenden Vereinen dienen wollen, der äußeren Sorge enthoben zu sein. Jetzt besteht für unsere Brüderbildung eine derartige Veranstaltung in keinem Lande mehr. Eine Reihe von Brüdern ist aber damals, gesendet vom Hauptverein, aus Mecklenburg gekommen, um später in ihrer Heimat zu dienen. Wohl nicht nur einer von ihnen ist zu seinem Lebensgang bestimmt worden auf einer jener Versammlungen, in denen — so erzählen uns jetzt noch ältere Leute — der Weckruf Dr. Wicherns den braven Mecklenburgern durch „Mark und Bein“ gegangen ist; nennt doch ein mecklenburgischer Freund eine dieser Versammlungen, die zu Teterow, den Pfingsttag der inneren Mission in seinem Vaterlande. Segensströme flossen von solchen Abenden und Tagen in Stadt und Dorf, besonders auch in manchen Edelsitz, denn vor allem der Adel war es, der sich von Dr. Wichern raten und helfen ließ, wie er die Hütten seiner Tagelöhner und Hirten mit einem Strahl milden Gnadenlichts erleuchten und wie er den Kindern in Dörfern und Höfen christlich-klaren beständigen Schulunterricht schenken könne, der ihm aber auch reichlich und gern Hand und Hilfe bot, wenn es galt, dem Rauhen Hause Freunde und Unterstützung zu gewinnen. Wir können sie nicht alle nennen, deren wir bei diesen Worten gedenken, — viele von ihnen ruhen auch wohl schon in stiller Gruft, wir wollen hier nur zwei Namen anführen: von Gadow und von Oertzen.

Beginnen wir unsere kurze Rundschau über die jetzigen Arbeitsgebiete mit

Mecklenburg-Schwerin.

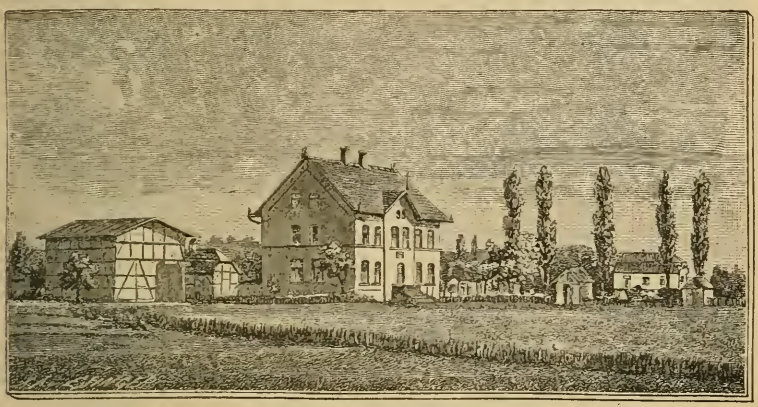
Vor kurzem kam, wie unsern Lesern wohl bekannt sein dürfte, aus Schwerin die Trauerkunde, daß es Gott gefallen hat, den Großherzog Friedrich Franz von Mecklenburg-Schwerin in die Ewigkeit abzuberufen. Wir haben diesen edlen, hochherzigen Fürsten mit seinem Volke betrauert, denn uns war er, wie schon die Geschichte des Rauhen Hauses gezeigt hat, seit vielen Jahren ein treuer Freund und wohlwollender Gönner gewesen. Unvergessen wird er den Gliedern unsres Hauses bleiben. Er stand an der Spitze jener Freunde, von denen wir oben sprachen, in ihm sahen sie ihr Vorbild. Gehen wir aber nun zur Einzelbetrachtung über, so begegnet uns der Name von Oertzen, wenn wir an den Lebensgang des Br. Schultze uns erinnern. Erst als Bibelkolporteur, dann auf Rügen mannigfach thätig, hat letzterer sich für seine jetzige Lehrerstellung in **Marin** vorbereiten dürfen. Seine Kinder haben vor Jahren die Spiele gespielt, deren man sich im Rauhen Hause freut, sie haben in Missionsstunden seinen Berichten gelauscht, und kommen noch jetzt, wenn nicht Hirtendienst und Feldarbeit sie hindert, froh und gern in seine kleine, dunkle Lehrerstube. — Zuerst nicht bei uns, sondern fern im Bayernlande in Puckenhof gebildet, hat sich Br. Carl in Warschowitz, damals, als Schlesiens Not nach treuen Helfern suchte, an unsere Arbeit angeschlossen, hat in Liegnitz und Wernigerode der wandernden und heimischen Jugend gedient, und lehrt nun in **Nustrow** bei Tessin an 40 Tagelöhnerkinder. Wenn auch seine größeren Jungen im Sommer leider recht oft als Gänsehirten, Schweinehirten und bisweilen auch Kälberhirten die Schulstunden versäumen, so sucht er sie darum doch desto mehr nach ihrer Konfirmation an Schule und Kirche festzuhalten. Auch hält er selbst so weit als möglich Bibelstunden, seine Frau aber lehrt die Mädchen nähen und stricken. — In ähnlicher Lehrerthätigkeit wirkt Br. Fischer bei den Kindern von **Böhlendorf.** Einst in einer holsteinischen Strafanstalt angestellt, wurde er dann von dem Kammerherrn von Karlsdorf zu 60 Kindern berufen. Durch Auswanderung und Krankheitsjahre ist diese Zahl bedeutend gesunken, oft muß auch er im Sommer über Versäumnisse klagen, aber doch herrscht in der Schule ein reges, erquickliches Treiben. Die Größeren helfen den Kleineren; im einzelnen wird nicht viel ge-

straft; alle führen ein Tagebuch mit einfachen Sätzen über einfache Dinge. Neben seiner Schularbeit hat Br. Fischer besonders zur Cholerazeit 1859 und als einmal Straßenarbeiter in großer innerer und äußerer Not seiner Hilfe bedurften, sich als Diener der inneren Mission bewiesen. Aber die Hauptaufgabe liegt doch für ihn wie für alle Genannten in der Schule. Sie sind eben — und dies ist charakteristisch für unsere mecklenburgischen Brüder — Dorflehrer, von christlichen Gutsherren angestellt, vor allem für Tagelöhnerkinder thätig und dabei, soweit es möglich ist, für die Eltern der Kinder Ermahner zum Glauben und zur Kirche. Auch Lehrer und doch in sehr anderen Verhältnissen, ist Br. Wöstenberg. Früher für den Hauptverein in Rostock wirksam, ist er jetzt Lehrer an der Strafanstalt **Dreibergen**, hält wöchentlich für Gefangene vom 18. bis zum 70. Jahre in verschiedenen Abteilungen 22 Religionsstunden und 4 anderer Art, besucht zu festgesetzten Zeiten auch außer der Schule seine Pfleglinge und hat öfter die Freude gehabt, von ihnen zu hören: die Schule ist doch das beste, was wir in Dreibergen haben! Ein Lehrer ist es auch, mit welchem wir zu

Mecklenburg-Strelitz

übergehen. Auch hier war es ein Herr von Oertzen, welcher unserem Br. Schmidt, den ein Bericht von jener Teterower Versammlung mächtig angeregt hatte, die Wege zeigte, die ihn dann zu einem reichgesegneten Lehreramt in **Leppin** geführt haben. Seit nun 32 Jahren ist er in seinem Dorfe in mannigfacher Weise thätig, hat in Bibelstunden des Winters die Alten, in seinen Schulstunden Winter und Sommer die Kinder versammelt, und auch öfter auf Konferenzen dem Kreis seiner Kollegen in Vortrag und Wechselrede die Missionsbedeutung ihres großen Berufes warm ans Herz gelegt. Mit einem wohlthuenden Eindruck scheiden wir von seinem Arbeitsfelde und wenden uns, um unsere Wanderung durch Mecklenburg mit einem lieblichen Bilde zu schließen, nach **Bethanien** zu Br. Krüger. Vor den Thoren der Stadt **Neubrandenburg** liegt still und anmutig sein Rettungshaus. Schon lange hatten in den 40er Jahren Herr v. Oertzen auf Rattey und seine Gemahlin den Gedanken einer Rettungshausgründung hin und her erwogen, da kam das Jahr 1848 mit seinen gewaltigen Hilferufen, und nun bedurfte es nur noch eines Fingerzeiges vom Herrn. Der Anblick eines von einem Husaren verfolgten Knaben und ein kleines Geschenk einer Verwandten ließ im

Herrenhause von Rattey den oft besprochenen Gedanken zum Entschlusse werden. Der Entschluß war gefaßt, da sandte Gott für dies Samenkorn einen Tag frischen erquickenden Regens durch einen Besuch Dr. Wicherns. Derselbe war auf der Durchreise nach Anklam und sprach in einer Nachmittagsstunde vor zahlreicher Versammlung über das Wort: „Mich jammert des Volks!“ Der folgende Winter wurde nun eifrig zum Bauholzfällen benutzt, am 2. April 1851 wurde der Grundstein gelegt, am 7. September fand die Einweihung statt.



Bethanien in Neubrandenburg.

Unter dem Schutze des Herrn von Oertzen hat Bethanien in Rattey eine liebliche Jugendzeit erlebt, wie ein Kind im Elternhause. Doch brachte das beständige Wachsen der Kinderzahl und der Tod des edlen Erbauers die ernste Frage mit sich: was ist zu thun, daß die Anstalt dauernd gegründet werde? Eine hohe Freundin sandte als Antwort auf diese Frage am heiligen Weihnachtsabend 1867 ein Geschenk von 500 Thlr. für einen Neubau auf eigenem Grund und Boden. Da nun ein solcher in Rattey nicht möglich war, mußte an eine Verlegung der Anstalt gedacht werden. Unter Beirat des Dr. Wichern und mit Hilfe des gnädigen Landesherren wurde im Mai 1870 in Neubrandenburg ein passendes Grundstück erworben. Des Krieges halber mußte der Hausbau hinausgeschoben werden, aber nach dem Friedensschluß am 21. Mai 1871 konnte die feierliche Grundsteinlegung und im Juli des folgenden Jahres der Einzug stattfinden.

Fünf Jahre vergingen, da nahte der frohe Tag des 25jährigen Jubiläums. Der Festtext war so recht der Geschichte Bethaniens ent-

sprechend: Schmecket und sehet, wie freundlich der Herr ist! Viel Freunde von nah und fern, besonders auch viele Geistliche, waren zusammengekommen, um sich zu erbauen an der kirchlichen Feier und bei der nachfolgenden freien Besprechung. Bei letzterer konnte auch der Herausgeber dieses Büchleins anwesend sein und getragen von dem Geist der Versammlung zu den Festgästen reden. Und sollen wir von einer letzten Jubiläumsfreude sprechen, so war es ein reiches Geschenk von mancherlei Gaben, das sorgenstillend für Bethanien eintraf. Den Gaben dieses schönen Tages folgten seither noch andere nach, welche es möglich machten, die Anstalt zweckmäßig zu vergrößern.

Somit haben wir kurz dessen Erwähnung gethan, was uns mit Mecklenburg verbindet. Aber wir können doch nicht von diesem Lande scheiden, ohne nochmals des Fürstenstammes zu gedenken, der in Schwerin allezeit äußerlich dem Rauhen Hause nicht fern, uns auch innerlich nahe gewesen ist. Wir konnten ja doch den vor kurzem verstorbenen Großherzog vor anderen jener Reihe fürstlicher Wohlthäter beizählen, an deren Spitze einst Friedrich Wilhelm IV. gestanden hat, an deren Spitze jetzt Kaiser Wilhelm steht.

5. Schleswig-Holstein.

Zu Preußen können wir uns nicht wenden, ohne der nahen Beziehungen zu gedenken, welche durch Dr. Wicherns doppelte Stellung hier und in Berlin zwischen dem Rauhen Hause und dem gesamten Staate Preußen viele Jahre bestanden haben, auch nicht ohne an die Beweise kaiserlichen Wohlwollens zu erinnern, deren einer, bei traurigem Anlaß gegeben, schon im ersten Teile dieses Schriftchens erwähnt ist. Wer es weiß, wie der preußische Staat und vor allem sein edler König Friedrich Wilhelm IV. dem in Dr. Wichern persönlich vertretenen Gedanken einer evangelischen inneren Mission für das ganze Land helfend und fördernd nahe getreten ist, wird begreifen, wie der Name Preußens im Rauhen Hause immer von gutem, herzerfreuendem Klang gewesen ist. Die folgenden Abschnitte werden zeigen, an wie vielen Stellen und in wie mannigfacher Art unsere Brüder für preußische Anstalten und Vereine thätig sind. Ein reiches Bild für den, der aus den bisweilen etwas dürren Notizen über Gründungen und Erweiterungen über Bauten und Geschenke, über Kinderzahlen und Herbergssummen,

über Gönner und Helfer sich einen Eindruck von dem verschaffen will, was unsere Brüder im großen Königreiche unseres Kaisers an Arbeit und Sorge, Kraft und Lebenszeit einsetzen dürfen.

Mancher von unseren Lesern wird seinen Blick zuerst dem Kreise von Arbeiten zuwenden, dem er persönlich nahe steht, er wird die Anstalt suchen, der er vielleicht selbst durch Gottes Hilfe wesentlichen Beistand hat leisten können. Ihm wird unsere Einteilung nach Provinzen willkommen sein, er wird es auch gerne annehmen, wenn wir versuchen über das zu reden, was wir über die älteren Verbindungen seines Gebietes mit dem Rauhen Hause wissen. Wo wir selbst nicht mehr alles in frischer Einzelerinnerung hatten, haben uns bei diesen Einleitungen treue Freunde treulich geholfen.

Und wo sollen wir beginnen im großen preußischen Lande? Wir denken bei denen, die uns am nächsten wohnen, bei den Freunden in Schleswig-Holstein.

Zwar wenn wir auf die Ausdehnungen unserer Verbindungen blicken, so können wir — wir thäten es gern — Schleswig-Holstein nicht an erster Stelle nennen. Lange Jahre waren es, wo unsere Brüder nach Pommern, Schlesien und anderswohin zogen, ohne daß ihnen eine freundliche Stimme zugerufen hätte: baut euch Hütten im Nachbarlande! Erst in neuerer Zeit, vor allem seitdem Herr Pastor Palmer in Horn, der, welcher uns sonntäglich in seine Kirche versammelt, als Agent in Schleswig-Holstein thätig war, beginnen sich neue Gebiete zu öffnen. In Altona, der uns so nahen Stadt, wächst gedeihlich und kräftig die noch junge Pflanze der Stadtmission mit ihrem charakteristischen Absenker, der Hausfleißschule; Herbergen sind entstanden, und an der Strafanstalt Rendsburg dienen zwei unserer Brüder. Da Schleswig-Holstein keine eigene Brüderbildungsanstalt für verschiedene Berufszweige der heimischen Arbeit besitzt, sind uns diese Anfänge besonders wert und Vorboten zukünftiger reicherer Entwickelung. Auch können wir es mit großer Freude begrüßen, daß unsere Beziehungen zu Privaten und Behörden in Schleswig-Holstein während der letztvergangenen Jahre an Zahl und Innigkeit um ein bedeutendes zugenommen haben. Vertrauen und Hilfe ist uns entgegengebracht worden, wir wollen es erwidern. Die Armenverwaltung der Stadt Kiel hat uns einen Teil ihrer für Rettungshauspflege bestimmten Kinder zur Fürsorge überlassen, und das Landesdirektorat von Schleswig-Holstein hat uns mit vielen armen Knaben zugleich eine reiche Spende

für den Bau eines neuen Hauses gesendet; der „Anker“ im Rauhen Hause steht da als ein bleibendes Zeugnis dieser Gabe.

Im Laufe der Jahre groß geworden, bedarf Altona dringend der Stadtmission. Wie die **Altonaer Stadtmission** entstanden ist, und wie sie jetzt vor unseren Augen dasteht, wollen wir nun an der Hand eines Berichtes betrachten, den wir der Güte des Herrn Pastor Dohrn verdanken:

Im Herbste des Jahres 1877 faßten etwa 30 Freunde der inneren Mission den Entschluß, nach dem Vorgang anderer volkreicher Städte eine Stadtmission für Altona anzubahnen. Daß in den übergroßen, mit nur 6 Predigern versehenen Gemeinden ein reiches Feld der Wirksamkeit für die Stadtmission vorliege, stand außer Zweifel. Man erwählte ein Komitee, welches die Angelegenheit fördern, insbesondere die Anstellung eines Stadtmissionars in die Hand nehmen sollte. Nachdem ein größerer Kreis von Freunden gewonnen und ein Verein für Stadtmission organisiert worden war, schritt man sofort zur Wahl des ersten Stadtmissionars.

Berufen wurde Br. Meyer, welcher am 18. Okt. 1877 seine Thätigkeit begann. Nach seiner Instruktion ist es seine Aufgabe, in stetem Zusammenhang mit dem geistlichen Amt und unter spezieller Aufsicht desselben die der Kirche Entfremdeten aufzusuchen und wieder zu gewinnen, insbesondere das gottgeordnete Familienleben zu pflegen. Als Mittel dazu diente zuerst die Kolportage von Bibeln und guter Lektüre. Besser aber als durch die Kolportage gelang es durch Pflege von Armen und Kranken Eingang in die Häuser und Zugang zu den Herzen zu finden. Bereits im ersten Jahre seiner Wirksamkeit machte der Stadtmissionar in 389 Familien reichlich 2400 Besuche. Von wohlhabenden und mildthätigen Einwohnern der Stadt, die häufig von armen Familien mit Bittgesuchen bestürmt werden, wurde der Stadtmissionar immer häufiger in Anspruch genommen, um den gewerbsmäßigen Bettel zu entlarven und die würdigen, wahrhaft verschämten Armen mit Gaben an Geld und Lebensmitteln zu unterstützen. An 117 Krankenbetten wurde durch den Stadtmissionar in dem ersten Jahre leiblicher und geistiger Trost gebracht, bei 28 Ehepaaren, die sich infolge von Arbeitslosigkeit getrennt hatten, wurde die Eintracht wiederhergestellt, mit 16 Eltern wurde über ungeratene Kinder verhandelt, 22 ungetaufte Kinder wurden zur Taufe gebracht, 2 Mädchen ins Asyl zu Glückstadt und ein Mädchen ins Rauhe Haus aufgenommen.

Außerdem wurde der erste Anfang mit der Einrichtung eines Kindergottesdienstes gemacht. Anfangs fanden sich 40 Kinder ein, die Zahl derselben nahm jedoch beständig zu, nachdem die Kapelle der Zentralkaserne zur Verfügung gestellt worden war. Endlich wurde noch eine kleine Volksbibliothek von reichlich 300 Bänden für die Kinder und deren Eltern angelegt. — Das war der Anfang der Stadtmission.

Die Arbeit derselben vergrößerte sich bald in dem Maße, daß Hilfe geschafft werden mußte. Im Juni 1879 wurde deshalb ein zweiter Stadtmissionar angestellt; diesem wurde das St. Johanniskirchspiel als Wirkungskreis angewiesen, während dem Stadtmissionar Meyer die Parochie der Hauptgemeinde als Arbeitsfeld verblieb. Die noch nicht mit einem besonderen Stadtmissionar versehene St. Petrigemeinde (Westen) wurde unter die beiden Gehilfen verteilt. Der zweite Stadtmissionar, Br. Zöllner, zuletzt Herbergsvater in Chemnitz, schlug bei seinem Wirken dieselben Bahnen ein, auf denen sein Kollege Eingang zu finden gesucht hatte. Die Pflege der Armen und Kranken, diese schwierige Aufgabe der Stadtmission bildete den Anfang seiner Thätigkeit. Auch diesem Stadtmissionar wurden von Einwohnern der Stadt Gaben anvertraut, um nach Bedürfnis Unterstützung zu gewähren. Ungetaufte Kinder wurden zur Taufe gebracht und ungetraute Paare bewogen, sich unter den Segen Gottes zu stellen. Von vornherein richtete der Stadtmissionar Zöllner sein Augenmerk auf die Einrichtung eines Kindergottesdienstes. Im August wurde ein schwacher Anfang gemacht, in einem kleinen Stübchen sammelten sich 16 Kinder, aber nach kurzer Zeit war die Zahl so groß geworden, daß das Stübchen sie nicht mehr zu fassen vermochte. Nun räumte der Kirchenvorstand die St. Johanniskirche für diesen Zweck ein. Am 28. Sept. 1880 zog der Stadtmissionar mit 116 Kindern in die Kirche ein, und seitdem wird in derselben jeden Sonntagnachmittag ein Kindergottesdienst nach dem Gruppensystem gehalten. Auch in der Hauptparochie ist bald nachher die Kirche für die Kindergottesdienste eingeräumt worden. Am Samstagabend werden in beiden Gemeinden die Helfer und Helferinnen zur Vorbereitung um den Pastor versammelt. Dieser führt überhaupt die Oberaufsicht über die Kindergottesdienste, wenn es ihm auch nicht möglich ist, regelmäßig bei der Abhaltung derselben zugegen zu sein. Der Besuch der Kindergottesdienste ist allgemach ein recht zahlreicher geworden. Im Winter finden sich ungefähr 400 Kinder in jeder Kirche ein, im Sommer vermindert sich die Zahl etwa um die Hälfte.

Aber nicht nur am Sonntag, sondern auch an Wochentagen suchen die Stadtmissionare die Kinder um sich zu sammeln. So sind 1880 und 1881 die Arbeitsschulen entstanden, eine für Knaben, über welche weiter unten berichtet wird, und zwei für Mädchen, eine in der Hauptgemeinde und eine in der St. Johannisgemeinde. Die Arbeitsschulen für Mädchen stehen unter der Leitung je eines Damenkomitees. Die Mädchen empfangen unentgeltlich Unterricht im Nähen, Stricken, Flicken und Stopfen und können je nach Wahl der Eltern entweder für ihre Familien oder für die Armen Arbeiten verrichten. Bis jetzt haben noch immer von jeder Arbeitsschule 60—100 Paar Strümpfe, die von den Kindern gestrickt waren, jährlich an die Armen verteilt werden können. Die Wolle für diese Strümpfe ist von Wohlthätern geschenkt, die sonst für diese Arbeitsschule erforderlichen Mittel wurden teils durch freiwillige Beiträge, teils durch eine aus dem Baurschen Fideikommiß an jede der beiden Schulen überwiesene Gabe von 600 M. aufgebracht. In dieser Weise wurde es möglich, für die Arbeitsschulen, in welchen mittlerweile bereits an den verschiedenen Abenden im ganzen 300 Mädchen versammelt waren, passendere Lokalitäten zu beschaffen. In dem Hauptkirchspiel wurde der große Saal in der Herberge zur Heimat gemietet, während in der St. Johannisgemeinde ein größerer Saal bezogen werden konnte, der zugleich für anderweitige Zwecke der Stadtmission benutzt wird.

Im Laufe des Jahres fehlt es den Kleinen nicht an besonderen Festen. Für die Kinder, welche den Kindergottesdienst besuchen, wird eine Weihnachtsfeier in der Kirche gehalten. Um zwei hell erleuchtete mächtige Tannenbäume schart sich die Jugend, um die Geschichte von dem Jesuskinde zu vernehmen. Im Sommer wird regelmäßig sowohl für die Kinder aus der Arbeitsschule wie für die aus dem Kindergottesdienste ein Ausflug nach einem benachbarten Dorf unternommen.

Indes gilt es auch, die Kinder nach der Konfirmation festzuhalten. Hier sollen die Jungfrauen- und Jünglingsvereine eintreten. Zunächst wurde ein Jungfrauenverein gestiftet. Die Zahl der Mitglieder ist bis jetzt noch nicht über 30 hinausgekommen. Man versammelt sich an einem Abend in der Woche, um für die Weihnachtsbescherung der Handwerksburschen in der Herberge zur Heimat Strümpfe zu stricken, dabei wird vorgelesen und hin und wieder ein Lied gesungen.

Schwieriger, aber noch wünschenswerter war die Gründung von Jünglingsvereinen. Es wurden zwei solcher Vereine, jeder unter Leitung

eines Stadtmissionars, 1879 resp. 1880 ins Leben gerufen. Die Mitgliederzahl war sehr wechselnd, gewöhnlich hielt sie sich in jedem Verein zwischen 30 und 50. Abgesehen von der guten, fröhlichen Geselligkeit, die hier gepflegt wird, ist den Mitgliedern Gelegenheit gegeben, sich im Deutschen, Rechnen und in der Musik fortzubilden. Der Unterricht im Rechnen und Deutschen wird von städtischen Lehrern unentgeltlich erteilt. In der Musik ist schon ein solcher Fortschritt gemacht, daß man es wagen konnte, im Winter 1882/83 ein Konzert zu geben, welches zu allseitiger Befriedigung verlief. Der aus 12 Personen bestehende Posaunenchor hat sich schon bei verschiedenen kirchlichen Festlichkeiten hören lassen. Fast an jedem Abend ist das Lokal den Mitgliedern geöffnet. Sonntagabend 10 Uhr wird eine kurze Andacht gehalten.

Mit den Familien wurden, abgesehen von Armen- und Krankenbesuchen vielfache Verbindungen, zum Teil durch Vermittlung der Kinder angeknüpft. Regelmäßig wurden in den letzten Jahren einige hundert Exemplare des „Nachbar" und etwa ebenso viele des Brecklumer Missionsblattes, letzteres auf Kosten des christlichen Männervereins, durch die Stadtmissionare in den Familien verteilt.

Im Jahre 1881 entschloß man sich mit Rücksicht auf die stetig zunehmende Arbeit einen dritten Stadtmissionar anzustellen. Zunächst wurde für diesen Posten Br. Epstein ausersehen, ihm folgte, nachdem er sehr bald in eine anderweitige Stellung berufen war, Br. Mennenöh. Derselbe hat nachmittags seine Kraft der Arbeitsschule für Knaben zu widmen, während er in den Vormittagsstunden Armenpflege und Seelsorge in der St. Petrigemeinde übt. Auch hier ist vor kurzem ein Kindergottesdienst eingerichtet, welcher bis zu der Vollendung der in Bau begriffenen St. Petrikirche in der Kapelle der Zentralkaserne abgehalten wird.

Wenn auch die Thätigkeit der Stadtmissionare stets im Zusammenhang mit dem geistlichen Amt verblieb, so verging doch geraume Zeit, bis die Kirchenvorstände und Kirchenkollegien mit den neuen Helfern in Verbindung traten. Im Jahre 1881 wurde zuerst von seiten der Kirchenvertretung die Arbeit der Stadtmissionare und zwar beim Aufsuchen der ungetauften Kinder in Anspruch genommen. Von 1882 an hat die Kirchenvertretung in Anerkennung der überhaupt von der Stadtmission geleisteten Dienste jährlich 1200 ℳ aus der Kirchenkasse dem Komitee für die Stadtmission zur Verfügung gestellt.

Was endlich die äußeren Mittel betrifft, durch welche die Stadtmission erhalten wird, so hat das Komitee zwar nie Überfluß, aber auch nie Mangel gehabt. Für die Anstellung des ersten Stadtmissionars genügten die Gaben, welche 1877 von den Freunden der Stadtmission gezeichnet worden waren. Als später ein zweiter Stadtmissionar berufen wurde, sind neue Freunde gekommen, und die früheren Geber haben zum Teil ihre Beiträge nicht unbeträchtlich erhöht. Das königliche Konsistorium in Kiel bewilligte außerdem aus dem Kollektenfonds für innere Mission einmal 1200 ℳ, dreimal 700 ℳ. und 1882 wiederum 1000 ℳ; endlich trat noch von 1882 an die vorerwähnte Gabe der Kirchenvertretung im jährlichen Beitrag von 1200 ℳ hinzu.

Mannigfach ist die Thätigkeit der Stadtmissionare gewesen, viele Werke sind in Angriff genommen, jetzt wird es nötig sein, das Begonnene in Treue fortzuführen.

Vor allem gilt dies auch von dem schon oben erwähnten eigenartigen Gebietszweig, der **Altonaer Arbeitsschule für Knaben,** welche im Dezember 1880 von den Stadtmissionaren Meyer und Zöllner errichtet wurde. Dieselbe soll Knaben während ihrer schulfreien Zeit eine angemessene Beschäftigung gewähren, und dabei alle guten Folgen herbeiführen, welche mit einer geregelten unter entsprechende Aufsicht gestellten Thätigkeit verbunden sind. Lediglich im erziehlichen Interesse ist also die Arbeitsschule gegründet; sie will an ihrem Teil ein Damm sein gegen die Zuchtlosigkeit und Verwilderung, welcher die städtische Jugend so leicht verfällt.

An jedem Wochentage ist die Schule geöffnet; am Mittwoch und Sonnabend sind die Kinder 3 Stunden, an den übrigen Wochentagen 2 Stunden beschäftigt. Sägen und Spalten von Brennholz, Bürstenbinden und Mattenflechten bilden vorzugsweise die Arbeiten der Knaben.

Daß die neue Einrichtung einem entschiedenen Bedürfnis entsprach, zeigte sich in unzweideutiger Weise. Bei Eröffnung der Arbeitsschule waren alsbald, ohne daß eine öffentliche Aufforderung vorhergegangen wäre, sämtliche Plätze mit reichlich 30 Knaben besetzt. 4 Monate später mußte schon ein größeres Lokal bezogen werden, um den zahlreichen Anmeldungen, welche zum Teil in dringendster Weise von den Eltern eingingen, soweit möglich zu entsprechen. Die Zahl der Knaben, die sich sämtlich immer im Alter von 14—18 Jahren befunden haben, stieg nun auf 60, später auf 80—90, und hat sich im allgemeinen auf dieser Höhe gehalten. Die Wirksamkeit der Arbeitsschule ist für

die Knaben nicht ohne wohlthätige Folgen gewesen. Es hat zwar nicht an Kindern gefehlt, die wegen ihres widerspenstigen Wesens zuletzt aus der Anstalt entfernt werden mußten, andrerseits ist aber auch von Knaben zu berichten, welche früher schmutzig und mit zerrissenen Kleidern auf der Straße lärmten, nun aber auf Ordnung und Reinlichkeit halten und ihr früheres Betragen abgelegt hatten. Ein fröhliches gesittetes Zusammensein wird auf jede Weise in der Anstalt gefördert; bei der Arbeit wird oft ein Lied gesungen; in den Pausen wird exerziert oder sonst ein Spiel begonnen. Zwei jährlich wiederkehrende Feste, von denen eines an einem Winterabend in einem Saal, das andere im Sommer an einem Nachmittag in einer ländlichen Gegend gefeiert wird, erhöhen die Lust, mit welcher die Knaben die Schule besuchen.

Dem erziehlichen Zweck, welchem die Anstalt dient, widerspricht es nicht, daß den Kindern für ihre Arbeit ein kleiner Lohn zu teil wird. In dieser Beziehung werden sämtliche Knaben in 3 Klassen geteilt, in der ersten Klasse verdient ein Knabe 8 Pfg. pro Stunde, der zweiten und dritten Klasse werden 5 resp. 2 Pfg. pro Stunde als Arbeitslohn gegeben. Schlechtes Betragen zieht einen Tadel im Arbeitsbuch und Verkürzung des Lohns nach sich. Kinder, welche neu eintreten, müssen, bevor ihnen ein Verdienst zugebilligt wird, eine Probezeit von einigen Wochen bestehen.

Eine sehr schwierige Aufgabe war der Absatz der verfertigten Waren. Behörden und größere Institute kamen durch bedeutende Bestellungen bald der jungen Anstalt im wohlwollendsten Sinn entgegen; durch regelmäßige Inserate wurde das Publikum mit der Arbeitsschule bekannt. Drei Verkaufsstellen wurden allmählich in der Stadt errichtet, außerdem wurde eine Hausiererin mit dem Vertrieb der Waren beauftragt. Durch Preiswürdigkeit und Güte derselben suchte man allen billigen Anforderungen zu genügen; eine immer größere Auswahl wurde geliefert; während z. B. früher nur die gröberen Bürstenwaren hergestellt wurden, versuchte man später mit Erfolg die feinsten Sorten zu verfertigen. So nahm der Absatz nicht unbeträchtlich zu und stieg beim Holzverkauf von 2238 ℳ im Jahre 1881 auf 4929 ℳ im Jahre 1882; bei Bürsten und Matten zusammen von 2098 ℳ (1881) auf 2831 ℳ. (1882). Ein derartiger Betrieb konnte von den beiden Stadtmissionaren neben ihren sonstigen Arbeiten nicht genau kontrolliert werden, es wurde deshalb, wie schon erwähnt, die

Arbeitsschule eine Hauptthätigkeit des neuangestellten dritten Stadtmissionars Br. Mennenöh. In der Aufsicht, welche während der Arbeitsstunden über die Knaben geübt werden mußte, standen die beiden anderen Stadtmissionare abwechselnd ihrem Kollegen zur Seite. Auf Ersuchen der Stadtmissionare übernahm bald nach Eröffnung der Schule ein besonderes Komitee die Oberaufsicht über dieselbe. — Von Anfang an mußte man sich darüber völlig klar sein, daß die Anstalt vorläufig durch sich selbst nicht bestehen könne. Als Prinzip für die Verwaltung wurde vom Komitee zunächst festgestellt, daß der Arbeitslohn der Knaben unbedingt durch die Schule selbst erworben werden müsse; daß aber alles, was sonst noch für die Anstalt erforderlich sei, anderweitig herbeizuschaffen wäre. Im Laufe der Zeit zeigte sich jedoch, daß die finanziellen Erfolge sich günstiger stellten, als erwartet worden war. Nachdem besonders durch eine reiche Zuwendung, welche der Altonaer Magistrat aus dem Baurschen Fideikommiß bewilligt hat, die Arbeitsschule sicher fundiert ist, steht zu hoffen, daß die Anstalt auch die kleinere Unterstützung, welcher sie jetzt noch zur Deckung eines Teils der jährlich wiederkehrenden Ausgaben bedarf, bald wird entbehren können. —

Somit können wir voll von dem Eindrucke kräftigen Wachstums der Altonaer Stadtmission zu den wenigen von unsern Brüdern verwalteten Arbeitsgebieten in den übrigen Teilen der Provinz übergehen. Wir beginnen mit dem, was sich über die Herberge zur Heimat in **Flensburg** berichten läßt.

Am 11. November 1867 hielt Pastor Bruhn in Flensburg öffentlich einen ersten Vortrag über Herbergen zur Heimat, um für diese bisher in Schleswig-Holstein völlig unbekannte Sache Teilnahme zu erwecken. Es wurde im Anschluß an denselben sofort ein Komitee von fünf Herren erwählt mit der Aufgabe, die Gründung einer Herberge in Flensburg nach allen Seiten, namentlich auch durch Beschaffung von Geldmitteln, vorzubereiten. Schon in der ersten Sitzung dieses Komitees konnte der für alle Arbeiten im Reiche Gottes unermüdlich thätige Stadtrat Knuth zwei höchst erfreuliche Mitteilungen machen: 1) daß der damals nur aus 12 unbemittelten Handwerkern bestehende Jünglingsverein eine Erstlingsgabe von 14 ℳ 40 ₰ überreichte, was um so freudiger begrüßt wurde, als die Gabe gerade aus den Kreisen kam, denen das Haus zu dienen bestimmt war; und 2) daß der Pastor Hoeck in Adelberg und er selbst beschlossen hätten, der neuen Herberge

jeder 6000 ℳ zinsfrei auf 10 Jahre zu leihen. Dies Beispiel wirkte. In mancherlei Art flossen namhafte Summen zu, unter welchen eine Gabe Sr. Majestät des Kaisers. Außerdem haben viele Handwerker Gratisarbeiten geliefert, auch die Maurergesellen arbeiteten teilweise ohne Lohn, und viele Kaufleute schenkten Inventarienstücke. So wurde es ermöglicht, daß die ganze Bausumme nur 27,680 ℳ betrug und das erste allerdings noch bescheidene Inventar für 4,692 ℳ beschafft werden konnte.

Unter reger Beteiligung wurde am 21. November 1869 durch Pastor Bruhn die Weihe des Hauses vollzogen, wobei die Jüngerfrage: „Meister, wo bleibst Du zur Herberge?" zu Grunde gelegt ward. Das Rauhe Haus stellte in Bruder Webers den Hausvater, der mit großem Geschick seine schwierige Aufgabe in die Hand nahm, und bald zeigte sich durch die stets wachsende Frequenz, daß wirklich ein Bedürfnis vorgelegen. Freilich, der Zuzug der durchreisenden Wanderburschen blieb in den ersten 5 Jahren ein unerwartet geringer (nur 6—700 jährlich); dagegen haben von vornherein die hier in Arbeit stehenden Gesellen, welche beim Meister nicht wohnen können, gern und dauernd in der Herberge Wohnung und Kost gesucht. Jetzt sind es deren stets ca. 40 und da die Wanderer auch immer zahlreicher kommen (in den letzten Jahren 5—6000 jährlich) so ist das Haus beständig gefüllt, oft überfüllt und es ist schon in Aussicht genommen, in der Neustadt, wo von industriellen Etablissements große Arbeitermengen herangezogen sind, noch ein Kost- und Logierhaus auf ähnlicher Grundlage zu erbauen.

Der in der Herberge domizilierte Jünglingsverein zahlt keine Miete; der mindestens 150 Personen fassende Saal wird zu Bibelstunden und Vorträgen benutzt, wofür die Herberge Licht und Feuerung gratis liefert.

An die Stelle des fortziehenden Hausvaters trat in letzter Zeit Bruder Kaiser, während Bruder Ott schon 1880 in der Herberge zur Heimat in **Neumünster** Einzug halten konnte. Diese wurde in den Jahren 1879 und 1880 auf Anregung des Herrn Pastor Palmer erbaut und am 1. August 1880 eröffnet. Im Jahre 1882 logierten in ihr 3169 Personen 3435 Nächte und pro Woche 8 bis 9 Arbeitsgesellen. Seit dem Bestehen der Herberge hat auch ein Jünglingsverein in ihr seine Versammlungen und seit dem 1. Oktober 1882 haben die Buchdrucker und Schriftsetzer ihren Verkehr dorthin verlegt.

Fast nicht minder jungen Ursprungs ist die Herberge zur Heimat in **Ploen**. Zu ihrer Gründung vereinigten sich nämlich 1879 eine Anzahl christlicher Bürger. Eine Herberge dieses Namens bestand daselbst allerdings schon, aber es fehlte derselben an einer christlichen Grundlage, und sie entsprach nicht den Zwecken der wahren Herbergen zur Heimat. Im Sommer 1879 starb jedoch plötzlich der Besitzer, und der aus den oben erwähnten Bürgern mittlerweile gebildete Vorstand kaufte ungesäumt das Gewese von der Witwe, um diese falsche Herberge zur Heimat zu einer wahren umzuwandeln. Am 5. Januar 1880 ging sie in den Besitz des Vereines über und wird seitdem vom Hausvater Mädler geleitet. Bereits im folgenden Jahre wurde das Haus durch einen Anbau erweitert, so daß jetzt 18 Betten darin stehen können. In diesen übernachteten 1882 schon 1933 Fremde in 2111 Nächten, dagegen waren Einlogierer und sonstige Gäste wenig vertreten.

Seit dem 2. November 1881 besteht in Ploen auch ein evangelischer Jünglings- und Männerverein, welcher sein Versammlungslokal in der Herberge zur Heimat hat.

Ehe wir aber nun nach Rendsburg übergehen, wollen wir eines Freibruders gedenken, der in **Wandsbek** als Lehrer thätig ist. Es ist Br. Wohlenberg, der in der Fabrikschule des genannten Ortes früh etwa 60 Knaben und nachmittags etwa ebensoviel Mädchen unterrichtet. Die Einrichtung dieser Fabrikschule ist derartig, daß die Kinder, die schon im vorgeschrittneren Alter stehen, sich die eine Hälfte des Tages mit der Schule, die andere Hälfte mit mannigfacher Arbeit in Fabriken und Dienstbotenstellen zu beschäftigen haben. Dadurch, daß er sich des Kirchenbesuches seiner Schüler von Herzen annimmt, durch eine jährliche Sammlung für die Mission unter den Heiden, mehr aber noch durch manches gute Wort auf Spaziergängen und Ausflügen oder im täglichen Verkehr ist Br. Wohlenberg bemüht, seinen Kindern in ihren armen und oft so wenig christlich gestalteten Lebensverhältnissen Gottes Wort zur lieben Gewohnheit zu machen. Ihn wollten wir noch mit seiner stets sich gleich bleibenden, aber doch — wie alle Kinderarbeit ist — erquickenderen Thätigkeit erwähnen, bevor wir nun die Provinz Schleswig-Holstein abschließen mit der Arbeit zweier unserer Brüder in der **Strafanstalt zu Rendsburg.** Seit 12 Jahren steht in Rendsburg, dicht an der Eider eine Gruppe stattlicher Häuser. Mit gewaltigen Mauern und eisernen Thoren bergen sie in sich ein eigenes weltentsagendes Geschlecht, die Zuchthäusler des Landes. Sehnsucht nach Erret-

tung und Freiheit, Reue und Verstocktheit geben auch diesem abgesonderten kleinen Reiche Erlebnisse und Sorgen, wie wir sie auf früheren Blättern schon zu schildern versuchten. Immer gespannt, ob auch sie nicht betrüglich hintergangen werden, und doch andererseits immer bereit, mit freundlichem Worte zu mahnen, stehen die Aufseher in anstrengender Arbeit. Öfters wechseln sie die Art ihres Dienstes, bald beaufsichtigen sie die in Einzelzellen gesetzten, bald die, welche in den großen Arbeitssälen ihr Tagespensum fertig stellen. Und in der That, diese Tagespensen sind nicht zu klein bemessen. Ein Besseneinzieher hat Tag für Tag in 2200 Löcher die Strohfäden zu ziehen, und der für ihn vorarbeitende Hölzer muß täglich 8000 Löcher bohren. Doch winkt nach harter Arbeit auch hin und wieder Hoffnung auf Genuß: wer 5 ℳ gespart hat, darf von seinem Überpensum Spiegel, Messer, Bleistift u. s. w., wer aber 15 ℳ gespart hat, darf Speck, Häring, Schmalz, Butter u. s. w. als „Einkauf" sich erwerben. Br. Heinz sorgt nun seit mehr als vier Jahren mit seinen Untergebenen für den Wäschebedarf der Anstalt, während Br. Zantzig jetzt nach mehrfachem Wechsel einem Arbeitssaale vorsteht. Einem größeren Beamtenkollegium eingegliedert, sorgen sie mit diesem für 650 Gefangene, welche auf 20 Stationen verteilt sind. Das Gefängnis selbst ist anderen und auch der von uns noch eingehender zu schildernden Anstalt in Moabit in seinen Haupteinrichtungen analog, nur daß in Rendsburg die Einzelhaft nicht so stark überwiegt wie dort.

Rendsburg gehört zu den letzten Strafanstalten, in welche vom Rauhen Hause Brüder entsendet wurden, es mag uns zum Übergang dienen in ein anderes Gebiet, welches uns in älterer Zeit vor allem durch die Strafanstaltsfürsorge Dr. Wicherns befreundet wurde. Wir meinen die Doppelprovinz Ost- und Westpreußen.

6. Ost- und Westpreußen.

Seit Dr. Wicherns Reise durch Ostpreußen (etwa 1850), deren Hauptzweck eine Inspektion der dortigen Gefängnisse war, hat sich, wie uns der Verbandsvorsteher, Herr Pastor Lindner schreibt, ein reger Verkehr zwischen dem Rauhen Hause und den beiden östlichen Provinzen des preußischen Staates angebahnt. Er wurde besonders lebendig durch das Wirken des Herrn Oberkonsistorialrat Dr. Weiß in Königsberg, dem Ost- und Westpreußen das Erwachen einer bewußten Thätigkeit

auf dem Gebiete der inneren Mission verdankt. Für 32 Arbeitsfelder in den preußischen Provinzen ist bei uns um Brüder angefragt, 25 Brüder sind, soviel wir wissen, im Laufe der Zeit dorthin entsendet worden, und jetzt stehen acht Brüder als Rettungshausväter, Aufseher oder Lehrer, als Glieder des ost- und westpreußischen Brüderverbandes in gesegneter Arbeit. Neben vielen anderen treuen Freunden fördern 8 Freibrüder, zumeist in geistlichen Stellen, ihre Interessen.

Wohl sind diese Zahlen an sich nicht groß, aber man müßte die Geschichte und die jetzige Lage Ostpreußens mißachten, wenn man sich ihrer nicht freuen wollte. Kaum 6 Jahrhunderte sind vergangen, seit Ostpreußen anfing, den längst kirchlich gewöhnten deutschen Stämmen als blutig erstrittener Bruder zur Seite zu treten. Über den Gräbern der edlen deutschen Ritterorden erstanden Gemeinden und Kirchen, aber noch müssen wir beklagen, daß die glaubensmutigen Kirchengründer zu früh schlafen gegangen sind. Erst auf 3650 Seelen kommt jetzt im Durchschnitt ein Kirchspiel. Noch kämpfen in Ermeland und in dem großen Diasporagebiete von Westpreußen die evangelischen Gemeinden mühevoll um ihr Dasein, noch steht den $2^1/_3$ Millionen evangelischer Ostpreußen eine Million nicht evangelischer Einwohner entgegen, darunter 300,000 Polen und 140,000 Littauer. Und wer wollte mit den Ostpreußen deswegen rechten, weil ihnen noch oft die Mittel fehlen, Werke christlicher Liebe nach Wunsch und Neigung zu fördern, wenn er bedenkt, wie ihr Land im Verlauf der Jahrhunderte wieder und wieder zur Trümmerstätte und zum Totenfelde geworden? 1700 Dörfer wurden in den Kriegen und Fehden des 15. Jahrhunderts verwüstet, 1019 Kirchen wurden damals zerstört. Und als 1709—11 die Pest das Land durchzog, mußte man ein Drittel aller Preußen und zugleich drei Viertel der Bewohner Littauens zu Grabe tragen. Auch unser Jahrhundert hat gewaltige Opfer gefordert. Die Freiheitskriege kosteten den preußischen Provinzen die ungeheure Summe von 399 Millionen Mark, der Cholera zahlte das Land in den Jahren 1831—35 einen Tribut von 73000 Leichen, und wie schwach auch jetzt noch seine Widerstandskraft ist bei hereinbrechender Notzeit, zeigte das Hungerjahr 1867/68. Aber trotz allem und allem, trotz der feindlichen Presse und des starken jüdischen Einflusses hat die innere Mission Wurzel gefaßt und Zweige getrieben, und, wenn wir nicht irren, zeigt sie auch Knospen. Dem Rauhen Hause war es vergönnt, ihr Werk besonders in seinen Anfängen zu fördern. Der erste Stadtmissionar in Königsberg war

unser Br. Graf, der von 1855 bis 1872 dort in größtem Segen gewirkt hat. Br. Diederichsen arbeitete beim Bau der Ostbahn als Kolporteur und Arbeiterdiakon, Br. Biedermann begann schon 1851 den Gefangenen in Wartenburg zu dienen, 1854 übernahm Br. Farre die Kinderanstalt in Ore, 1856 Br. Struck das Armenhaus in Danzig, und 1858 Br. Baur das Waisenhaus in Jastrow. Als dann 1864 die schreckliche Zeit des Hungertyphus kam, haben 4 unserer Brüder monatelang mit Hingebung im Kreise Mohrungen gearbeitet, und noch 10 Jahre später fand Br. Zörner seinen Tod bei der Pflege von Typhuskranken. Auch unter den Festungsforts-Arbeitern in Königsberg hat zeitweilig ein Bruder in seelsorgerlicher Thätigkeit gestanden. Somit sind die Beziehungen des Rauhen Hauses zu den preußischen Provinzen mannigfacher, als es bei der jetzigen Lage der Dinge scheinen möchte. Sie haben auf vielen Gebieten ermutigend, auf dem der Stadtmission bahnbrechend gewirkt. Leider waren aber bei uns, wenn ostpreußische Brüderforderungen kamen, nicht immer die geeigneten Kräfte zur Stelle, und leider mußten einige bereits besetzte Stellen wegen unüberwindlicher Hemmnisse wieder aufgegeben werden. Dazu kommt, daß manche kleineren Anstalten in ihren Mitteln zu beschränkt sind, um überhaupt einen technisch gebildeten Hausvater mit seiner Familie erhalten zu können und sich deswegen mit ungeschulten Handwerkern begnügen müssen.

An Bedeutung steht unter den von unsern Brüdern in Ostpreußen verwalteten Anstalten die von Br. Raue geleitete große Korrektionsanstalt voran.

Zwischen den Flüssen Pregel und Deime liegt in Ostpreußen auf einem geschichtlich berühmten Boden das altersgraue Schloß **Tapiau.** Im Jahre 1351 wurde es von einem Marschalk Siegfried von Danfeld erbaut, Jahrhunderte lang war es belebt von Rittern und Ritterfrauen, oft sah es die Ordensherren der Umgegend zu ernsten Konventen in seinen Sälen versammelt, und später? Später wurde es Korrektionsanstalt.

Man schrieb das Jahr 1793, da gelangte das alte Schloß durch Kabinettsordre in die Hände der Provinzialverwaltung. Sie konnte die ehrwürdigen Gemächer der längst entschlafenen Schloßherren nicht leer stehen lassen, sie schuf in ihnen eine Korrektionsanstalt für 400 Korrigenden. Heute könnten wohl 1200 Raum finden.

Im Laufe der Zeit wurden auch Kinder aufgenommen, welche aber meist nur zum Schulunterricht in die Anstalt kamen, sonst jedoch bei den ehrsamen Bürgern der Stadt ein familienmäßiges Heim fanden.

1860 trat Br. Raue als Aufseher bei der Schulabteilung ein und fand 27 Schüler vor, von denen 10 über 20 Jahre und 17 über 12 Jahre alt waren. Noch bis 1875 war die Schulabteilung im Korrektionshause untergebracht; dies hatte aber seine großen Schwierigkeiten, weil trotz größter Vorsicht der schädliche Einfluß der erwachsenen Korrigenden nicht ganz zu verhindern war. Endlich nach langem Petitionieren konnte Br. Raue am 3. November 1875 mit 62 Zöglingen (50 Knaben, 12 Mädchen) aus dem Schloßgebäude in die Stadt ziehen. Aber schon im Herbst 1880 mußte leider die Kinderanstalt aufgelöst und der Vagabundennot geopfert werden. Die Kinder wurden von da an auf Kosten der Provinz verschiedenen Rettungsanstalten überwiesen.

Nach genauer Prüfung der Jahresrapporte beläuft sich die jährliche Durchschnittszahl der in der Anstalt erzogenen und nach der Einsegnung untergebrachten Kinder auf 40, nimmt man einen zweijährigen Aufenthalt der Kinder in der Kinderanstalt an, so ergiebt sich als Gesamtzahl 1760. Von diesen wurden etwa 6% rückfällig.

Nach Aufhebung der Kinderanstalt und Erbauung einer großen Baracke auf dem Territorium der Kinderanstalt zog eine 300 Köpfe starke Siechenstation mit ihrem Aufsichts- und Wärterpersonal aus dem Korrektionshause in das Haus in der Stadt, mit ihr Br. Raue. Doch kaum hatte er sich etwas eingelebt in seinen neuen Beruf, da wurde schon nach einem Jahre auch die Siechenstation gänzlich aufgelöst, damit für Korrigenden noch mehr Platz gewonnen würde. Jetzt steht er nun seit $1^1/_2$ Jahren unter 300 geistig und leiblich verlumpten, armen Menschenkindern mit 5 Aufsehern in schwerer Arbeit.

Stellten wir die Korrektionsanstalt zu Tapiau bei Betrachtung der Provinz Preußen an die erste Stelle, so geschah es, um der mannigfachen und sehr umfassenden Thätigkeit unseres Br. Raue gerecht zu werden. Eine andere und zwar eine recht kleine Anstalt könnte aber wohl auch den ersten Platz beanspruchen, weil sie eine Trägerin des evangelischen Glaubens sein will unter schwierigsten Verhältnissen: dort wo das alte von Polen geschützte Bistum Ermland mit seinen katholischen Bewohnern bis 1772 als selbständiges Gebiet an das evangelische Preußen angrenzte, ist noch jetzt eine deutlich erkennbare Scheidung der Kon-

fessionen. Zu den evangelischen Gemeinden dieses Grenzbezirkes gehört das Kirchspiel **Bäslack**, in welchem Br. Haase das sogenannte Konfirmandenhaus leitet. Seine Gründung war ein Werk der Not. Man hatte nämlich im Anfang der fünfziger Jahre in Erfahrung gebracht, daß von dem in Bäslacks Nähe gelegenen katholischen Stifte Heiligelinde aus eine eifrige und erfolgreiche katholische Propaganda getrieben wurde. Besonders ließ es sich die katholische Kirche angelegen sein, arme oder verlassene Kinder evangelischer Eltern in ihre stetig offenen Mutterarme aufzunehmen. Dies ging so weit, daß im Jahre 1856 zur Osterzeit 75 evangelische Kinder katholisch wurden. Da mußte geholfen werden, und man fand in der That die gesuchte Hilfe in der Gründung des Konfirmandenhauses zu Bäslack, denn seit seiner Gründung ist kein einziger Fall bekannt geworden, in welchem evangelische Kinder jener Gegend von ihrem Glauben abtrünnig geworden sind. Von den verschiedensten Seiten wurde die Anstalt unterstützt. Se. königl. Hoheit der Kronprinz gab ihr die Erlaubnis, den Namen „Friedrich-Wilhelm-Stiftung" zu führen und der Gustav-Adolf-Verein hat sie durch viele seiner Frauen- und Zweigvereine namhaft gefördert. Seit seiner Gründung hat das Konfirmandenhaus in Bäslack 228 Knaben und 176 Mädchen entlassen können, und jetzt pflegt der seit 1872 als Hausvater thätige Br. Haase 10 Knaben und 6 Mädchen.

Als kleinere Rettungshäuser sind dem Konfirmandenhause die Anstalten auf dem **Landhaus Simonetti** bei Mohrungen und zu **Mocker** bei Thorn an die Seite zu stellen.

Im Jahr 1868 gründete nämlich der Gutsbesitzer Rudel und seine Ehefrau Therese, geb. Simonetti, auf ihrem Landsitz ein Rettungshaus. Bis ins einzelne genau haben sie ihrer kleinen Stiftung Statuten und Paragraphen gegeben, und wollen wir bei diesen Bestimmungen zwischen den Zeilen lesen, so finden wir, daß die wohlthätigen Eheleute geleitet wurden von einer eingehenden Kenntnis des Rauhhäusler Lebens. Reichlich von ihnen ausgestattet soll die Stiftung, ohne sich mit anderen Anstalten zu vereinigen, den Bedürfnissen des Mohrunger Kreises dienen. Ein Kapital von jetzt 175,000 M sichert ihren Bestand. Als 1875 durch den Tod der edlen Stifterin auch deren Wohnhaus an die Anstalt fiel, begann eine gedeihliche Doppelarbeit derart, daß nun die Hausmutter in dem neuerlangten Hause ca. 18 Mädchen, der Hausvater Br. Franz und ein Bruder des Johannesstifts in Berlin im alten Rettungshaus ca. 20 Knaben pflegen können.

Stiftung einer wohlgesinnten Witwe ist das evangelische Knabenwaisenhaus zu Mocker. Im Jahre 1859 vermachte Rosalie Gerlach ihr kleines Häuschen mit dem dazu gehörigen Grundstück testamentarisch der St. Gorgengemeinde ihres Heimatsortes, mit der Bestimmung, daß diese Schenkung den Grundstock zu einem Erziehungshause für den Kreis Thorn bilden sollte. Nach langer Wartezeit war man endlich 1872 in den Stand gesetzt, das Häuschen mit sechs Knaben zu besetzen. Aber die Räume wollten nicht zureichen. Eine dreifenstrige, nur 6 Fuß hohe Stube war zugleich Wohnung der aus 4 Gliedern bestehenden Familie des Hausvaters, und Wohn-, Schul- und Arbeitsstube der Zöglinge. Daher wurden an das kleine Witwenhäuschen im Laufe der Jahre noch einige Räume angebaut. 30 Knaben sind bis jetzt in die Anstalt eingetreten, und 10 von ihnen befinden sich noch unter Pflege des Hausvaters Br. Herbst. Die meisten Verhandlungen wegen Aufnahme von Kindern zerschlagen sich daran, daß die in Frage kommenden Gemeinden die geforderte kleine Beihilfe zum Erziehungsgeld nicht leisten mögen oder können. Die Mittel des Rettungshauses selbst waren schon von Anfang an sehr knapp, sind aber leider von Jahr zu Jahr noch geringer geworden.

An der Weichsel, etwas südlich von Marienburg liegt **Mewe.** Hier arbeitet Br. Plötz als Gefangenenaufseher in der Strafanstalt. Früher war er seit 1869 als Lazarettaufseher thätig, er unterstützte die Ärzte, half den Kranken, hielt an den Sonntagen für sie einen Lesegottesdienst und hatte mancherlei Gelegenheit, ihnen mit christlichem Trost und ermahnender Zusprache nahe zu treten. Dann aber wurde an diesen Posten ein Katholik berufen, und er mußte nicht ohne Trauer von der ihm lieb gewordenen Krankenpflege scheiden. Jetzt steht er in dem mehr rein polizeilichen Dienst eines Aufsehers, bemüht sich aber auch in dieser neuen Stellung nach Kräften dem Reiche Gottes zu dienen.

Wie er, so suchen dies auch die drei Lehrer zu thun, welche in den preußischen Provinzen unserer Brüderschaft angehören.

In **Schönrade** steht Br. Steudtner als Lehrer. Als er 1873 diese Stelle antrat, fand er einen so kläglichen Schulbesuch der Kinder vor, daß er nun erst die schon großen Versäumniszahlen seiner früheren Schule in Trimmau als erträglich ansehn lernte. Die Leute erzählten ihm, daß sein Vorgänger höchstens 6—10 Kinder in der Schule gehabt habe. Mit Hilfe des damaligen Ortspfarrers wurden es bald 60—80,

jetzt aber kommen, nachdem jener Pfarrer nicht mehr am Orte ist, nur noch 30—50. An Sonn- und Festtagen hält Br. Steudtner in seinem von einer Kirche entfernt gelegenen Ort regelmäßig Andachten, er beschafft für die Kinder Sparmarken, sorgt für gute Unterhaltungsbücher, er hält am heiligen Weihnachtstage eine schöne, gern besuchte Schulfeier und hilft dem Gemeindevorstand bei Anfertigung seiner schriftlichen Arbeiten.

Br. Struck ist Lehrer in **Czapel**. Früher hat er in Neustadt und in Danzig Trunkenbolde, vagabondierende Weiber, auch allerlei Kinder verpflegt. Jetzt lehrt er in einer Klasse mit 73 Schülern, von denen 43 evangelisch, 30 katholisch sind, und begleitet die Leichenbegängnisse seines Ortes.

Als dritten haben wir Br. Damaske in **Sassen** bei Reichenbach zu nennen. Seine Schule liegt im Kirchspiele des Verbandvorstehers Pastor Lindner und umfaßt vier Ortschaften mit ca. 100 Kindern. Früher hat er, als Gottes Wort in seinen Dörfern teuer war, in der Schule Bibelstunden gehalten, und noch jetzt wirkt er mit großem Segen für das geistliche Wohl seiner Kinder.

Wir hoffen, daß unser Verband für Ost- und Westpreußen, der sich nach dem Feigenbaume nennt, immer mehr Frucht bringe zur Ehre Gottes und scheiden von ihm, um zu einer Nachbarprovinz fortzuschreiten, die in anbetracht christlicher Liebesthätigkeit den soeben besprochenen Provinzen nach vielen Seiten hin ähnlich ist, zum altbewährten Nachbarland der Pommern.

7. Pommern.

Mehr als in Ost- und Westpreußen können wir in Pommern einen direkten Einfluß Dr. Wicherns auf die christlichen Vereinsbestrebungen nachweisen. Im Kreise Franzburg, nahe bei Rügen, lebt auf seinem Schlosse Divitz der als Mitglied des Reichstages bekannte frühere Regierungspräsident von Stralsund Graf Karl von Krassow. Er war mit Dr. Wichern nahe befreundet, und dem Zusammenwirken beider Männer danken viele Werke barmherziger Liebe ihre Entstehung. Im Anschluß an die Ergebnisse des Wittenberger Kirchentages bildete sich unter Leitung des Grafen ein „Verein für Freunde der inneren Mission in Neuvorpommern und Rügen," ja, schon drei Jahre vor dem ersten großen Kirchentage hatte der überaus thätige Graf einen „Franzburger

Kreisverein für das Wohl der arbeitenden Klassen" ins Leben gerufen. Die erste größere That dieses Franzburger Vereins war die Gründung des Rettungshauses in **Stralsund**. 1847 ward es eröffnet, einige hundert Schritt von dem Gellen entfernt, einem Meerbusen der Ostsee, über den die Insel Rügen herüberschaut. Während die Zahl der Zöglinge bis 1859 sich so vermehrt hatte, daß an 28 Knaben in der Anstalt waren, sank sie infolge der Entstehung oder Erweiterung anderer Rettungshäuser in Neuvorpommern und Rügen bis zum Jahre 1875 auf 12 herab. Seitdem ist sie aber durch Aufhebung einer mit dem Stralsunder Arbeitshaus verbundenen Erziehungsanstalt und noch mehr durch das Inkrafttreten des Zwangserziehungsgesetzes derartig gestiegen, daß ein Neubau nötig wurde. Br. Habeck sorgt gegenwärtig für 30 Knaben. Seine Anstalt hat während ihres Bestehens manchen Sturm erlebt. Einmal brannte die Scheune ab, wohl von einem böswilligen Knaben in Brand gesteckt, zu wiederholtenmalen zogen Cholera und Pocken gefahrdrohend und doch verschonend an ihr vorüber, und schließlich zur Zeit des letzten deutsch-französischen Krieges schien schon das Ende des Stralsunder Rettungshauses gekommen. Man fürchtete nämlich zu Beginn des Krieges eine Belagerung der Stadt und wollte zur größeren Sicherung des Ganzen die Vorstadtteile, in denen das Rettungshaus liegt, völlig rasieren, die Erfolge der deutschen Waffen am Rhein retteten jedoch den armen pommerschen Knaben ihre Heimat.

Im Jahr 1850 reiste Dr. Wichern nach Pommern, um die Bestrebungen seines Freundes, des genannten Grafen von Krassow, durch persönliches Auftreten zu fördern. Er sprach in **Anklam**, und es entstand dort ein Frauenverein, der für die beiden Landkreise Anklam und Demmin ein Rettungshaus für Mädchen gründete. An seiner Spitze stand die edle im Jahr 1874 verstorbene Gräfin Elisabeth von Schwerin-Busow, welche bis zu ihrem Heimgange als Obervorsteherin dem Rettungshause mit aufopfernder Liebe zugethan gewesen ist. Der Name der Anstalt „Elisabethstift", gewählt im Gedanken an ihre hohe Protektorin, die damalige Königin Elisabeth von Preußen, mag wohl auch an diese erste Obervorsteherin erinnern. Gegenwärtig ist Obervorsteher Herr Landrat von Oertzen-Anklam. Die ursprüngliche Heimat der Anstalt war die Stammburg der weitverzweigten von Schwerinschen Familie zu Spantekow. Im Jahr 1857 mußte aber der Hausvater mit seiner Mädchenfamilie nicht ohne einen wehmütigen Rückblick auf das lieb gewordene Schloßgebäude in ein eigenes neues Haus nach

Görke an der Anklam-Demminer Landstraße ziehn. Es trat ein bedeutender Rückgang der Liebesgaben ein, und die Zahl der Mädchen verminderte sich, bis auch für das Elisabethstift das Zwangserziehungsgesetz den Anfang einer neuen Entwicklung bezeichnete. Jetzt stehen 42 Mädchen unter der Obhut des Br. Wiegand.

Auf derselben Reise nach Pommern hielt Dr. Wichern auch einen Vortrag im Saale der Elisabethschule zu Stettin. Ein Verein für innere Mission trat zusammen und man beriet vor allem über die Zukunft der Rettungsanstalt Züllchow. Diese bestand seit 1831, nun aber wurde ihre Vergrößerung und die Einrichtung einer Brüderbildungsanstalt beschlossen. Ein Rauhhäusler Oberhelfer übernahm ihre Leitung und führte sie, bis sie 1858 in die Hände des jetzigen als Schriftsteller weithin bekannten Vorstehers Gustav Jahn überging. Dieser hat, ehe er sein Amt antrat, einige Zeit im Rauhen Hause geweilt, um Erfahrungen zu sammeln und durch seinen Besuch bei uns die innere Einheit der ersten pommerschen Brüderanstalt — eine zweite besteht seit 1869 in Ducherow — und des Rauhen Hauses thatsächlich zu bekunden. Als ein weiteres Zeichen des freundschaftlichen Zusammenwirkens beider Anstalten darf es wohl gelten, daß ein und derselbe Mann, Konsistorialrat Dr. theol. Krummacher in Stettin, zugleich Vorsteher unseres Brüderverbandes für Mecklenburg und Pommern und Vorsitzender des Ausschusses für Züllchow ist.

Daß mit dem Aufblühen einer eigenen Brüderanstalt für Pommern unsere Thätigkeit in dieser Provinz mehr zurücktrat, liegt in der Natur der Dinge. Für Züllchow hat sich besonders auf dem Gebiete des Rettungshauswesens in Pommern ein reiches und großes Arbeitsfeld aufgethan. Einem unserer Brüder, der in Stettin als Gemeindepfleger wirkte, sind Stadtmissionare aus Züllchow gefolgt, während die von uns früher besetzte Stelle eines Pfarr- und Synodalgehilfen in Wolgast eingegangen und nur teilweise durch Diakonissen ersetzt ist.

Jedenfalls irren wir nicht, wenn wir die 1856 erfolgte Gründung einer Herberge zur Heimat in **Stettin** zu den Nachwirkungen jenes Besuches von Dr. Wichern im Jahre 1850 zählen. Unter dem entschiedenen Beifall der Vertreter des Handwerks wurde sie von dem damals in Stettin bestehenden Hauptverein für innere Mission gestiftet. Anfänglich wurde ein großer Teil des neugebauten Herbergshauses vermietet, dann aber mußten im Laufe der Zeit, um dem fortwährend steigenden Fremdenverkehr nicht hinderlich zu sein und um die Einrich-

tung eines Hospizes nicht unmöglich zu machen, die meisten Mietsleute sich andere Heimstätten suchen. Bis 1880 ist der Fremdenverkehr so stark gestiegen, daß eine Jahresziffer von 10,800 Wanderern erreicht wurde. Seitdem 1872 Br. Teichert als Hausvater eintrat, wurde der Haushalt auf Rechnung des Kuratoriums geführt, und dies mit so sichtlichem Erfolge, daß in den letzten Jahren mit Abtragung der vorhandenen Schulden ein erfreulicher Anfang gemacht werden konnte. Die Herberge besitzt einen großen, schön ausgestatteten Betsaal und ein eigenes Konferenzzimmer. Diese Räume werden von einer in schönster Blüte stehenden Sonntagsschule und von dem Männer- und Jünglingsvereine unentgeltlich, von den Gliedern der Brüdergemeinde in Stettin gegen angemessenes Entgelt benutzt.

Eine Stiftung älterer Zeit, welche weniger mit der Gesamtentwicklung der inneren Mission zusammenhängt, ist das an der märkisch-pommerschen Grenze im Kreise Pyritz gelegene Rettungshaus zu **Linde.** Seine Entstehungsgeschichte dürfte wohl auch jetzt noch manchem eine Mahnung sein können: Eines Nachmittags saßen die Pfarrherrn der Umgegend im Pfarrhaus zu Linde bei einer Pastoralkonferenz. Während sie mit einander studieren, treten zwei Bettelkinder in die Thür. Nach dem Grundsatz: die Gaben befördern das Betteln, werden sie abgewiesen. Da sagt der mitanwesende Pastor Feldner: „Auch ich gebe einem Bettelkinde nie etwas; aber ist das auch alles, was wir zu thun schuldig sind?“ Diese Frage fiel allen aufs Herz; sofort wurde eine Sammlung unter den Anwesenden veranstaltet und die Konstituierung eines Vereins beschlossen. Anfänglich brachte man drei Kinder in Familienpflege unter, dann aber wurde 1847 in Linde ein Haus gemietet und 1853 trat als Nachfolger des Br. Dosten der jetzige Hausvater Br. Meyer ein. Die nun folgenden Jahre waren für die Anstalt eine Zeit schwerer Prüfung. Die anfängliche Begeisterung für das neue Unternehmen erkaltete an vielen Orten, Schulden drückten, und der Gedanke, das ganze Werk aufzugeben, trat oft heran, wurde indes ebenso oft standhaft zurückgewiesen, so daß das Rettungshaus 1870 mit Gottes Hilfe sein 25jähriges Jubelfest feiern konnte. Die auf das Jubiläum folgenden Jahre brachten eine Vermehrung der Aufnahmegesuche, doch seit 1875 nahmen sie in auffallender Weise ab und hörten endlich ganz auf. Dem Zwangserziehungsgesetz ist es zu danken, daß bessere Zeiten wiederkehrten. 1882 waren 44 Knaben in dem Rettungshause zu Linde.

Waren die bisher betrachteten Anstalten Denkmäler einer älteren Periode christlicher Liebesthätigkeit in Pommern, so erinnert uns die Herberge zur Heimat in **Stralsund** an Bestrebungen neueren Datums. Die erste Anregung zu ihrer Gründung wurde von Herrn Prediger Rathmann gegeben, dem damaligen sehr thätigen Agenten des Berliner Zentralausschusses für innere Mission. Dieser hielt 1873 bei Herrn Pastor Müllensiefen in Stralsund vor einem gleichgesinnten Freundeskreise einen Vortrag über Zweck und Einrichtung der Herbergen zur Heimat, infolge dessen ein Komitee unter Vorsitz des Regierungspräsidenten Graf von Behr-Neyendeck zusammentrat. 1877 hielt der Herr Graf bei der Eröffnung der Herberge und Einführung des Hausvaters Br. Plate selbst die Weiherede. Dem Eifer dieses Hausvaters ist es zuzuschreiben, daß die allzu teuer gekaufte Herberge trotz großer Schwierigkeiten gedeiht und ihren Zweck erfüllt.

Ebenfalls eine jüngere Arbeitsstätte in Pommern ist die Herberge zur Heimat in **Anklam**, welche seit ihrer 1880 erfolgten Gründung von Br. Kohser verwaltet wird. Ihre bisherige Entwicklung scheint eine gute Zukunft vorauszusagen: sie ist Mittelpunkt eines Jünglingsvereines geworden und beherbergte im ersten Jahre schon 2063 Gäste. Manche freundliche Gabe, auch von Naturalien, hat ihren Bestand sichern helfen.

Inmitten eines größeren Kreises von Anstaltsbeamten arbeiten drei unserer Brüder, Hippe, Claus und Falkenhahn an der Strafanstalt zu **Naugard**. Die Gefangenen wohnen in dieser Anstalt zum weitaus größten Teile in ihren gemeinschaftlichen Arbeitssälen; nur eins der Gebäude besitzt 60 Isolierzellen. Im allgemeinen sind auch die Schlafräume gemeinschaftlich. Die Arbeit des Br. Falkenhahn besteht in Verteilung und Beaufsichtigung der Arbeiten, welche von Gefangenen für die Bedürfnisse der Anstalt zu leisten sind. Er hat die verschiedensten Handwerke unter seinen Gefangenen vertreten und muß oft darüber klagen, daß diese nur mit Widerwillen und mit Schädigung des übergebenen Materials ihre Arbeiten vollenden. Die Br. Hippe und Claus haben schon jahrelang jugendliche Gefangene in Isolierhaft beaufsichtigt. Sie haben nur darauf zu achten, daß die Gefangenen ihr Tagespensum fertig stellen, sich nicht unterhalten und auch sonst der Hausordnung Folge leisten. Alle drei wissen sich auch in dem größtenteils stummen Dienste eines Aufsehers als Diener des Reiches Gottes.

Der einzige Lehrer, welcher in Pommern zu unserer Brüderschaft gehört, ist Br. Zitz in Schossow bei Gültz. Seit 20 Jahren unterrichtet er die Jugend seines Dorfes, jetzt 26 Kinder in allen Gegenständen, welche die preußischen Schulordnungen vorschreiben. Die Einwohner des Dorfes sind meist Tagelöhner, die ihre Kinder lieber aufs Feld schicken, um Kraut fürs Vieh zu holen, als in die Schule. Da auch die Frauen während der Woche auf dem herrschaftlichen Gute in Arbeit stehen und Männer wie Frauen den Sonntag zum Ordnen ihrer häuslichen Verhältnisse verwenden, ist es diesem Bruder nicht möglich gewesen, wie es andere unserer Lehrer thun, sie zu Andachten oder Vereinen zu sammeln, aber doch zeigen Sammlungen für die Bibelgesellschaft und für ähnliche Zwecke, daß er seiner Missionsaufgabe nicht vergißt.

Wir scheiden von Pommern mit seinen 10 Sendbrüdern und 4 Freibrüdern wie von einem Freunde, den uns alte Bande teuer machen, und wenden uns zu einer Provinz, welche unserer Anstalt gleichfalls seit langer Zeit auf das engste befreundet ist, zu Schlesien.

---

8. Schlesien.

Ein großer Moment der Weltgeschichte war es, als in Clermont dereinst das ganze Volk der Kreuzzugspredigt zujauchzte mit dem Ruf: Gott will es! Ein ähnlicher Moment in dem engen Rahmen unserer Geschichte trat 1848 ein. In Schlesien zog der Hungertyphus als Würgengel durchs Land, tausend Hände und Herzen regten sich allerorten, um Gaben zu spenden: da stellte Dr. Wichern im Rauhen Hause die Frage, wer mit ihm gehen wolle unter die Hungernden und Sterbenden. Einen Tag hatte er Bedenkzeit gegeben, und dann kamen zu ihm hilfsbereit und willig alle dreißig Brüder der Anstalt. Es wollte keiner dahinten bleiben. Nun galt es aber doch aus der großen Schar freiwilliger Helfer eine Auswahl zu treffen. Mit 10 Brüdern und einem Oberhelfer trat Dr. Wichern die Reise in die Schreckensgefilde Schlesiens an. Wie unter Gräbern haben einige unserer Brüder monatelang gelebt, wurden ja doch an einer Stelle Hunderte fast zu gleicher Zeit begraben. Aber neben den Gräbern entstanden auch damals, als Wahrzeichen froher Auferstehung, Anstalten der Liebe in größerer Zahl. Dr. Wichern selbst sammelte im Dorfe **Warschowitz** nahe an 80 Kinder.

Aus seiner Arbeit erwuchs die noch jetzt dort bestehende große Rettungsanstalt. Neben Warschowitz stand von Anfang an das Rettungshaus zu Czarkow, eine von unsern Brüdern geleitete Privatstiftung des Fürsten Pleß. Diese beiden Anstalten haben anregend und vorbildlich gewirkt für viele andere. Sie selbst sind jetzt anderweit besetzt, aber das Fehlen einer eigenen Brüderanstalt für Schlesien und die vortreffliche Bewährung unserer älteren Brüder ließen es dahin kommen, daß wir in andere Stellen eine immer größere Schar von Arbeitern nach Schlesien entsandten.

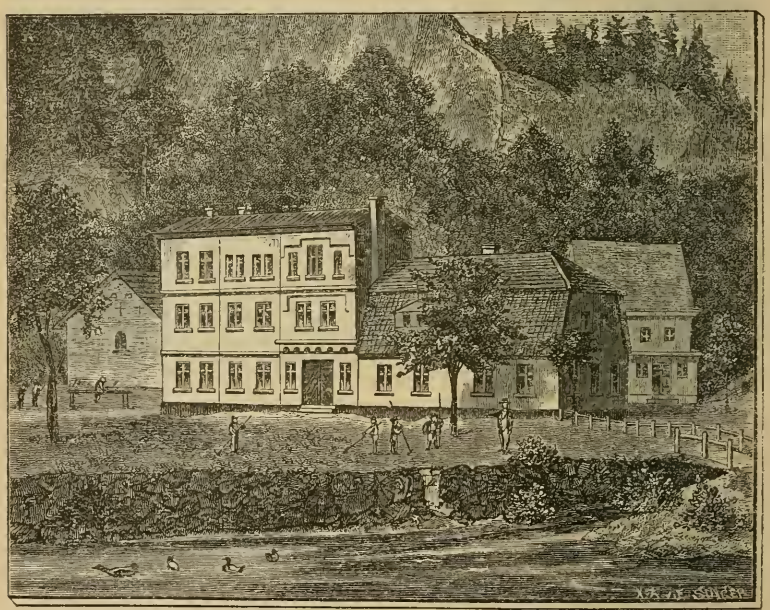
Allein 8 schlesische Rettungshäuser sind von uns besetzt, und 6 von diesen entstammen den Jahren 1848—54. Nur eine Rettungsanstalt, das Rettungshaus zu **Görlitz**, ist beträchtlich älteren Datums. Schon

Rettungshaus zu Görlitz.

im Jahre 1835 war es, als Herr von Oertzen-Collm dem versammelten Kommunallandtage der Oberlausitz die Frage einer Rettungshausgründung nahe brachte. Mit Unterstützung des Landtages bildete sich auf seine Anregung ein Verein zur Besserung sittlich verwahrloster Kinder. Nachdem die von diesem Verein gegründete kleine Rettungsanstalt 4 Jahre auf einem Gute bei Reichenbach herangewachsen war, zog sie 1840 in ein geräumiges Erziehungshaus vor das Neißethor in Görlitz. Ein Geschenk von 100 Thlr. hatte den Vorstand zu einem Neubau ermutigt, er hoffte mit Gottes Hilfe das Werk vollenden zu können, und er hat es gekonnt. Während des Baues kamen Geld-

beiträge, Steine und Ziegel, Kalk und anderes Baumaterial sowie Baufuhren in Menge. Auch der Maurermeister verzichtete auf den Meistergroschen. War in Reichenbach ein Tischler Hausvater gewesen, so trat nun Br. Hilbert ein. Unter schwerem Druck hat er seine Aufgabe angefangen. Fluchtversuche und Brandstiftungen kamen unter den ihm übergebenen Knaben wiederholt vor. Aber es ist ihm durch selbstlose, hingebende Thätigkeit gelungen mit Hilfe guter Hausordnung einen fröhlichen und gesunden Geist in seine Kinderherzen zu pflanzen. In der Regel leben 30—35 Knaben in der Anstalt, doch versorgt der Verein außer ihnen noch 17 Lehrlinge so lange, bis sie sich selbst ihr Brot verdienen können. 305 Zöglinge sind bis jetzt im Rettungshaus gewesen.

Mit dem Jahr 1848 beginnt die Zeit, in welcher Schlesien zum Lande der Rettungshäuser wurde. Der Hungertyphus und die Schrecken der Revolution sind gewaltige Prediger gewesen. Durch die Erfahrungen



Rettungshaus zu Breitenhain.

der 48er Sturmzeit wurde Graf von Pückler auf Ober-Weistritz veranlaßt an der Spitze eines Komitees das Rettungshaus zu **Breitenhain** zu gründen. Um für die Anstaltskinder den nach beiden Seiten hin schädlichen Besuch der Ortsschule unnötig zu machen, wurde

1854 Br. Repke als Hausvater berufen. Seit seinem Eintritt hat sich die Anstalt in erfreulicher Weise entwickelt. Zwar kamen bei der mangelhaften Zahlung der erforderlichen Pensionen für die Hausfamilie manchmal traurige Zeiten des Mangels, doch halfen stets treue Freunde durch milde Wohlthätigkeit. Im Jahre 1873 änderten sich die Verhältnisse des Rettungshauses nicht unwesentlich. Graf Pückler, damals Landeshauptmann von Schlesien, sandte ihm 5 Landarmenknaben, so daß sich die Zahl der Zöglinge bis auf 25 vermehrte. Als 1880 auch diese Zahl überschritten wurde, erhöhte der Provinzialausschuß von Schlesien die jährliche Pension von 36 Thlr. auf 180 M, auch bewilligte die Provinz 8000 M zum Ankauf und Ausbau eines nahe gelegenen Bauernhofes, so daß nun für 40 Knaben Raum geschafft war. Dieser neuerworbene Bauernhof gewinnt dadurch an Bedeutung, daß auf seinen 75 Morgen Land die konfirmierten Zöglinge bis zu ihrem 16. Jahr passende Beschäftigung finden. Wahrscheinlich wird auf diesem Gut die Weiterentwicklung der Anstalt beruhen, denn die dort beschäftigten Knaben bilden in Wirklichkeit bereits eine kleine Ackerbauschule, welche sich schnell erweitern wird, da die Mittel für diesen Zweck vorhanden sind.

Ebenfalls Gründung eines adeligen Herrn, des Barons von Richthofen, aus jenen Jahren ist das Martinshaus zu **Groß-Rosen** im Kreise Striegau. Am 11. November, dem Taufstage Dr. Luthers, konnte es im Jahre 1852 eingeweiht werden. Bald fanden sich 14 Kinder in ihm heimisch, denen der Gründer selbst den nötigen Schulunterricht erteilte. Als sich Ostern 1853 die Zahl der Kinder bis auf 25 vermehrt hatte, mußte ein Lehrer angestellt werden. Nun hätte es bedenklich scheinen können, daß Knaben und Mädchen in ein und demselben Hause zusammen lebten, aber die Einrichtung des Hauses, nach welcher die Familienstube der gemeinsame Sammelpunkt ist, von dem aus ganz verschiedene Ausgänge nach den Wirtschaftsräumen für die Mädchen und nach den Werkstätten für die Knaben, ebenso nach den beiderseitigen Schlafräumen führen, hat sich als zweckmäßig bewährt. Im Jahre 1855 wurde wegen zunehmender Kinderzahl ein zweites Familienhaus gebaut, auch konnte die Einrichtung getroffen werden, daß die zu entlassenden Knaben zunächst zwei Jahre auf dem Dominium in Dienst gingen und von einem mit ihrer Aufsicht betrauten Großknecht in christlicher Zucht und Sitte gehalten wurden. Zeitweise wollte man später versuchen, aus den beiden Familienhäusern ein Armenlehrer-

Seminar herauszubilden, aber es war doch nicht Gottes Wille, daß dieser Schritt gelingen sollte. Die Knaben fingen wieder an die Ortsschule zu besuchen; der Fortgang des Rettungshauswerkes war etwas matt geworden, da half auch hier das Zwangserziehungsgesetz und außerdem die hingebende, eifrige Fürsorge des neueingetretenen Ortspfarrers Röhricht. Ihm dankt die Anstalt wesentlich ihr jetziges gedeihliches Leben. Besonders unterstützte er die Entwicklung des Martinshauses dadurch, daß er einen alten Erziehungsverein zu erneuter Thätigkeit wachrief. Im Jahre 1882 wurde ein drittes Familienhaus gebaut und wieder eine besondere Schule für die Anstalt errichtet. Zur Zeit befinden sich in den 3 Häusern 78 Kinder. Entlassen sind überhaupt 258. Hausvater des Ganzen ist seit 1882 Br. Müller, eine andere Familie leitet Br. Götzky II.

Ruhte beim Martinshause die Entwicklung der neusten Zeit zumeist in den Händen eines Pfarrers, so treffen wir in **Ober-Glauche** im Trebnitzer Kreise eine Anstalt, welche ihre Entstehung einem Kreise von Pastoren, vor allem aber dem nun schon heimgegangenen Pastor Fritze in Oberglauche verdankt. Der Ort Oberglauche selbst bewahrte eine alte Erinnerung an eine Wohlthätigkeitsanstalt vergangener Zeiten, welche für die Begründung des Rettungshauses nicht ohne Einfluß geblieben ist. Bis kurz vor 1853 hatten nämlich daselbst die letzten Überreste eines sehr alten Waisenhauses als Witwenhospital gestanden. Da aber wurden sie zugleich mit der Kirche, der Pfarre und der Schule und dem größten Teile der Ortschaft ein Raub der Flammen. Nachdem 1865 die Sache so weit gediehen war, daß die Anstalt in einem gemieteten Lokale untergebracht werden konnte, übernahm der Eigentümer desselben das Hausvateramt, bis ihn 1865 vorgerücktes Alter und zunehmende Schwerhörigkeit nötigten dasselbe niederzulegen. Da sich ihn zu ersetzen eine geeignete Persönlichkeit nicht fand, nahm Pastor Fritze die Kinder zu sich in das Pfarrhaus. Ihre Zahl war freilich bis dahin immer eine bescheidene gewesen, denn für mehr als 5 hatte man nicht Raum gewinnen können. Nach Jahren erst wurde unter Vorsitz der beiden betr. Kreislandräte die Erbauung eines eigenen Rettungshauses für die Kreise Trebnitz und Öls beschlossen. Der Rittergutsbesitzer von Kessel auf Oberglauche schenkte den Bauplatz, und am 6. Nov. 1871 konnte das stattliche im Rohbau mit 2 Stockwerken aufgeführte Anstaltsgebäude unter Gottes Gnadenbeistand eröffnet werden. Wer beschreibt die Freude und den Dank des schon im folgenden Jahre

heimgerufenen Pastor Fritze! Seit 1871 wurden von dem jetzigen Hausvater Br. Stecker 80 Knaben aufgenommen, von denen er noch 41 verpflegt.

Einen Herren vom ältesten Adel und einen Pfarrer finden wir vereint bei Gründung des Rettungshauses in **Michelsdorf** im Kreise Landshut. Wegen der übergroßen Bettelei in dem Notjahre 1854 wurde vom Grafen zu Stolberg-Wernigerode und vom Pastor Trogisch in Michelsdorf eine geordnete Armenpflege ins Werk gesetzt. Um diese mit Erfolg betreiben zu können, mietete man ein seines einstigen Ansehens ganz beraubtes in dem zur Parochie Michelsdorf gehörigen Hermsdorf stehendes „Hofeschloß" mit dem Spruch auf dem Thürwappen: „Gott, dein ewiges Wort helf' dem Leibe hier, der Seele dort." Dies Gebäude war nun bis 1856 ein Armenarbeitshaus, von da ab aber ist es, weil der früher unerträgliche Bettel abgenommen hatte, ein Kinderrettungshaus. Als solches ist die Anstalt, die nichts hatte, als Gottes Erbarmen und der Menschen Liebe, die ersten Jahre hindurch ganz in der Stille, dann aber, namentlich durch das von dem später noch eingehender zu erwähnenden Dr. Schian in Liegnitz herausgegebene Kirchliche Wochenblatt für Schlesien weiteren Kreisen nahe gebracht, in erfreulichster Weise gewachsen. Im Jahre 1864 konnte der Graf Eberhard zu Stolberg ein Kapital von 1616 Thalern, welches ein treuer Christ, C. A. Martins in Braunschweig, für die Armut in Schlesiens Bergen bestimmt hatte, der Anstalt zuweisen. Dieselbe kaufte nun, reich wie sie war, ein Bauerngut in Michelsdorf und bezog es mit 60 Pfleglingen. So begrüßte sie froh das Zwangserziehungsgesetz mit seiner vermehrten Arbeit. In letzter Zeit mußte leider der, welcher von Anfang an die Seele der Anstalt genannt werden konnte, Herr Pastor Trogisch seine große Arbeitslast in andere Hände legen. Die Leitung des Rettungshauses übernahm daher am 1. Januar 1883 ein Mann, der etwa acht Jahre bei uns im Rauhen Hause als Oberhelfer im Pensionat thätig gewesen war, der Freibruder Lehrer Rüger. Mit seinem Rat und seiner reichen Erfahrung unterstützt ihn in hingebender Treue sein Vorgänger, der von der Gicht gelähmt neben dem Rettungshause seine Heimstätte gefunden hat. Nie wird ihm vergessen werden, was er an mehreren hundert armen, unglücklichen Kindern gethan hat. Die Anstalt, welche seit ihrer Begründung bereits 340 Pfleglinge entlassen hat, umfaßt zur Zeit einschließlich der zum Hause gehörigen 10 Personen 90 Seelen.

Ein Rettungshaus, das wohl vielen andern ein Vorbild sein könnte, ist das zu **Steinkunzendorf.** In malerischer Umgebung gelegen, im schönsten Thal des ganzen Eulengebirges, angesichts der hohen Eule und der Sonnenkoppe, ist es eine Musteranstalt, an der man seine Freude haben muß. Br. Schreve, früher Hausvater zu Marwitz in der Mark Brandenburg, hat es seit seinem Eintritt 1865 verstanden, das Rettungshaus zu Steinkunzendorf zu einer Heimat frischen, regen Lebens voll ernster Arbeit und unermüdlicher Liebe zu machen. In ökonomischen Dingen nicht weniger tüchtig als nach allen anderen Seiten, hat er trotz des dürftigen Bodens der schlesischen Berglande den ziemlich umfangreichen Äckern seiner Anstalt reichen Erntesegen abgewonnen. Er verpflegte im Jahr 1881/82 23 Knaben, 19 unter und 4 über 14 Jahre alt, 3 gratis und 20 mit Pensionsgeld von 12 bis 300 ℳ. Es kostete bei ihm ein Knabe jährlich 243 ℳ 02 ₰, dagegen empfing die Anstaltskasse im Durchschnitt jährlich für einen Knaben 71 ℳ 46 ₰, so daß sie bei jedem 171 ℳ 56 ₰ zusetzen mußte. Bei den Entlassenen überwiegen die Erfahrungen erfreulicher Art bei weitem die unerfreulichen, meist sind sie kräftig genug zum Militärdienst und bewahren auch im weiteren Leben treue Anhänglichkeit an das ihnen lieb gewordene Rettungshaus. Ehe Bruder Schreve eintrat, hatte die Anstalt von Anbeginn an einen braven Lehrer Täuber zum Leiter gehabt. Dieser hatte miterlebt, wie das Rettungshaus gegründet wurde. Am 6. April 1852 nämlich erließ die Konferenz für innere Mission im Reichenbacher Kreise einen Aufruf, der begann: „Rettungshäuser müssen gegründet werden, so tönt es seit Jahren tausendstimmig durch unser Vaterland." Im folgenden Jahre wurde bereits der erste Jahresbericht, welcher nachweist, wie sich die Spenden der Reichen mit den kleinen Geschenken der Armen vereinigt hatten, herausgegeben und mit Hilfe der auch weiterhin einlaufenden Gaben konnte am 2. August die feierliche Grundsteinlegung zu einem Neubau stattfinden, welcher im Dezember zunächst die Eröffnung der nördlichen Anstaltshälfte mit 5 Kindern folgte. Ein großes Einweihungsfest wurde gefeiert und bezeichnet den Anfangspunkt einer 30jährigen Entwicklung voll Segens. 107 Kinder sind im ganzen aufgenommen worden, 23 leben — wie schon gesagt — jetzt in der Anstalt.

Das Rettungshaus zu **Löwenberg** verdankt seine Entstehung einem 1854 gegründeten evangelischen Vereine für den Löwenberger Kreis. Besonders dadurch, daß ein wohlthätiger Kaufmann Schimbke ein

passendes Grundstück schenkte, wurde 1865 die Grundsteinlegung zu einem Neubau möglich. Aber das Kriegsjahr verzögerte dessen innere Einrichtung, so daß erst 1867 die Einweihung erfolgen konnte. Mehrere größere Schenkungen und die dankenswerte Beihilfe des Landarmenverbandes machten es möglich, das Rettungshaus zu erweitern. Gegenwärtig befinden sich in ihm 36 Knaben und 15 Mädchen. Hausvater ist Br. Solbrig.

Rettungshaus zu Lowenberg.

1858 bildete sich in Breslau ein Verein, der es sich zur Aufgabe stellte, für den Stadt- und Landkreis Breslau ein gemeinsames Rettungshaus zu gründen. Doch trennte man sich und 1864 wurde zunächst allein für den Landkreis mit Hilfe des Grafen Harrach eine Anstalt zu **Wiltschau** bei Breslau errichtet. Später vereinigten sich die Vertreter des Stadtkreises mit denen des Landkreises zu der Bestimmung, daß der Verein für innere Mission in Breslau die Befugnis habe, 2 Knaben in Wiltschau unterzubringen. Die Hausväter wechselten leider zu wiederholtenmalen, so daß das Band zwischen der Anstalt und ihren früheren Zöglingen merklich gelockert erscheint. Drei unserer Brüder und ein solcher einer anderen Brüderanstalt haben nacheinander dieser bedeutungsvollen Anstalt vorgestanden. Von ihnen ist der jetzt in Breslau thätige Br. Lorenz derjenige, dem sie das meiste verdankt;

seit seiner Verwaltung in den Jahren 1872—79 ist eine besonders glückliche Entwicklung des Wiltschauer Rettungshauses unverkennbar. Gegenwärtig arbeitet in ihm Br. Hennicke. Bis jetzt sind 110 Knaben aufgenommen worden, von denen sich noch 33 in der Anstalt befinden.

Es ist ein großer Kreis von Arbeiten, bei dem wir jetzt verweilt haben. Unendliche Mühe der Rettungshausväter und auch — was nicht zu vergessen — der Rettungshausmütter liegt hinter den 8 kurzen Geschichtsabrissen verborgen. Und noch eine Reihe von Brüdern dürfen wir nicht vergessen. Es sind die Gehilfen, ohne deren Unterstützung eine große Zahl der genannten Anstalten nicht würde bestehen können. Durch sie wird der Kreis unserer schlesischen Brüder größer als es bei bloßer Berücksichtigung der Hausväter scheinen könnte. Ein Beweis dafür, wie sehr auch an maßgebender Stelle die Treue und Tüchtigkeit unserer schlesischen Rettungshausarbeiter anerkannt wird, war es uns, daß vor kurzem der Landeshauptmann von Schlesien persönlich im Rauhen Hause anwesend war, um mit uns wegen Begründung zweier großer Rettungshäuser für je 300 Zwangserziehungsknaben zu unterhandeln. Scheint es auch, als wollten sich diesem Projekte unübersteigliche Hindernisse in den Weg legen, so sind wir doch jederzeit gern bereit, der uns von alters her lieb gewordenen Provinz bei ähnlichen Unternehmungen tüchtige Kräfte zu stellen.

Wohl ohne Überschätzung des Einflusses, den Dr. Wichern in Schlesien ausgeübt hat, dürfen wir sagen, daß unter den angeführten Rettungshäusern keines ist, für dessen Entstehung oder Entwicklung nicht die von dem Begründer unserer Anstalten vertretenen Gedanken so oder so erfolgreiche Anregung gegeben haben. Der Hilfszug in den Tagen des Hungertyphus hatte eben Dr. Wichern in Schlesien zu einer populären Person gemacht, deren Intentionen man gerne Folge leistete. Doch auch Schlesien hatte einen Mann, dem es auf dem Gebiet der inneren Mission Großes verdankt. Am 16. Januar 1876 starb hochverehrt nach einem Leben voll Saat und Ernte der unermüdliche Dr. **Schian.** Als Oberdiakonus in **Liegnitz** gründete er daselbst einen evang. Jünglingsverein, aus welchem die Anfänge der jetzt dort bestehenden Herberge zur Heimat hervorgegangen sind. Zuerst war sie in einem gemieteten Lokal, dann zog sie 1862 in ein eigenes Haus. Bei dieser Gelegenheit sprach der Vorsteher über das Wort: „und da sie das thaten, beschlossen sie eine große Menge Fische, und ihr Netz zerriß." Dies Wort ist zur Weissagung geworden; allmählich klopften

mehr und mehr müde Wanderer an die Thür der Liegnitzer Herberge, bis es ums Jahr 1866 offenbar wurde, daß sie nur in einem anderen neuen Gebäude fernerhin fröhlich gedeihen könne. Aber woher Geld nehmen? Das bisherige Haus war ja noch nicht einmal bezahlt. Mit dieser Frage hatten die Herren des Vorstandes wieder einmal einen Abend zweifelnd bei einander gesessen, da nimmt der Vereinsvorsteher Dr. Schian die Bibel, um einen Abendsegen zu lesen. Ihm fällt in die Augen und er muß lesen: So spricht der Herr Zebaoth: „dies Volk spricht: Die Zeit ist noch nicht da, daß man des Herrn Haus baue. Aber eure Zeit ist da, daß ihr in getäfelten Häusern wohnet? Und dies Haus muß wüste stehn?“ Da war der Entschluß gefaßt! Allen Sorgen zum Trotz wurde für 24000 Thlr. ein großes, schönes Haus gebaut und Mittwoch nach Pfingsten 1868 feierlich eingeweiht.

Herberge zur Heimat in Liegnitz.

Es ist ein Haus des Segens geworden. 8 Jahre, von 1869—1877 ist Br. Guhl, der ebenso wie Br. Lorenz jetzt der inneren Mission der Provinzialhauptstadt dient, Herbergsvater in Liegnitz gewesen. Er war es, unter dem sich die Verhältnisse des Vereinshauses, denn so heißt das neue Haus, so überaus günstig gestalteten, wie wir sie gegenwärtig finden. Täglich schlafen jetzt etwa 18 Wanderer und 23 Einlogierer in der Herberge, ja, es werden schon 4 neue Stuben für

die Aufnahme von Seminaristen eingerichtet. An der Wirtstafel des jetzigen Hausvaters, Br. Neumann sitzen täglich ca. 50, das Hospiz beherbergt im Monat etwa 20 Gäste. Im Vereinshaus haben die umfassenden Arbeiten, welche der inneren Mission in Liegnitz zugefallen sind, ihren Mittelpunkt; hier hielt bis 1873 Dr. Schian Kindergottesdienst und von da an der Hausgeistliche, hier wurden Bibelstunden und wurden Gebetsversammlungen gehalten, von hier aus wirken Vorträge aus der Kirchengeschichte und anderen Gebieten neben der Volksbibliothek auf weitere Kreise. Auch mancherlei Vereine finden sich im evangel. Vereinshaus zusammen.

Mehr aber noch als durch seine Liegnitzer Wirksamkeit hat Dr. Schian für die innere Mission gethan durch Herausgabe des kirchlichen Wochenblattes für Schlesien und vor allem durch sein in fünf Auflagen verbreitetes wertvolles Schriftchen: Die innere Mission in Schlesien, ihre Aufgabe und Arbeit. Ein Beweis für die Bedeutung dieses Büchleins ist die Entstehungsgeschichte der von einem unserer Freibrüder geleiteten Herberge zur Heimat in **Görlitz**. Was wir von ihr wissen, ist dieses:

Es war im Herbst des Jahres 1864, als sich in seiner Schweizer Villa ein christlicher Herr aus Görlitz, der Graf von Haslingen, in des Dr. Schian Schrift über die innere Mission immer tiefer hinein las. Die Not des Volkes ging ihm zu Herzen. Am 8. Oktober erließ er einen Aufruf zur Gründung eines Vereins für innere Mission. Dem Aufruf folgten erst Vorträge von einigen gleichgesinnten Freunden und dann hielt Dr. Wichern vor großer Versammlung eine mächtige Ansprache. Sein Wort ergriff die Gemüter, und man beschloß die Gründung einer Herberge zur Heimat. In der ersten Versammlung hatte man ein Grundkapital von 5 Thalern gesammelt. Und damit sollte ein Haus für 14,000 Thlr. gekauft werden? Jedoch das alte Patrizierhaus, das man in Aussicht hatte, trug obenan am Giebel in Stein gehauen die hebräische Inschrift: „Jehova". Das war ein gutes Zeichen: es fand sich Geld, es fanden sich Bauleute, und es fand sich ein Hausvater, der noch jetzt thätige Br. Plasnick, alles fand sich in kaum 14 Tagen. Am 25. Mai 1865 wurde die Herberge eingeweiht mit Sang und Klang. Nach und nach ist sie gewachsen, jetzt hat sie 52 Betten für Wanderer und außerdem eine Stube für besser situierte Gäste. In den 18 Jahren, welche die Herberge nun besteht, sind 126,000 Gäste in ihr gewesen. Es war eine Zeit erster Liebe, wo

sich der Verein immer mehr ausbreitete; die Zuhörer in den Bibel- und Missionsstunden konnte der Raum nicht mehr fassen, kaum anders war es mit der Sonntagschule. Da faßte der Vorstand einen kühnen Gedanken: am 3. Dezember 1872 kaufte er das Grundstück der früheren Gesellschaft „Sozietät" mit dem prächtigen Saal, in welchem vor 8 Jahren Dr. Wichern seinen Vortrag gehalten hatte. Wer hätte das je geahnt? Dieses Haus, das so lange der Welt und ihrer Lust gedient, sollte im Dienst des Reiches Gottes verwandt werden! Am 19. Oktober 1873 wurde die neue Herberge mit einer erhebenden Feier dem Gebrauch übergeben. Jetzt sammeln sich in ihr Sonntag für Sonntag an 600 Kinder zum Kindergottesdienst. Sie bietet Raum dar für den Verein für Heidenmission, den vaterländischen und den Elisabeth-Krankenverein und den Kosmehlschen Frauenverein. Neben der Herberge steht ein Haus mit Hof und Spielhalle, in welchem eine Diakonissin einige vierzig Kinder beaufsichtigt, während die Eltern ihrer Arbeit nachgehn.

Wenn wir jedoch von Dr. Schians vielseitiger Thätigkeit reden wollen, so dürfen wir nicht übergehen, daß ihm auch seine zahlreichen Beziehungen zu Freunden der inneren Mission mannigfaltige Gelegenheit gab, helfend einzugreifen. — In älterer Zeit hat als Reiseprediger des Zentralausschusses Herr Pastor Meyeringh die Gründung mehrerer großer Anstalten, so wie die Bildung des jetzt bestehenden Provinzialvereines für innere Mission thatkräftig zu fördern vermocht. Derselbe hat sich auch unserer Schlesischen Brüderschaft längere Zeit als Verbandsvorsteher in dankenswertester Weise angenommen und hat dabei nach vielen Seiten wirklich neubelebend eintreten können.

Wir wollen nun, nachdem wir die Provinzialhauptstadt **Breslau** mit ihrem verhältnismäßig jungen Arbeitsfeld bis jetzt ganz außer acht gelassen haben, uns der dortigen Stadtmission zuwenden. Trotz ihrer Jugend kann sie schon Merkmale einer reich gesegneten Entwicklung aufweisen.

Ihrem Leiter, dem Vertreter unseres schlesischen Brüderverbandes, Herrn Pastor Schubart danken wir den nachfolgenden Bericht. Doch dürfte es gerade bei Breslau geboten sein, nochmals an das zu erinnern, was wir schon früher sagten: wir reden von den verschiedenen Arbeitsgebieten nicht in dem Sinne, als ob in ihnen ausschließlich alle Arbeit unseren Brüdern zufiele; vielmehr sind diese oft nur Glieder eines größeren Organismus. So steht es auch in Breslau, wo Brüder

aus anderen Brüderanstalten und in sehr ausgedehnter Weise auch Diakonissen bei der Gesamtarbeit der Stadtmission beteiligt sind. Letztere, 4 an der Zahl, widmen sich besonders der Krankenpflege. Für Kleinkinderschulen ist das Kleinkinderlehrerinnen-Seminar der Gräfin Wally Poninska hervorragend thätig. Doch gehen wir zur Geschichte der eigentlichen Stadtmission über.

Die Stadtmissionsarbeiten in Breslau begannen 1856 unter Leitung des schottischen Judenmissionars Edward ein Bruder aus Duisburg und ein früherer Kolporteur der evangelischen Gesellschaft für Deutschland. 10 Jahre später trat Herr Pastor von Cölln als Vereinsgeistlicher ein.

Im Mai aber 1866 wurde, so erzählt Pastor Schubart, Bruder Neumann in den Dienst der hiesigen Stadtmission berufen, welcher bis zum Jahre 1880 in sehr umfassender und in ihrem Segen noch immer nachwirkender Thätigkeit stand, und zwar den größten Teil dieser Zeit, bis zum 1. April 1879, also fast 13 Jahre lang, ganz allein. Es ergab sich schon aus diesem Umstande von selbst die Notwendigkeit, daß manche Seiten der Stadtmissionsarbeit mehr in den Hintergrund traten und nach und nach die Arbeit der Armenpflege Dimensionen annahm, durch welche fast alles andere ausgeschlossen wurde. Aber auch das hat seinen Segen gehabt. Durch seine Thätigkeit erwarb sich Br. Neumann unter der Bevölkerung von Breslau eine so umfassende Kenntnis der Personen und Verhältnisse, knüpfte zwischen den Armen und Elenden einerseits und der Stadtmission andrerseits so viele Fäden der Liebe und des Vertrauens, daß die Nachfolger des Br. Neumann noch heute die Frucht seiner treuen Arbeit spüren, indem ihnen, besonders im Anfange ihrer hiesigen Wirksamkeit durch das, was Br. Neumann gethan, vielfach Anknüpfungspunkte und Handhaben geboten wurden. Es hatte sich allmählich die Sache so gestaltet, daß sehr viele der Reichen und Wohlhabenden in Breslau die an sie gelangenden Bittbriefe der Armen dem Br. Neumann überwiesen, durch den denn auch nach dem Befund seiner Nachforschungen die gewährten Unterstützungen den Dürftigen zuflossen. So war der Stadtmissionar die lebendige Brücke zwischen reich und arm, und damit waren für die weitere Entwicklung der Arbeit die Grundlinien gegeben.

Inzwischen war der bisherige geistliche Leiter der Stadtmission, Herr Pastor von Cölln, aus dieser Stellung geschieden, nachdem er in hingebendster Arbeit, unter vielen Sorgen, teilweise auch unter dem

Druck ungünstiger Zeitverhältnisse (Gründerjahre) das jetzige Vereinshaus anstatt des längst nicht mehr zureichenden früheren gebaut hatte (s. u.). Die finanzielle Lage des neuen Hauses war bedenklich; da übernahm Herr Konsistorialrat Lange hierselbst die Funktionen des Hausgeistlichen und Leiters der Stadtmission neben seinem eigentlichen Amt, und es gelang ihm, weitere Kreise in das Interesse für das Vereinshaus und die Stadtmission hineinzuziehn, so daß die Sorgen um das Vereinshaus nach und nach sich erheblich gemindert haben, während auch die Stadtmission, bald nach dem Amtsantritt des Herrn Konsistorialrats Lange, unter kräftiger Mithilfe des Schlesischen Provinzial-Vereins für innere Mission im Jahre 1879 durch Berufung von drei neuen Arbeitskräften einen neuen Aufschwung nahm. Es waren dies zwei Duisburger Diakonen, sowie einer unserer Brüder, die nun gemeinsam mit Br. Neumann das Werk des Herrn förderten. Doch nicht lange. Br. Neumann ging als Hausvater an das Evangelische Vereinshaus nach Liegnitz, wo er noch jetzt im Segen wirkt; ein anderer verließ im Dezember 1880 sein Arbeitsfeld, und es war eine freundliche Fügung Gottes, daß um dieselbe Zeit der Br. Lorenz in seine Arbeit eintreten konnte. Da bald auch der eine Duisburger Bruder ausschied, waren wieder nur zwei Stadtmissionare in Thätigkeit, doch leisteten die Gehilfen des Vereinshausvaters, des Br. Guhl, nämlich zuerst Br. Schwarck und später der Bruder des Johannesstifts Hüttig, soweit ihr eigentlicher Beruf es ermöglichte, auf dem Gebiete der Stadtmission nicht unwesentliche Dienste. So war der Stand der Sache, als zu Anfang des Jahres 1881 Herr Konsistorialrat Lange einem Rufe nach Hannover folgte, zum großen Schmerz der vielen, die so reichen Segen durch ihn empfangen hatten.

Am 1. September desselben Jahres folgte ihm Pastor Schubart, für den es ja der gewiesene Weg war, die bisherigen Bahnen ruhig inne zu halten, selbstverständlich jedoch mit dem Zweck, die Arbeit immer mehr auszudehnen und zu vertiefen. Daß auf die Länge zwei und ein halber Stadtmissionar in einer Stadt von 270,000 Einwohnern, von denen mindestens 160,000 evangelisch sind, nicht ausreichten, lag auf der Hand, und so war es mit besonderm Dank zu begrüßen, daß die Schlesische Provinzialsynode im Herbst 1881 eine jährlich wiederkehrende Kirchenkollekte im Bereiche der Provinz für die Breslauer Stadtmission bewilligte und dadurch die Anstellung von zwei neuen Stadtmissionaren ermöglichte. Diese, nämlich der vorerwähnte

bisherige Vereinsgehilfe Hüttig und Br. Breetsch, wurden am 1. Oktober 1882 in ihr Amt eingeführt, so daß nunmehr vom Rauhen Hause die Brüder Lorenz und Breetsch, vom Duisburger Diakonenhause der Br. Siekmann und vom Ev. Johannesstift zu Berlin der Br. Hüttig, jeder in dem ihm zugewiesenen Teile der Stadt, das Werk des Herrn treiben, und nun zu hoffen steht, es werde uns auf lange hinaus ein Personenwechsel erspart bleiben, der einem stetigen Fortschritt so hinderlich ist.

Die Arbeit der Breslauer Stadtmission hat nun, ihrem bisherigen Entwicklungsgange gemäß, folgende Gestalt angenommen. Vorwiegend sind es die zahllosen und zum großen Teil förmlich fabrikmäßig angefertigten Bettelbriefe, die den Brüdern von den Empfängern, also reichen oder wohlhabenden Bewohnern Breslaus wie auch der Provinz zur Prüfung übermittelt werden. So ist also in erster Linie unsre Stadtmission Armenpflege und dient als lebendige Vermittlung zwischen den Gebenden und Nehmenden. Um aber auf diesem Gebiete Häufung der Gaben hier und Übersehung von verschämten Armen dort zu vermeiden, finden von Zeit zu Zeit größere Konferenzen statt, in denen die Vorstände verschiedener Armenversorgungsvereine, auch Deputierte der kirchlichen Armenpflege, und selbstverständlich unsre Stadtmissionare und Diakonissen sowohl zur Besprechung allgemeiner Gesichtspunkte als zur wechselseitigen Mitteilung einzelner Fälle zusammenkommen. Daß die Stadtmissionare mit besonderem Eifer ihr Augenmerk auf ungetaufte Kinder, ungetraute Paare und Konkubinate richten, versteht sich von selbst, und es ist immerhin erfreulich, wenn im Jahre 1882 von den aufgefundenen 82 ungetauften Kindern 49 zur heiligen Taufe gebracht und von den 25 ungetrauten Paaren 10 zur nachträglichen kirchlichen Trauung bewogen wurden. Erwähnen wir noch, daß in demselben Jahre von unsern Stadtmissionaren 51,875 Hausbesuche gemacht und 2387 Sprechstundenbesuche empfangen wurden, bedenken wir endlich, daß durch die Hände der Stadtmissionare in dem erwähnten Jahre 5258 ℳ 34 ₰ bar, ferner durch Marken 4433 Pfd. Brot und 519 Pfd. Mehl, 291 Speisemarken für die Volksküche, 142 diverse Kleidungsstücke, 133 Scheffel Kohlen, eine Menge Bibeln, Gesang-, Gebet- und Erbauungsbücher und vieles andre verteilt wurde, so haben wir den Eindruck einer fleißigen, aber auch gesegneten Thätigkeit.

Daß nun, seit wir vier Stadtmissionare haben, die eigentlich missionierende Arbeit mehr und besser als früher ins Auge gefaßt wird,

liegt auf der Hand. Der Stadtmissionar kann wenigstens da, wo es nötig erscheint, seine Besuche öfter wiederholen, kann einmal ein eingehenderes Gespräch mit den Leuten anknüpfen und ihnen das Eine zeigen, was not ist, während früher bei der so völlig unzureichenden Zahl der Brüder ihre Arbeit eine Art von Hetzjagd war, von Straße zu Straße, treppauf und treppab. Daß aber auch vier Stadtmissionare für eine Stadt wie Breslau noch keineswegs genügen und die dreifache Zahl völlig ausreichende Beschäftigung finden würde, ist leicht einzusehen.

Je mehr Beziehungen zwischen unsern Brüdern und ihren Pflegebefohlenen sich ergaben, desto bestimmter trat das Bedürfnis hervor, Sammelpunkte zu haben, an welchen die vielfach schwachen und haltlosen Menschenkinder eine Stütze finden könnten, und im Vertrauen auf den Herrn mieteten zwei Stadtmissionare in ihren Arbeitsbezirken je ein Lokal, gründeten je einen Evangelischen Männer- und Jünglingsverein, während um dieselbe Zeit, anfangs 1882, aus dem Älteren Evangelischen Männer- und Jünglingsverein noch ein besonderer Jünglingsverein hervorgegangen war, so daß deren jetzt vier hier existieren; sie sammelten ferner Damen ihres Bezirks zu einem Stadtmissions-Nähverein; errichteten in Gruppen gegliederte Sonntagsschulen u. s. w. Endlich dienen die Stadtmissions-Lokale noch zur Aufnahme von Flickvereinen resp. Flickschulen für arme Frauen und Mädchen und bieten durch diese so mannichfaltige Benutzung dem Stadtmissionar die Möglichkeit, seinen Pfleglingen, den alten wie den jungen, den Segen christlicher Gemeinschaft zu vermitteln. Daß in diesen mancherlei Vereinen so oft als möglich allerlei Ansprachen zu Nutz und Lehre gehalten werden, zu denen außer dem Vereinsgeistlichen doch manche christliche Männer sich willig finden lassen, versteht sich von selbst; vor allem aber ist es von Bedeutung, daß in jenen beiden Räumen sowie ferner in dem Kleinkinderschullokal unsrer Diakonissen und in einem Kleinkinderschulsaale an der Neudorfstraße unter Mitwirkung des Vereinsgeistlichen, der Stadtmissionare und einer Anzahl freiwilliger Kräfte allwöchentlich für die Armen und Elenden gut besuchte Bibelstunden gehalten werden, denn „es heilt sie weder Kraut noch Pflaster, sondern dein Wort, o Herr, welches alles heilt.“ Zu weiterem Begießen des ausgestreuten Gotteworts dient dann die Volksbibliothek, die jeder der vier Stadtmissionare hat, und die Verbreitung christlicher Zeitschriften, Traktate, Predigten u. s. w., namentlich an solche Bevölke-

rungsklassen, die durch ihren Beruf mehr oder minder der Sonntage beraubt sind, als Droschkenkutscher u. dgl. — Hand in Hand mit diesem letztern Stück der Arbeit geht die erst vor kurzem ins Leben getretene Christliche Schriftenniederlage, die im Evangelischen Vereinshause ihren Sitz hat und von Br. Kamberg verwaltet wird.

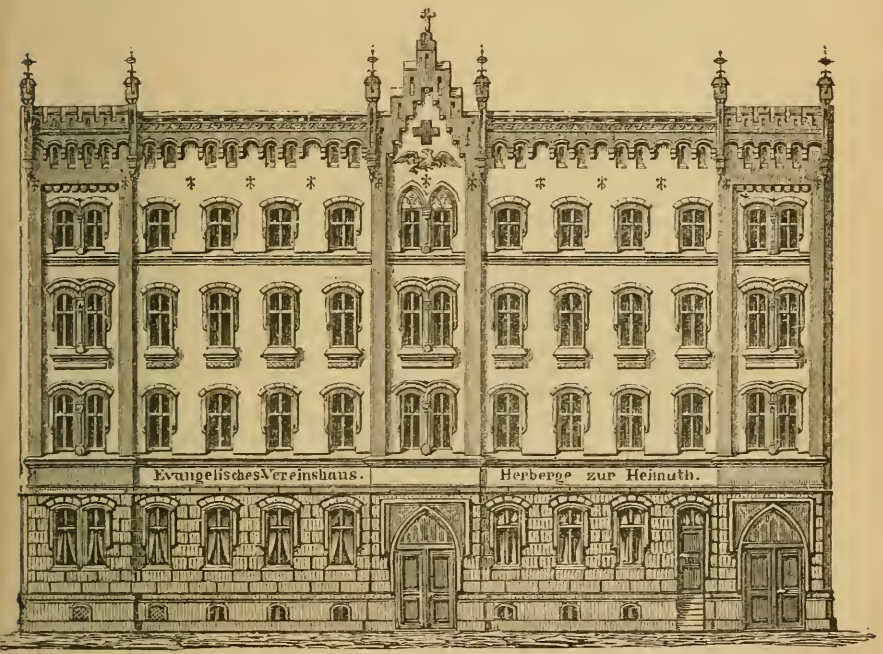
Das Vereinshaus ist denn nun auch, soweit es räumlich vom Zentrum der Stadt entfernt liegt, doch als das geistige Zentrum der Stadtmissionsarbeit anzusehn. In ihm sammeln sich zu sonntäglichem Gottesdienst die, welche am Bau des Reiches Gottes gern mithelfen mögen, hier wird durch öffentliche Vorträge allerlei Anregung gegeben, hier rüsten sich die Helfer und Helferinnen von drei Sonntagsschulen für ihre fröhliche Sonntagsarbeit, hier ist die größte unter den Sonntagsschulen, hier das Lokal des ältesten Männer- und Jünglings-, wie des Frauen- und Jungfrauenvereins. Hier werden Vereinsfeste gefeiert, Weihnachtsbescherungen ausgerichtet, woran es übrigens in den zwei Stadtmissionslokalen auch nicht fehlt, hier tagen diese und jene Konferenzen, so namentlich die etwa alle zwei Monate stattfindenden und viel Segen versprechenden Zusammenkünfte der vier Evangelischen Männer- und Jünglingsvereine, des Christlichen Vereins junger Kaufleute und des unter der Fürsorge des älteren Männer- und Jünglingsvereins stehenden Evangelischen Lehrlingsvereins, von denen manche befruchtende Anregung ausgeht; wie denn auch endlich der Vorstand des Vereinshauses zugleich Vorstand des Evangelischen Vereins für innere Mission ist und als solcher durch eine besondere Kommission die Angelegenheit der Stadtmission verwaltet.

So ist denn, das dürfen wir wohl sagen, die Arbeit in gedeihlicher Entwicklung begriffen, und das vom Vereinsgeistlichen herausgegebene Monatsblättchen liefert erfreuliche Belege dazu.

Öfter schon wurde im Zusammenhang mit der Stadtmission des evangelischen Vereinshauses in Breslau Erwähnung gethan, doch es erübrigt noch, seiner Entwicklung im besonderen zu gedenken.

Die Anfänge einer Herberge zur Heimat in Breslau bestanden darin, daß der am 9. April 1858 gegründete Evangelische Männer- und Jünglingsverein im Jahre 1860 in einem für 3 Thaler monatlich gemieteten Zimmer einige Betten aufstellte und dem Schneidermeister Mornhinweg das Amt des Hausvaters übertrug. Von 1862 an finden wir die Herberge im Hause und unter der Leitung des Gärtners Linke, eines der Mitbegründer jenes Vereins. Die Zahl der Gäste belief

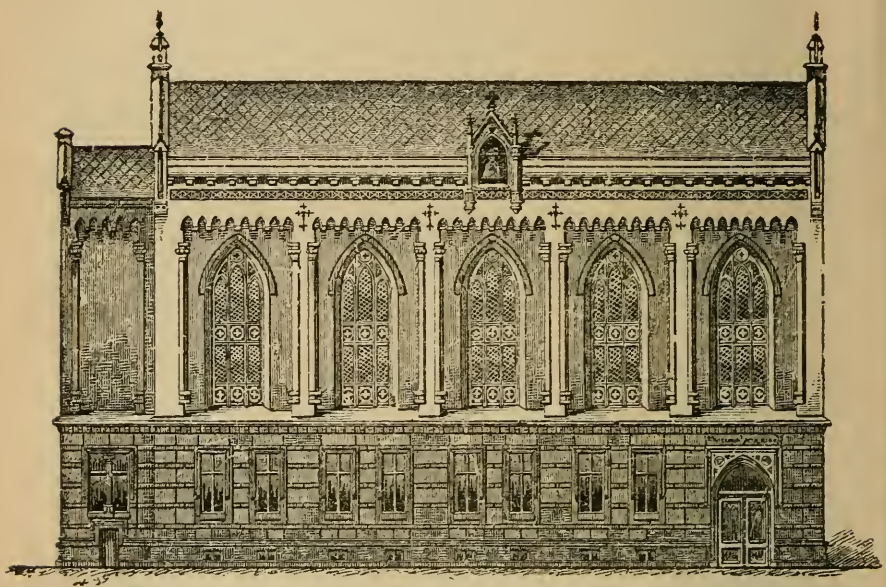
sich in diesem Jahre auf 58, im Jahre 1855 auf 232. Ende dieses Jahres wurde auf Veranlassung Dr. Wicherns als persönlicher Mittelpunkt für die Bestrebungen des Stadtvereins für innere Mission der schon oben genannte Pfarrer der deutsch-evangelischen Gemeinde zu Belgrad, Pastor Daniel von Cölln berufen und Neujahr 1866 ein Keller, Ostern eine Wohnung gemietet, in der 6, später 10 Betten aufgestellt wurden; provisorischer Hausvater war ein der Brüdergemeinde angehöriger Schuhmachergeselle. Infolge eines Besuchs Dr. Wicherns wurde Br. Vogelsmeyer definitiv als Hausvater angestellt;



Evangelisches Vereinshaus und Herberge zur Heimat zu Breslau.

er hat 5 Jahre lang mit großer Treue gearbeitet, bis er am 18. Mai 1871 starb. Zur Begründung eines eigenen Vereinshauses zeichneten vier Geistliche, darunter General-Superintendent Erdmann, je 50 Thlr., allein weitere Bemühungen wurden durch den deutsch-österreichischen Krieg unterbrochen. Nach der ungemein raschen Beendigung desselben wurde das Ziel weiter verfolgt. Reiche allseitige Hilfe ermöglichte nun den Ankauf und die Einrichtung eines Herbergshauses, dessen

steigende Frequenz schon bald ein neues größeres Vereinshaus wünschenswert machte. Schon waren Schritte gethan zur Erbauung eines solchen, als der deutsch-französische Krieg ausbrach, während dessen der Vorsteher des Hauses 28 Männer als Felddiakonen und freiwillige Krankenpfleger ausrüsten half und zweimal einen Besuch auf dem Kriegsschauplatze machte. Mit Eintritt des Friedens wurden die Vorbereitungen zum Bau eines neuen Vereinshauses wieder aufgenommen und Holteistraße 6—8 ein Grundstück, zu dessen passender Verwendung Kaiser Wilhelm einen reichen Beitrag spendete, gekauft. Im April 1873 wurde die Übersiedelung aus dem alten Hause ins neue vollzogen.



Vereinssaal in Breslau.

Einer ersten kritischen Periode folgte besonders durch Hilfe des Herrn Gefangenenanstaltsdirektors Grützmacher eine solche sichereren Bestandes, und auch ein Legat des Grafen Philipp von Harrach im Betrage von 30,000 ℳ trug wesentlich zur Besserung der finanziellen Lage bei, ebenso die treue Arbeit des Hausvaters Br. Guhl. Die Frequenz des Hauses betrug im Jahre 1882 9026 Personen in 26,121 Nächten.

Daß das Vereinshaus für vielerlei Bestrebungen der inneren Mission zum Mittelpunkt geworden ist, haben wir schon oben bei Besprechung

der Stadtmission gesagt. 15 unserer Brüder sind es, deren Arbeit wir uns vergegenwärtigt haben. Mögen sie fernerhin und immer mehr aus ihrem Verband „Siloah" einen Sammelort heilkräftigen, lebendigen Wassers machen. Uns aber sei es verstattet, von der Provinz, welche als schwererkämpfter Edelstein nun fest eingefügt ist in den Kranz der preußischen Lande, überzugehen zu der Stadt, in welcher Deutschlands Leben am konzentriertesten pulsiert, in der auch — allerdings zum größeren Teile ohne unsere Mitarbeit — die Entwicklung der inneren Mission in großartigster Weise von statten geht, zu Berlin.

---

9. Berlin.

Im Jahre 1828 zog Dr. Wichern als Student nach Berlin, um fast drei Jahre zu den Füßen dortiger Theologen zu sitzen. Er hat seinen Berliner Lehrern immer ein dankbares Andenken bewahrt. Einer von ihnen, der damals noch jugendliche Neander, vermittelte ihm den Zutritt zu dem geistig regen und christlich bewußten Kreise, dessen Haupt der Baron von Kottwitz war, ein Patriarch unter den Frommen der Hauptstadt. Wenn man Samariterliebe lernen kann, so gehört Baron von Kottwitz zu den einflußreichsten Lehrern Dr. Wicherns. Einen großen Eindruck machte auch auf ihn ein 1825 entstandenes pädagogisches Institut. Nicht als ob es ihm vorbildlich geworden wäre für sein Wirken im Rauhen Hause, aber es brachte ihn der Frage näher, wie ein christliches Erziehungshaus einzurichten und zu leiten sei. Wiederholt hat er sie vor Freunden und im „Bergedorfer Boten", schon ehe er selbst im Rauhen Hause als Erzieher thätig wurde, eingehend erörtert.

1831 kehrte Dr. Wichern nach Hamburg zurück, aber seine Beziehungen zu Berlin hörten nicht auf. Alte Freunde blieben ihm in Treue zugethan, und neue wurden — zum Teil durch Syndikus Sieveking — gewonnen. Dieser älteste Freund des Rauhen Hauses lenkte auch das Auge des Königs Friedrich Wilhelm IV. auf Dr. Wichern und seine Arbeit. Schon vor 1848 war ihm der König geneigt. Wenn je ein Fürst, so gehörte Friedrich Wilhelm zu den Königen unter den Dienern Christi. Er hatte wärmstes Verständnis für das, was Dr. Wichern an dem großen Tage von Wittenberg sprach, er half, wo er

konnte, der aufblühenden inneren Mission. Eins ihrer Gebiete aber lag ihm, dem König, besonders am Herzen. Wir haben schon davon gesprochen, wie er der Gefangenenpflege sich annahm. Das von Dr. Wichern in besonderer Weise vertretene Prinzip der Einzelhaft sollte — so war sein Wunsch — für den ganzen preußischen Staat segensreich werden. Daher wollte er Dr. Wichern eine Stellung verleihen, die es ihm möglich machen sollte, seine reichen Erfahrungen zu verwerten. Legte schon dies dem König den Wunsch nahe, Dr. Wichern nach Berlin zu berufen, so kam noch ein zweites hinzu. Friedrich Wilhelm IV. hätte gern gesehen, daß unter seinen Augen in Berlin eine dem Rauhen Hause ähnliche Anstalt ins Leben träte, auch war es ihm Bedürfnis, dem Verhältnis der Landeskirche zur inneren Mission durch ein kirchliches Amt Dr. Wicherns konkreten Ausdruck zu geben. Jahrelang schwebten die Verhandlungen, ob Dr. Wichern nach Berlin kommen könnte und wollte. Sein gottgegebenes Hausvateramt im Rauhen Hause zu verlassen, war für ihn unmöglich, und seiner im Laufe der Zeit immer mehr anwachsenden Thätigkeit für die gesamte innere Mission der deutschen evangelischen Kirche durfte er sich auch nicht entziehen. Endlich löste eine königliche Entscheidung die auch von dem großen Freundeskreise des Rauhen Hauses vielfach besprochene Frage. Am 14. Januar 1857 berief der König von Preußen Dr. Wichern als Oberkonsistorialrat und Mitglied des evangelischen Oberkirchenrats und zugleich als vortragenden Rat im Ministerium des Innern für die Angelegenheiten der Strafanstalten und des Armenwesens nach Berlin, jedoch wurde damit die bestimmte Absicht des Königs und der Regierung ausgesprochen, Dr. Wichern nicht vom Rauhen Hause und seinen übrigen Arbeiten freier christlicher Liebe zu trennen. Der Verwaltungsrat des Rauhen Hauses stimmte dem Entschlusse Dr. Wicherns bei, nach welchem sein Wohnsitz im Sommer Horn, im Winter Berlin sein sollte.

Daß die durch Dr. Wicherns Berufung in den Oberkirchenrat zum Ausdruck gebrachte enge Verbindung der inneren Mission mit den leitenden Behörden der preußischen Landeskirche eine wirkliche, beiderseitig gewollte war, zeigte die Mithilfe der kirchlichen Behörden bei vielen Werken der inneren Mission, vor allem auch bei Gründung des Johannesstiftes in Berlin.

Das 25jährige Stiftungsfest des Rauhen Hauses war der eigentliche Gründungstag des Johannesstifts. Unter Führung des bisherigen langjährigen treuen Inspektors unseres Pensionates und nächsten

Mitarbeiters Dr. Wicherns bei der Herausgabe der Fliegenden Blätter Oldenberg — bald zugleich zweiten Predigers an der Strafanstalt Moabit — zogen 12 Brüder nach Berlin. Wie sich Dr. Wichern den Anfang ihrer Arbeit dachte, hatte er schon vorher am 25. April 1858 in der Berliner Singakademie vor zahlreicher Versammlung ausgesprochen. Er begann seine Darlegung mit der Fürsorge für entlassene Sträflinge, besonders für die von den Brüdern in Moabit verpflegten. Dann aber ging er zu einem Gesichtspunkte weiter, der in seiner Eigenart noch heute Beachtung verdient: „Ein verwandter Arbeitszweig wird sich ergeben, wenn wir in einem mit dem Brüderhause verbundenen Erziehungshause vorzugsweise die Kinder von Verurteilten berücksichtigen. Der Dienst des Brüderhauses würde sich von diesem Punkte aus von selbst nach einer andern noch wichtigeren Seite hin fortsetzen, wenn sich die Fürsorge für jene Kinder bis in deren Familien und in die Wohnungen derselben in Berlin selbst verzweigte. Und freilich liegt das in unserm Plane." Dies führte zur Berliner Stadtmission, welche Hauptarbeit unserer Brüder wurde, die 1858 und später ins Johannesstift entsendet wurden. Ihre Aufgabe bestand zum großen Teil in Armenpflege, bei der sie sich von den sehr zahlreichen Bettelbriefen leiten ließen, welche ihnen regelmäßig von Berliner reichen Wohlthätern, unter diesen auch von der Kaiserin Augusta, übergeben wurden. Mancherlei Wandlungen hat seit ihren ersten Anfängen die Berliner Stadtmission erlebt. Zeitweilig hat sie ihren Wirkungskreis wegen Mangels an äußeren Mitteln einschränken müssen, später aber trat sie in eine Periode neuer, kräftigerer Entwickelung, nachdem Dr. Brückner neben der bestehenden Stadtmission im Hinblick auf die ungeheuren Notstände selbständig einen Organismus der Stadtmission ins Leben gerufen hatte, und sich dann dem gegenseitigen Bedürfnisse und Wunsche entsprechend unter Stöckers Leitung aus diesen beiden eine einheitliche große Stadtmission gestaltete. Was die Berliner Stadtmission in neuester Zeit unter Hofprediger Stöckers Führung geworden ist, ist allbekannt und gehört nicht in diese unsere Rundschau, da seit der Trennung des Johannesstiftes vom Rauhen Hause diejenigen unserer Brüder, welche in der Stadtmission thätig sind, sich dem Johannesstifte angeschlossen haben. Mit diesem unterhalten wir dauernd die engsten Beziehungen, welche durch eine lange gemeinsame Geschichte — wie wir hoffen — für alle Zeiten fest geknüpft sind. Einen Mann nannten beide Anstalten in gleicher Weise ihren Gründer und Leiter, bis in die neueste Zeit umschloß die gemeinsame

Korporation „Brüderschaft des Rauhen Hauses“ beide Brüderhäuser und Brüderkreise, und zu wiederholtenmalen konnte das Rauhe Haus die jüngere Schwesteranstalt während der ersten Zeit ihrer Entwicklung durch Überlassung tüchtiger Brüderkräfte erfolgreich unterstützen. Naturgemäß war es, daß sich nach dem Ableben Dr. Wicherns eine Sonderung der Gebiete in der Art notwendig machte, daß es nun eine Brüderschaft des Rauhen Hauses und eine solche des Johannesstiftes giebt. Doch soll diese Trennung nur eine äußere bleiben. Im Hinblick auf die gemeinsame Vergangenheit und auf die gleichen Aufgaben beider Anstalten, sind die beiderseitigen Vorstände tief durchdrungen von dem Wunsche, auch in Zukunft sich in Brüderliebe gegenseitig nach Kräften zu dienen.

War in dem Berufungsschreiben des Königs an Dr. Wichern der Wunsch ausgesprochen, ihn von seinen sonstigen Arbeiten für die innere Mission nicht zu trennen, so wurde die Berufung vielmehr ein Weg zu neuer Wirksamkeit auch nach dieser Seite hin. In Berlin war der Mittelpunkt des Zentralausschusses für die innere Mission der deutschen evangelischen Kirche, hier war ein großer Freundeskreis, dem die Sorgen, die Dr. Wichern bewegten, Herzenssache waren. Erst als Mitglied, dann als Vorsitzender des Zentralausschusses hat Dr. Wichern seinem Beruf, dem Ganzen unseres Volkes zu dienen, vielfach gerecht werden können. Für das gesamte Gebiet der inneren Mission hat der Zentralausschuß mächtige Impulse gegeben. Der Brüdersache hat er, und speziell Dr. Wichern als Vorsitzender, manches neue Arbeitsfeld eröffnet, besonders wenn wir die Herbergen zur Heimat und die Armenhäuser ins Auge fassen.

Jetzt ist in Berlin selbst das Hauptgebiet für unsere Arbeit das Herbergswesen. Die beiden großen Herbergen, ebenso das Hospiz, werden von vier unserer Brüder versorgt und geleitet. Zwei derselben werden noch von je einem Gehülfen des Rauhen Hauses unterstützt. Die Berliner Herbergen führen ihren Ursprung zurück bis auf das Jahr 1848. Aus Mitgliedern des Berliner Lokalvereins der Gustav-Adolf-Stiftung bildete sich am 16. August 1848 der Evangelische Verein.

Die Verhandlungen des Wittenberger Kirchentages brachten diesem Vereine die eigentliche Bedeutung seiner Aufgabe zum vollen Bewußtsein und bald suchte er die dort ausgegebene Parole „Innere Mission“ thatkräftig zu fördern. Bei seinen öffentlichen Versammlungen zu

gottesdienstlichen Zwecken für beide Geschlechter schien es zweckmäßig die männliche Jugend abzuzweigen, und das gab die Veranlassung, 1850 den ersten Jünglingsverein zu gründen, in dem bald der Wunsch nach einer Herberge zur Heimat laut wurde. An die Gründung einer solchen konnte aber erst gedacht werden, nachdem es dem evang. Verein gelungen war, ein eigenes Haus zu erwerben. Die Gelegenheit dazu bot sich sehr bald. Wenige Jahre vorher hatte die deutsch-katholische Gemeinde das Haus Oranienstraße 106 für ihre Zwecke erbaut, konnte dasselbe aber nicht halten und der evangel. Verein erwarb es 1853 für den Preis von 45,000 Thlr. In diesem Hause konzentrierte der evangel. Verein seine Thätigkeit. Neben den erbaulichen wurden auch wissenschaftliche Vorträge gehalten, ein christliches Volksblatt, der kirchliche Anzeiger herausgegeben, dem Jünglingsverein ein Heim angewiesen und noch im Jahre 1853 die Herberge zur Heimat mit 12 Betten begründet. Zunächst diente dieselbe mit wenigen Ausnahmen dem Jünglingsvereine als Kost- und Logierhaus, Reisende kamen nur wenige, im Jahre 1854 deren 52, 1857: 347, 1860: 935. Die Zahl der Betten wurde bis in diese Zeit nach Bedürfnis bis auf 40 erhöht. Im letztgenannten Jahre war Bruder Vetter in diese Arbeit gerufen, zunächst als Helfer; 1861 aber wurde demselben das Hausvateramt im Vereinshause und der Herberge übertragen. In diesem Jahre stieg die Zahl der Wanderer auf 2119, 1882 waren es 23,792. In diesem letzten Jahre kamen durchschnittlich auf jede Nacht 154 Herbergsgäste, von denen einige, weil nur 147 Betten vorhanden sind, sich mit Matrazen begnügen mußten. Diese Anzahl von Betten konnte aber erst aufgestellt werden, nachdem 1869 das Nachbarhaus Nr. 105 dazu erworben war. Bei einer solchen bedeutenden Entwicklung der Herberge war es für den einen vorhandenen Hausvater unmöglich, die Arbeitslast allein zu tragen, zumal 1863 noch ein Hospiz für bemittelte Reisende ins Leben gerufen war, und deshalb wurde 1869 für die Herberge ein eigener Hausvater, Br. Altenhoff, angestellt. Unter diesem arbeitet zur Zeit noch ein Bruder als Gehilfe.

Um ferner den riesenhaften Verkehr einigermaßen von dieser Herberge abzulenken, wurde 1868 an die Gründung einer zweiten gedacht und zu diesem Zweck vom Evangelischen Verein das Haus Auguststraße Nr. 81 erworben. Dasselbe wurde einem besonderen Vorstande zur selbständigen Verwaltung übergeben. Leider konnte dieses Haus mit der darin befindlichen Herberge unter seiner ersten Ver-

waltung zu keiner gesunden Entwicklung kommen, und der betreffende Vorstand fand sich nach vierzehnjähriger Thätigkeit veranlaßt, dasselbe mit Schulden an den evangel. Verein zurückzugeben. Dieser nahm nun die Arbeit selbst in die Hand, das ganze Haus wurde restauriert, für die Herberge ein geeignetes Lokal, freundliche und luftige Schlafräume geschaffen, auch für die dort sich sammelnden Vereine (Jünglings-, Bürger- und Enthaltsamkeitsverein) passende Räume eingerichtet und ein anderer Hausvater, Br. Haack berufen. Seine ganze Arbeit fängt an einen günstigen Aufschwung zu nehmen, namentlich zeigt sich dieses bei der Herbergsverwaltung selbst. Die bis jetzt aufgestellten 97 Betten sind fast jeden Tag besetzt, ja, es mußten schon hie und da Gäste abgewiesen werden, und deshalb soll in nächster Zeit die Zahl der Betten auf 115—120 erhöht werden. Die Zahl der Herbergsgäste betrug 1882: 8534. Auch hier arbeitet neben dem Hausvater ein Gehilfe aus dem Rauhen Hause.

Da die Thätigkeit des Evangel. Vereins sich allmählich weiter ausdehnte und das eben erwähnte Hospiz einen günstigen Aufschwung nahm, so war auch für dieses die Anstellung eines besonderen Hausvaters nötig, der zugleich die Aufgabe hat, bei der Pflege der zum Hause gehörigen Vereine mit thätig zu sein. Daher trat 1877 Br. Kaltwasser ein. Das Hospiz hat 34 Logierzimmer mit 56 Betten und hat im v. J. 3930 Gäste beherbergt.

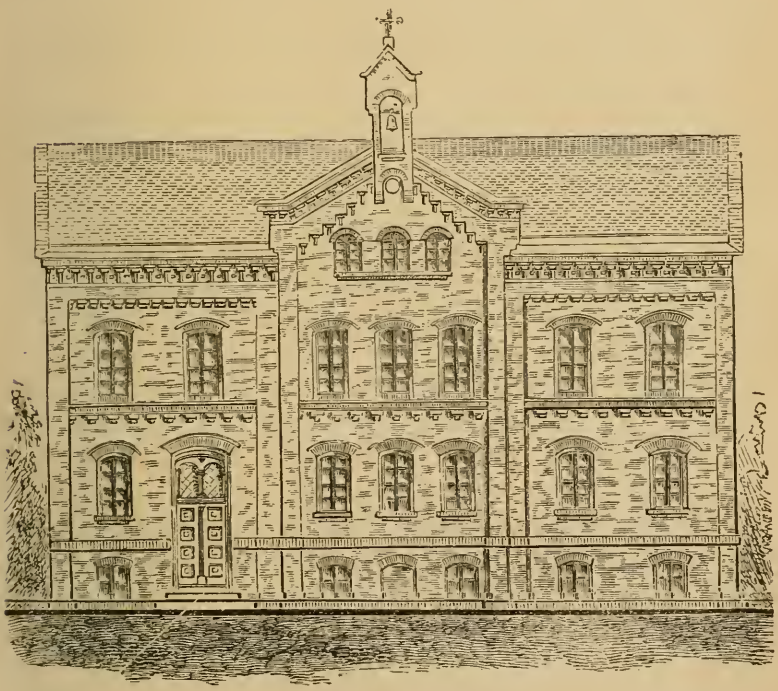
Das Arbeitsgebiet des Evangel. Vereins umfaßt neben den religiösen und wissenschaftlichen Vorträgen auch drei von dem Verein herausgegegebene christliche Zeitschriften (kirchl. Anzeiger, Sonntagsblatt und Bundesbote), ferner Sonntagsschule, Armenpflege, Sparverein, zwei Herbergen zur Heimat, ein Hospiz, zwei Jünglingsvereine, zwei Bürgervereine und einen Lehrlingsverein.

Der zuerstberufene Br. Vetter wurde durch die Anstellung der Hausväter für die einzelnen Zweige des Vereins zwar freier, die Arbeit und das ganze Hauswesen hat sich aber inzwischen so vergrößert, daß derselbe mit der äußeren Verwaltung des Ganzen und den Kassengeschäften betraut, seine reichliche Thätigkeit hat. Hiernach arbeiten für den Verein zur Zeit 6 Brüder des Rauhen Hauses, nämlich 1 Inspektor, 3 Hausväter und 2 Gehilfen.

Berlin ist reich an Stiftungen, die mit ihrem Namen an Freunde des Reiches Gottes mahnen. Zu ihnen gehört das **Goßnerhaus**, Rettungshaus für Mädchen. Bis zum Jahre 1866 stand in der Pots-

damer Straße mitten in einem freundlichen Garten ein kleines Häuschen, das dem seligen Goßner einst von seinem Freunde, dem Rentier Tesmer geschenkt war. Hier hatte Goßner viele Jahre bis zu seinem 1858 erfolgten Heimgang gewohnt.

Ungefähr ein Jahr vor dem Tode Goßners hatte sich in Berlin ein Verein unter dem Vorsitze des Dr. Hoffmann gebildet, der es sich zur Aufgabe stellte, arme schulpflichtige, verwahrloste oder von der Verwahrlosung bedrohte Mädchen aufzusuchen, um sie in geeigneten Familien zu ordentlichen Dienstboten erziehen zu lassen. Die Bestrebungen des Vereins waren sichtlich gesegnet; es flossen ihm reichlich Mittel zu, auch wuchs die Zahl der zu verpflegenden Kinder zusehends.



Das neue Goßnerhaus zu Berlin.

Da jedoch nicht so leicht für diese Kinder die rechten Familien zu finden waren, entschloß sich der Verein im gläubigen Aufsehen zum Herrn, der bisher so herrlich geholfen, ein eigenes Heim zu gründen. Anfangs Juni 1858, kurz nach dem Tode Goßners erfuhr der Verein,

daß dessen nun leerstehendes Häuschen nebst Garten verkauft werden sollte. Obwohl nun der Verein nur 2000 Thlr. im Vermögen hatte, kaufte er doch das Haus für 10,000 Thlr., richtete es ein und übergab es am 22. Oktober dem Vorsteher und acht Mädchen.

Der erste Hausvater blieb nur zwei Jahre; an seine Stelle trat Anfang Juni 1861 der noch heut mit seiner Frau in derselben Arbeit stehende Br. Palm.

Im Jahre 1864 wurde, da die Zahl der Kinder inzwischen bis auf 36 gestiegen war, ein zweistöckiges Seitengebäude für 3500 Thlr. errichtet. Doch auch dies genügte nicht lange, denn schon im Jahre 1866 mußte sich der Vorstand des Hauses entschließen an der Stelle des alten Goßnerhauses einen größeren Neubau für 16,000 Thlr. aufführen zu lassen. Das Haus ist so geräumig, daß 50 Kinder gut darin wohnen können. Überhaupt finden in der Anstalt ca. 75 Kinder Platz. Augenblicklich sind in ihr 60 Kinder, die vom Hausvater unterrichtet werden.

Seit Bestehen des Goßnerhauses sind 260 Kinder aufgenommen und 200 entlassen worden, von denen zwei Drittel nach vollendeter Erziehung von dem Hausvater in Dienst gebracht sind.

Die Anstalt besitzt kein Barvermögen, hat aber bis heute nie Not gelitten; vielmehr hat sie sich bisher immer weiter ausbreiten können. Sie besteht durch milde Beiträge, die ausschließlich in Berlin gesammelt werden. Die Einnahme betrug im verflossenen Jahre ca. 18,000 M. Später werden sich die Verhältnisse besser gestalten, da dem Goßnerhaus durch Vermächtnis ein Häuschen in der Stadt zugefallen ist. Erwähnt mag noch werden, daß seit dem Bestehen der Anstalt Ihre Majestät die Kaiserin häufig unangemeldet dieselbe besucht.

In der Anstalt finden schon seit Jahren regelmäßig jeden Sonntag Abend Versammlungen von Dienstmädchen statt, besonders von solchen, die früher im Goßnerhaus gewesen sind. Sie werden von einem Damenkreis geleitet. In den Wintermonaten werden vom jetzigen Vorsitzenden Herrn Hofpred. Dr. Baur in der Anstalt Bibelstunden, auch für fremde Gäste, gehalten. Mehrere Damen, die diese Bibelstunden regelmäßig besuchen, haben schon seit Jahren die vollständige Weihnachtsbescherung sämtlicher Kinder der Anstalt übernommen, so daß dem Hause dadurch keine Kosten erwachsen. In diesem Jahre feiert das Haus sein 25jähriges Jubiläum.

Dem Goßnerhaus schließen wir das Rettungshaus zu **Charlottenburg** an.

Durch Allerhöchstes Handschreiben weiland Sr. Majestät des Königs Friedrich Wilhelm IV. vom 2. Februar 1853 gründete dieser Monarch im Verein mit seiner Gemahlin, Königin Elisabeth, zum Andenken an das in der Schloßkapelle zu Charlottenburg am 30. Januar desselben Jahres abgehaltene Genesungsfest Sr. Königl. Hoheit des Prinzen Karl von Preußen ein Rettungshaus, dessen Einnahme zum Teil in dem Ertrag einer Sammelbüchse in der kgl. Schloßkapelle bestand. Später versiegte diese Quelle und Zuschüsse von allerhöchster Hand bilden neben Gaben wohlgesinnter Behörden den Fonds des Hauses. Die Bekleidung der Knaben besteht in einer Art Waffenrock von grauem Militärtuch mit gelben Knöpfen, desgl. Weste und Beinkleid; hierzu kommt eine blaue, rot abgesetzte Militärmütze. Bei warmer Witterung werden Drillichanzüge getragen. Zur Zeit haben 18 Knaben Aufnahme gefunden, für deren Erziehung Br. Loos Sorge trägt.

In Charlottenburg finden wir auch ein **Waisenhaus**, das königliche Gunst und uniformierte Kleidung dem eben betrachteten Rettungshaus ähnlich erscheinen lassen.

Diese Anstalt entstand im Jahre 1832, zur Zeit einer schweren Choleraepidemie. Ein Königswort Friedrich Wilhelms III. „wir sollen uns die von Gott über uns verhängte Schickung dienen lassen zur Demütigung vor Gott, zur Erweckung doppelter Bruderliebe, gegenseitiger Hilfeleistung und Aufopferung. Dann werde sich die schwere Prüfung selbst in einen bleibenden Segen verwandeln", zündete in den Herzen von fünf Männern der damaligen Sanitätskommission. Diese sammelten zur Linderung der großen Not Beiträge in der Stadt und der Überschuß von 600 Thlr. gab das erste Kapital zur Begründung der Anstalt.

In einem gemieteten Häuschen außerhalb der Stadt begann die bescheidene Arbeit mit 15 Waisenkindern. Das Ganze hatte nicht das Gepräge einer öffentlichen Anstalt, sondern einer etwas zahlreichen Familie. Bei etwaiger Vergrößerung sollte nicht eine große Anstalt, sondern eine zweite Familie entstehen. Die Hausordnung schreibt vor, daß die Kinder eine echt christliche Erziehung empfangen und in der schulfreien Zeit mit Garten- und Handarbeit beschäftigt werden sollen, was auch zu Anfang geschehen ist.

Die Anstalt wurde in der ersten Zeit durch freiwillige Beiträge erhalten, bis sie nach und nach durch Legate sicher fundiert werden konnte. Das Hauptkapital erhielt dieselbe von der Kaiserin Alexandra von Rußland, der Schwester unseres Kaisers. In einem

Handschreiben sagt sie: „Meinem lieben Geburtsort, der Stadt Charlottenburg einen Beweis der teilnehmenden Erinnerung geben zu können, verdanke Ich der Liebe Meines teuren in Gott ruhenden Vaters, der Mich mit einem Geldvermächtnisse bedacht hat, das Ich mit Genehmigung Meines vielgeliebten Herrn Gemahls, des Kaisers Majestät, und mit Zustimmung Meines geliebten Bruders, des Königs Majestät, zu Wohlthätigkeitszwecken im Sinne und zum Andenken des teuren Verklärten zu verwenden beschlossen habe". Auf den Wunsch der Kaiserin erhielt die Anstalt den Namen „Luisen Andenken". Im Jahre 1842 erwarb das Kuratorium ein eigenes Grundstück mit einem geräumigen zweistöckigen Hause in unmittelbarer Nähe der Kirche. Das Haus gewährt Raum für 30 Kinder, der Hof bietet einen schönen Spielplatz, der Garten Beschäftigung für die Kinder.

Die innere Einrichtung der Zimmer ist solid und recht gemütlich, die Bekleidung überaus reichlich und gut, ebenso die Beköstigung. Die Zahl der Kinder beträgt 26 (Knaben und Mädchen). Seit neuester Zeit verwaltet das Hausvateramt Br. Zörner, der langjährige Hauptlehrer des Ev. Johannesstifts bei Berlin.

Wohl als die wichtigste Arbeitsstätte, welche Dr. Wichern in Berlin unserer Brüderschaft eröffnen konnte, steht vor den Thoren der Stadt das **Zellengefängnis Moabit.**

Geschichtslos, wie fast jede Staatsanstalt, steht es seit dem Tage fertig da, an welchem, wie schon berichtet, unsere Brüder ihren Einzug hielten, gerufen durch ein Königliches Dekret, welches wir in seinem Wortlaut folgen lassen:

> Auf Ihren Bericht vom 29. Juni dieses Jahres will Ich Sie hierdurch ermächtigen, behufs der beschlossenen Einführung des pennsylvanischen Systems in der Strafanstalt bei Moabit die Brüderschaft des Rauhen Hauses zu Horn bei Hamburg zur Gefangenenpflege in der genannten Strafanstalt zu berufen und zu diesem Zweck auch andere Brüder des Rauhen Hauses, als welchen durch Meine Ordre vom 17. Juli 1851 die Anstellungsberechtigung für Gefangenenwärterstellen bereits im allgemeinen beigelegt worden ist, anzustellen.
>
> **Marienbad,** den 5. Juli 1856.
>
> (gez). Friedrich Wilhelm.
>
> (gez.) von Westphalen.
> An den Minister des Innern.

Auf Grund dieser bis zum heutigen Tage giltigen Ordre sind bis zum 1. April 1883 40 Brüder längere Zeit, außerdem aber eine nicht unbedeutende Zahl vorübergehend in Moabit thätig gewesen.

Br. Anton ist Polizeiinspektor der Anstalt, die anderen Brüder (jetzt etwa 30) dienen ihr als Oberaufseher, Aufseher, Hilfsaufseher oder Werkmeister. Auch der Anstaltsgeistliche, Pastor Hildebrand, ist seit der Zeit, wo er Oberhelfer im Rauhen Hause war, unserer Brüderschaft verbunden. Ihm danken wir das meiste von dem, was wir über das Gefängniswesen im allgemeinen und über das Zellengefängnis von Moabit im besonderen sagen. Er bestätigt uns das günstige Urteil über den Einfluß unserer Brüder auf die Gefangenen, welches wir schon oben aus dem Munde eines früheren Anstaltsdirektors vernommen haben.

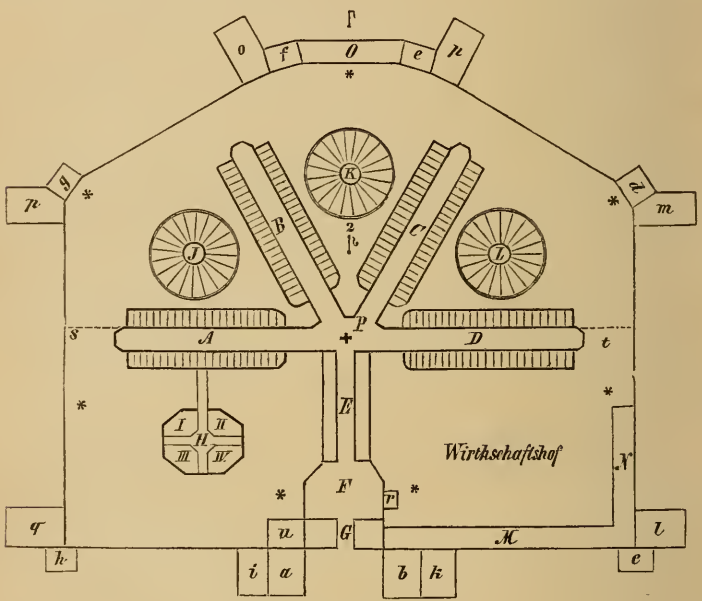
Er erinnert auch an einen Ausspruch eines seiner Vorgänger über die seelsorgerische Thätigkeit der Brüder: „Der Prediger an der Moabiter Anstalt darf und will sich nicht isolieren. Je inniger er mit den zur Pflege der Gefangenen bestellten Aufsehern zusammensteht und zusammenarbeitet, desto mehr hat er Erfolg auch von seiner Arbeit zu erwarten. Dadurch wird erst das hier gewollte Prinzip zur Wahrheit, daß, indem die Wände der Zelle die Gemeinschaft der Verbrecher untereinander aufheben, der von seinen Mitverbrechern abgetrennte Sträfling in eine andere Menschengemeinschaft geführt wird, die dazu dienen kann, in ihm ein neues Leben zu erwecken und beginnen zu lassen."

Jeder, der einen Blick in den Dienst eines Strafanstaltsbeamten, insbesondere eines Aufsehers, hat thun können, weiß, wie beschwerlich derselbe ist. Von früh 5 Uhr bis abends 7 Uhr ist er in Anspruch genommen. Mit gespannter Aufmerksamkeit hat er stetig auf meist kleine, äußerliche Dinge zu achten. Und auch dann, wenn er mit den Gefangenen in näheren Verkehr tritt, darf er nie vergessen, daß es eine Grenze gibt, die den Aufseher vom Gefangenen scheidet.

Als Lehrer der Anstaltsschule arbeiten Br. Dreßler mit 150, Br. Albers mit 145, Br. Heinrich mit 151 Schülern.

Um ein Bild zu geben, von der Stätte, auf der unsere Brüder in Moabit arbeiten, wollen wir den Leser mit Hilfe des beigedruckten Situationsplanes durch die Anstalt führen.

Außerhalb der Anstaltsmauern liegen die Beamtenwohnungen a, b, c, d, e, f, g und h. Ihnen zur Seite befinden sich die Höfe i, k, l, m, n, o, p und q. In dem durch O bezeichneten Gebäude befinden sich Beamtenwohnungen und ein Betsaal. Beim Eintritt in die Anstalt gelangen wir durch das Eingangsgebäude G in den Vorhof F, an dessen Seite für das wachhabende Militär das kleine Haus r gebaut ist. u bezeichnet einen Anbau an die in a befindliche Direktorwohnung. Durch das Hauptgebäude E, in welchem die Büreaus, die Kirche und das Krankenhaus sind, gelangen wir zur Zentralhalle. Sie gewährt uns einen freien Blick in die Flügel A, B, C, D, in denen Zelle an Zelle grenzt. Jeder dieser Flügel hat über dem Parterre



Zellengefängnis Moabit.

zwei Etagen und jede Etage hat etwa 40 Zellen. Vom Flügel A aus führt ein Gang zum Schulhaus H, in welchem sich im Zimmer I die Bibliothek, in II, III und IV Klassenräume befinden. J, K und L sind Isolierhöfe für die Freistunden. Ihre Einrichtung haben wir unter der Überschrift „Erzählungen aus dem Zellengefängnis" bereits beschrieben. M und N sind Schuppen, während die Absperrungsmauern s und t die Sicherheit der Anstalt vermehren. Mit einem * sind die-

jenigen Stellen markiert, an welchen Tag- und Nachtposten, mit + die in der Zentralhalle, an welcher nur ein Nachtposten steht.

In diesen Räumen spielt sich das Leben ab, das wir unter der eben genannten Überschrift schon früher kurz zu schildern versucht haben.

Im Untersuchungsgefängnis **Alt-Moabit** in Berlin steht Br. Zeller als Lazarettaufseher. Im Jahre 1864 war er als Felddiakon am Schleswig-Holsteinschen Kriege beteiligt, mußte aber dann selbst wegen Krankheit in ein Lazarett und später ins Rauhe Haus gesendet werden. Nach vorübergehender Thätigkeit im Zellengefängnis Moabit und bei der Berliner Stadtmission trat er 1865 in die Stadtvogtei ein und blieb daselbst, bis 1881 das Untersuchungsgefängnis nach Alt-Moabit verlegt wurde. Es umfaßt bis zu 1200 Personen und hat 800 Isolierzellen. Täglich laufen von den Gefangenen 20 bis 40 Krankenmeldungen ein. Br. Zeller besucht die sich krank meldenden behufs vorläufiger Feststellung des Thatbestandes, unterstützt dann die Ärzte in mannigfacher Art, besorgt Medizin, Thee u. s. w. und nimmt das Signalement aller Neuaufgenommenen auf. Besonders geeignet für diese seine Stellung hat er sich dadurch erwiesen, daß er 1869 aus freier Lust zum Krankendienste ein Heilgehilfenexamen abgelegt hat.

Vor dem eigentlichen Stadtgebiete Berlins liegt ein anderes großes Gefängnis, in welchem zwei unserer Brüder thätig sind. Es ist das Strafgefängnis zu **Plötzensee**, in dessen Knabenabteilung Br. Bautz als Oberaufseher und Hausvater, Br. Schiemann als Handwerksmeister beschäftigt sind. Früher befand sich diese Knabenabteilung in der Stadtvogtei Berlin. 12—14 Knaben im Alter bis zu 16 Jahren, meist als Diebe eingeliefert, übernahm Br. Bautz 1860 bei seinem Eintritt. 14 Jahre lang hat er mit solchen Knaben, deren Zahl sich allmählich bis auf 45 erhöhte, unter einem Dache gewohnt, sie überwacht und zu ihren Arbeiten für den Unterricht wie in der Schneiderei und Schusterei angeleitet. Er hat mit ihnen gespielt, gesungen, gearbeitet und gebetet. Viele Beweise treuer Anhänglichkeit gaben ihm Freudigkeit, so daß er sich glücklich fühlte unter seinen verkommenen Kindern. 1874 wurde für seine jungen Burschen eine Abteilung mit Isolierhaft in Plötzensee eingerichtet. Daß damit ein Fortschritt in ihrer erziehlichen Pflege geschehen ist, kann nicht verkannt werden. Als Hausvater hat Br. Bautz in Plötzensee für Bekleidung und Reinigung der Zöglinge zu sorgen, eine schwere Aufgabe, wenn man bedenkt, daß viele der jetzt verpflegten ca. 160 Kinder in einem

Zustand eingeliefert werden, der aller Beschreibung spottet. Eine andere sehr wichtige Aufgabe des genannten Bruders sind die Zellenbesuche, welche ihm am meisten Gelegenheit geben, erziehlich zu wirken. — Die Fürsorge der Anstalt erstreckt sich aber auch auf die Zeit, wo die jugendlichen Gefangenen wieder hinaustreten ins Leben. Sie sollen während ihrer Haftzeit ein ordentliches Handwerk lernen, das sie dann unter den Augen eines tüchtigen Meisters weiter treiben können. Zu den Handwerksmeistern der Knabenabteilung gehört Br. Schiemann, der die Stelle eines Aufsehers bekleidet. Es ist eine Lust, ihn mit seinen 10—12 Burschen das edle Handwerk des Meistersängers Hans Sachs betreiben zu sehen, und zu beobachten, wie er dabei für jeden ein Wort der Aufmunterung zu neuer Freudigkeit hat. Seine Jungen haben im verflossenen Jahre nicht nur einen großen Teil der Reparaturen für das Haus und viele Beamtenfamilien, sondern auch 500 Paar neue Pantoffeln und 100 Paar Schuhe geliefert. In ähnlicher Weise leitete bis vor kurzem Br. Krone die Buchbinderabteilung.

Somit hätten wir das erwähnt, was uns mit Berlin verbindet. Es ist mannigfacher Art und doch nur ein kleines Bruchstück von dem, was an Werken christlicher Liebe in dem großen Gebiet der deutschen Hauptstadt geschieht. Wir wünschen allen diesen Gebieten Segen und Gedeihen und wenden uns von der Hauptstadt zu der sie umgebenden Provinz, zu Brandenburg.

---

10. Brandenburg.

Wie ein größerer Kreis um einen kleineren liegen die christlichen Anstalten der Provinz Brandenburg um die unter der Überschrift „Berlin" besprochenen herum. Es ist nicht zu verkennen, daß von der Hauptstadt aus viel frische Anregung in die Vereine der Provinz gelangt ist. Um nur eins zu erwähnen, so finden wir als Festprediger des Vereins für innere Mission im Lebuser Kreise früher einmal Dr. Hengstenberg und in neuerer Zeit Hofprediger Stöcker. Dieser Verein mit seinen zwei Rettungshäusern, die wie Bruder und Schwester nebeneinander stehen, ist auch dadurch mit dem Gesamtwerke der inneren Mission in fortdauerndem Zusammenhange geblieben, daß sein Begründer und Leiter R. Graf Fink von Finkenstein mit vielen hervorragenden

Vertretern der christlichen Liebesthätigkeit in nahen Beziehungen gestanden hat und noch steht. Seiner Freundschaft mit Dr. Wichern ist es wohl zuzuschreiben, daß dieser im Herbst 1853 das ältere der beiden Rettungshäuser des Lebuser Kreises, die Knabenanstalt zu **Reitwein**, wenn auch nur kurz, besuchte. Ihre Gründung wurde im Mai 1849 unter Vorsitz des Herrn Grafen von zehn Männern durch eine erste Schenkung von 510 Thalern gesichert. 1851 wurde ein Neubau ausgeführt und von Br. Lange bezogen, der zu Zeiten 15 Zöglinge hat aufnehmen können. Wenn noch mehr Raum vorhanden wäre, würde sich die Zahl der Knaben leicht vermehren. 90 Zöglinge haben bis jetzt Aufnahme gefunden, 78 sind entlassen. Eine Beihilfe der Kreiskasse und freie Liebesgaben erhalten die Anstalt, auch ihr ist das Zwangserziehungsgesetz förderlich gewesen. — Nachdem Graf Fink v. Finkenstein und der von ihm geleitete Verein Gottes Segen reichlich bei der Entstehung und Entwicklung der eben genannten Knabenanstalt erfahren hatten, begründeten sie 1854—1856 das Rettungshaus für Mädchen in **Wilmersdorf**. Hier verwaltet das Hausvateramt Br. Seger. Die Gesamtzahl der Aufgenommenen beträgt 54, die der Entlassenen 42. Ehe das Zwangserziehungsgesetz in Kraft trat, fehlte oft der Anstalt die erwünschte Kinderzahl. Soweit die Nachrichten reichen, scheinen sich die Entlassenen gut zu führen.

Ein anderer ähnlicher Verein ist der Uckermärkische Verein zur Erziehung sittlich verwahrloster Kinder. Auch er hat einen Mann in seiner Mitte, der in mannigfachster Weise dem Gesamtwerke der inneren Mission gedient hat, einen der ältesten Freunde Dr. Wicherns, den Grafen von Schlippenbach auf Arendsee. Als Mitglied des Zentralausschusses für die innere Mission hat er sich vielseitigen Dank erworben. Auch der Uckermärkische Verein hat eine Knaben- und eine Mädchenanstalt gegründet, das Rote Haus zu **Brüssow** und das Rettungshaus für Mädchen zu Gramzow. Das Rote Haus soll mit seinem Namen an einen edlen unermüdlichen Wohlthäter erinnern, an den Herrn Oberamtmann Osterroth in Brüssow. Er stellte dem Vorstande des Vereins 1845 ein neu erbautes Haus zur Verfügung, welches nach einem älteren Plane für eine Kleinkinder-Bewahranstalt bestimmt gewesen war. Das zum Hause gehörige Grundstück schenkte König Friedrich Wilhelm IV. Auf eine Einladung des Vorstandes hin reiste Dr. Wichern nach Brüssow und das Ergebnis der gemeinschaftlichen Beratung war die Berufung des seit 1847 in der Anstalt waltenden

Br. Götzky. Die Gesamtzahl der aufgenommenen Kinder beträgt 95. Gegenwärtig sind 17 im Roten Hause.

Ein viertes von uns besetztes Rettungshaus ist das in **Angermünde.** Im Jahre 1850 traten die Geschworenen zu Prenzlau zusammen, um für den Angermünder Kreis ein Rettungshaus zu errichten. Im November 1852 konnte Br. Krämer in ein neuerbautes Haus einziehen. Jetzt wirkt als Hausvater Br. Bruhn. Er hat zumeist 12 Knaben in seiner Pflege.

Den vier Rettungshäusern folgen drei Herbergen zur Heimat. Das evangelische Vereinshaus in der zweiten Provinzialhauptstadt **Brandenburg** wurde 1863 von einem Verwaltungsrate gegründet. Das jetzt umgebaute Haus war früher städtisches Theater und noch vordem ein altes Frauenkloster. Von Anfang an hat sich die Herberge selbst erhalten und erzielte erst kleine, dann mitunter größere Überschüsse. Daher wurden seit einigen Jahren milde Beiträge nicht mehr in Anspruch genommen. Jetzt stehen in ihr 26 Betten für Wanderer und 14 für Logiergäste. Seit ihrer Gründung hat die Herberge 60,430 Wanderer beherbergt. In den letzten Jahren konnte sie täglich auf 32—35 Gäste rechnen, welche für 20 ₰ zur Nacht blieben. Was die Logiergäste anbelangt, so kann der Hausvater Br. Horn als Summe der letzten 10 Jahre 43,395 Nächte nennen. Seit 1867 sind allein 157,952 Portionen Mittagessen abgegeben. Im kleinen Saale des Vereinshauses hat der Jünglingsverein seine Versammlungen, im großen feiert er seine Feste. In beiden werden wissenschaftliche Vorträge, Bibel- und Missionsstunden, Weihnachtsbescherungen, Vereinssitzungen verschiedenster Art und auch Sonntagschulgottesdienste abgehalten.

In **Spandau** konstituierte sich im Jahre 1876 ein von Pfarrer Souchon 1870 gegründeter Verein gegen die Hausbettelei aufs neue, um eine Herberge zur Heimat zu errichten. Br. Krüger wurde als Hausvater berufen, die Fremden kamen in großer Zahl und schon in den ersten Monaten ergab die Haushaltung einen Überschuß von 131 ℳ. Der Beweis war geliefert, daß die Anstalt sich selbst erhalten könne. Dieser Erfolg ermutigte zum Bau eines eigenen Hauses. Das neue Haus enthält 14 Betten für Einlogierer und Kostgänger aus der Stadt und 4 Zimmer mit 20 Betten für Reisende. Jährlich nehmen etwa 2780 Reisende Quartier und 61 Gesellen und Arbeiter logieren zusammen 3496 Nächte in der Herberge. Der große Saal der Herberge dient den christlichen Männer- und Jünglingsvereinen, dem Missions-

verein, einem Kindergottesdienst und öffentlichen Vorträgen. Noch größer würde der Verkehr des Hauses sein, wenn es nicht in der Vorstadt läge.

Nach einem früheren mißlungenen Versuche schritt man 1882 in **Neu-Ruppin** zum zweitenmal zur Gründung einer Herberge zur Heimat. Durch vielseitige Unterstützung und besonders durch die Hilfe eines um die junge Anstalt sehr verdienten Freundes gelang es, sie schon im Mai der Leitung des Br. Hartmann zu übergeben. Die überaus freundliche Herberge, deren zweckmäßige Einrichtung von allen Besuchern lobend anerkannt wird, hat im ganzen 28 Betten. Seit dem 15. Mai vorigen Jahres sind in ihr 1250 Wanderer eingekehrt. Die Zahl der Einlogierer ist 8 bis 10. Der Saal auch dieser Herberge dient einem Männer- und Jünglingsverein und wird zu Bibelstunden benutzt. Im Hintergebäude ist eine Volksküche eingerichtet, ein anderer disponibler Raum ist an den Frauenverein vermietet, der in ihm eine Kleinkinderschule, sowie eine Näh- und Strickschule für ärmere Kinder unterhält.

In **Straußberg** stehen drei Brüder. Br. Menzel arbeitet seit 1863, und Br. Solbrig seit 1874 an der Schul- und Erziehungsanstalt. Jener ist nach Absolvierung der nötigen Examina definitiv als dritter Lehrer angestellt und giebt gegenwärtig täglich 4 Unterrichtsstunden, sonst ist er mit Aufsicht beschäftigt und trägt die Verantwortung für die allerdings nächstens eingehende Kleinkinderstation (von 5 bis 7 Jahren). Gegenwärtig sind 210 Kinder in der Anstalt, von denen fast hundert ihr durch das Zwangserziehungsgesetz zugeführt sind. Br. Solbrig hat als erster Aufseher den ganzen Tageslauf seiner Kinder zu überwachen und sie bei ihrer Arbeit im Hause und auf dem Felde anzuleiten. Br. Duve ist seit 1867 Aufseher in der Landarmen- und Korrigenden-Anstalt. Seit dem Tode des Br. Lorenz ist ihm die Pflege der jugendlichen Korrigenden übergeben, deren sich jetzt 30 in der Anstalt befinden. Unter ihnen sind 12 Nichtkonfirmierte. Seit zwei Jahren sind nämlich solche Zwangserziehungsknaben, deren Unterbringung in der Erziehungsanstalt bedenklich erschien, seiner Station zugewiesen worden. Oft sind sie diejenigen, bei welchen man noch am ersten auf guten Erfolg hoffen kann.

Es sei uns verstattet, nach **Brandenburg** nochmals unsere Betrachtung zu lenken. 1863 wurde Br. Rasper, bis dahin vom Johannesstift aus in Berlin als Stadtmissionar thätig, als Aufseher in die dortige Strafanstalt entsendet. Er sollte den von da an in der

Herberge zur Heimat stehenden Br. Horn ersetzen und wurde mit Rücksicht auf frühere Übung in der Krankenpflege zum Lazarettdienst beordert. Bisweilen war seine Stellung eine wirklich schwierige, doch zu anderen Zeiten, damals, als 10 unserer Brüder in der Strafanstalt zu Brandenburg standen, durchlebte er eine schöne Zeit. Noch danken es die damals in Brandenburg vereinigten Aufseher dem jetzigen Konsistorialrat Dr. theol. Krummacher, daß er sich als Pastor daselbst ihrer in Liebe angenommen hat. Zu den herbsten Erfahrungen des Br. Rasper gehört es, daß ihn 1875 einer der Gefangenen derartig über den Kopf schlug, daß er wie tot vom Platze getragen werden mußte. Folgen dieses Unfalls sind noch jetzt bemerkbar. Nach mehrfachem Wechsel der Beschäftigung steht Br. Rasper jetzt wieder im Lazarett, pflegt mit Treue und viel Mühe die Kranken und läßt es sich nicht verdrießen, als letztes Glied einer früher größeren Reihe von Brüdern nach Kräften in seinem Dienste auszuharren.

Ehe wir nun die Provinz Brandenburg verlassen, müssen wir noch eines Arbeitsfeldes gedenken, das nach zwei Seiten hin sich von allen denen unterscheidet, von welchen wir bis jetzt gesprochen haben: Br. Scurla gründete im Sommer 1876 selbständig, nachdem er in verschiedenen anderweitigen Gebieten thätig gewesen, eine eigene Anstalt und zwar für eine Art von Unglücklichen, deren Pflege außer dieser Anstalt nur noch in einer anderen allerdings größeren von unserer Brüderschaft geübt wird: wir reden von Schwachsinnigen und Epileptischen. In gesundester Gegend in dem zur Niederlausitz gehörigen Dorfe **Klein-Drenzig** kaufte Br. Scurla eine kleine herrschaftliche Besitzung und richtete sie zur Aufnahme von 12 Kranken ein. Er öffnete seine Anstalt gegen entsprechende Entschädigung Männern und Frauen, Erwachsenen und Kindern. 1881 wurde durch einen gründlichen Ausbau des Wohnhauses für 17 Kranke Platz beschafft. Doch als nun erst die Anstalt weit hinaus über die heimatlichen Grenzen bekannt wurde, galt es, nochmals einen großen Bau zu wagen. Er wurde mit Gottes Hilfe im Frühjahr 1883 vollendet. Nun ist für 60 Patienten, für den Lehrer der Anstalt und für die Helfer genügender Platz vorhanden. Eine ausgedehnte Landwirtschaft unterstützt den Haushalt des Ganzen. Die Zahl der bis zum 1. April 1883 aufgenommenen Kranken beträgt 48. Von diesen sind 22, teils als geheilt, teils als gebessert, teils als ungeheilt den Familien oder Behörden wiedergegeben worden. 3 Kinder hat der Anstaltsseelsorger einsegnen können. Die ärztliche Aufsicht über die

Kranken hat ein Arzt in der Nähe. Die Anstalt erhält sich selbst. Ihre Betrachtung hat uns schon der südlichen Grenze der Provinz Brandenburg nahe gebracht, die wir jetzt überschreiten, um unsere Rundschau in der Provinz Sachsen fortzusetzen.

---

11. Provinz Sachsen.

Wenn wir von alten Beziehungen unseres Hauses zur Provinz Sachsen reden, können wir nicht schweigen von dem, was Dr. Wichern mit Gottes Hilfe auf dem ersten großen Kirchentag vollbringen durfte, und doch sind wir uns bewußt, daß die Reden von Wittenberg kaum weniger in den Gegenden gezündet haben, die fern von der alten Lutherstadt liegen, als in der Provinz, deren Kanzel und Kapelle Wittenberg war und ist.

Man erzählt von Kirchen, deren Glocken oft Jahrzehnte hindurch keinen Ton laut werden lassen dann aber plötzlich ohne Küster und ohne Chorknaben anfangen gewaltig und immer gewaltiger zu dröhnen, bis es im weiten Umkreis keine Glocke mehr giebt, die nicht mitklingen müßte. Dann, so sagt man, soll es sein, als ob der Tauwind über die Berge eile, um den Frühling zu wecken. Ist's nicht, als ob in Wittenberg solche Wunderglocken hingen? Wie sie einst ganz Deutschland fortrissen in dem Sturmgesang der Lutherzeit: Ein feste Burg ist unser Gott!, davon wird dieses Jahr genug geredet werden. Ob sie wieder klingen werden beim nahen Lutherfest, liegt noch in Gottes Hand. Was sie aber in den Septembertagen des Jahres 1848 hinausriefen in die Städte und Dörfer, in Pfarren, in Bürgerhäuser und Edelsitze, dabei müssen wir einen Augenblick verweilen.

Zwar die Kirchentage bestehen nicht mehr, der letzte von ihnen kehrte wieder heim zur Provinz Sachsen, es war der in Halle 1872, aber sie werden unvergessen bleiben in der Geschichte der evangelischen Kirche. Was noch besteht von dem, was damals 1848 die Wittenberger Versammlung schuf, das sind die Kongresse für innere Mission der deutschen evangelischen Kirche, das ist vor allem die ganze große innere Mission als Arbeit der Kirche, nicht mehr vereinzelt betrieben in kleinen schüchternen Kreisen, nein, erkannt als Dankesschuld unseres christlichen Volkes an seinen Gott, geübt als gemeinsame Pflicht aller, die Jesum bekennen.

Am 21. September hatte man über die Begründung eines evangelischen Kirchenbundes beraten, am Vormittag des 22. September hatte man seine Ausgestaltung weiter besprochen, da trat bald nach Beginn der Nachmittagsversammlung Kand. Wichern auf, zunächst nur, um in die prinzipielle Behandlung der Frage, inwiefern die innere Mission dem Kirchenbunde zu unterstellen sei, mit einzugreifen. Man habe die Arbeit der inneren Mission angesehn als eine solche, die der Kirche entgegenarbeite, sie gar zu untergraben strebe. „Wenn nun diese Versammlung es ausspräche, daß der Kirchenbund Förderung und Schutz dieser Thätigkeit zukommen lasse, daß er die innere Mission in sich aufnehmen wolle, unbeschadet der notwendigen Freiheit derselben, so würde dieser Arbeit ein Stempel aufgedrückt, wovon ein Gottessegen ausgehen müßte." Am Ende dieser seiner ersten Ansprache äußert Kand. Wichern, daß er sich vorbehalte, zu einer anderen Stunde ausführlicher über die innere Mission zu sprechen. Aber die Versammlung, schon jetzt mächtig bewegt von seinen kurzen Worten, will nicht bis zu einer späteren Stunde warten, sofort solle er reden. Er thut es; improvisiert quillt die Rede von seinen Lippen mit einer Fülle von Beispielen, in großen Zügen, welche vielen wie die Lösung der Rätsel jener Tage erschienen, voll Geist, Kraft und Leben. Die ganze Versammlung steht unter dem Eindrucke der Revolution, sie kann es nicht leugnen, was der Redner sagt, daß es inmitten der Christenheit eine Gesinnung und Lebensgestaltung giebt, die sich dem Heidnischen nähert. „Man erinnere sich an die reisenden Handwerksburschen und ihre Herbergen. Wer die Orgien des Heidentums kennt, kennt noch nicht, was da geschehen ist und geschieht. Seit Karl V. existieren Gesetze dagegen, und die polizeilichen Institutionen kämpfen bis heute gegen dieses Übel. Sie werden es nicht überwinden. — Hier ist das Wesen unserer modernen revolutionären Klubs im geheimen vorgebildet gewesen. Hier hat es sich vorbereitet durch einen Weg, der Jahrhunderte beschreibt. Wie soll den Hunderttausenden begegnet werden zur Befriedigung ihrer religiösen Bedürfnisse? Wer hat hier mit Gottes Wort gearbeitet? Bis dahin hat sich erweislich niemand um diese Scharen bekümmert." Der Redner erzählt, wie die deutschen Handwerker im Inlande und in den Metropolen des Auslandes der Revolution entgegengetrieben wurden durch Atheismus, er sagt, daß Marr sich rühme, er habe allein tausende von deutschen Handwerksgesellen für den Bund vorbereitet, zur Aufnahme in die Verbindung gehöre aber ein entschiedenes Nein auf

die Frage: Glauben Sie an einen Gott? Aus eigener Erfahrung heraus redet Kand. Wichern vom religiösen Elend der deutschen Großstädte, es gäbe in der That Stadtteile, in denen 99/100 der Bewohner kaum noch im Zusammenhang mit der Kirche ständen. Fast unglaublich aber scheint, was er aus Gefängnissen berichtet. In Glückstadt, so sagt er, seien fortwährend an 800 Gefangene; das Bedürfnis einzelner Gefangener nach Hilfe bei Gott sei so groß, daß zwei schwere, aber heilsbedürftige Verbrecher einen Freundschaftsbund schlossen, um sich einen Trost zu schaffen, da sie sich im Innersten verlassen und verloren fanden. „Sie fühlten bald, es müsse eine Hilfe über den Menschen geben, aber Gott kannten sie nicht. Da machten sie sich ein überirdisches Wesen zurecht, einen Engel oder Geist, mit dem sie sprachen, zu dem sie beteten. So entsteht purer Götzendienst inmitten der Christenheit. — Ich habe an meinem Tisch mit solchen entlassenen, hilfesuchenden Verbrechern gegessen und kenne ihre Not und weiß, wie wenig Erbarmen für sie auf Erden wohnt. Tausende von ihnen werden eine Pest für das Vaterland, gegen das sie sich in letzter Zeit vielfach gewaffnet haben."

Mit dem Satze: „die Liebe hat das scharfe Auge, alles zu sehen," beginnt nun der Redner zu zeigen, was die Bußpredigt der Revolution von den deutschen Christen fordere. Er erinnert an das Wirken edler Frauen wie Amalie Sieveking, an Falk, von der Recke und Zeller, an mancherlei christliche und humane Vereine, aber doch sei dies alles, an das Bedürfnis gehalten, wie ein Nichts. England habe viel mehr gethan mit seinen Lumpenschulen, mit seinen Sonntagsschulen, mit seiner Stadtmission. „Die verschiedenen Nationen beginnen voneinander zu lernen, um den Bau des völkerrettenden Werkes der inneren Mission immer vielseitiger, tiefer ins Volksleben eindringend in — wer weiß welche! — Zukunft seiner größeren Vollendung entgegenzuführen. Wir kehren in unsere eigene Heimat, die deutsch-evangelische Kirche, zurück. Die ganze und volle Entfaltung der inneren Mission thut in derselben zur Rettung des Volkes not. Sie muß im Bunde mit dem, was die evangelische Kirche bis heute an Wahrheit bewahrt und gewonnen hat, die Macht unserer Kirche werden; sie ist unserer Kirche eingeboren, um jetzt von ihr ausgeboren zu werden. Es bedarf einer Reformation oder vielmehr Regeneration aller unserer innersten Zustände." Staatlich, kirchlich und sozial sei die Aufgabe der inneren Mission. Daß sie staatlich sei, habe die Revolution bewiesen. Als Beispiel

für ihre soziale Seite führt Kand. Wichern seine Erlebnisse in Schlesien an, wo er die Not von 4000 Waisen und eines großen Teiles der Bevölkerung genau kennen zu lernen Gelegenheit gehabt habe. Doch vor allem sei der kirchliche Notstand ins Auge zu fassen. Gegen Ende der Rede findet sich jene oft gedruckte, oft gelesene große Stelle: „Meine Freunde, es thut eins not, daß die evangelische Kirche in ihrer Gesamtheit anerkenne: „die Arbeit der inneren Mission ist mein!", daß sie ein großes Siegel auf die Summe dieser Arbeit setze: „Die Liebe gehört mir, wie der Glaube." Die Liebe muß in der Kirche als die helle Gottesfackel flammen, die kund macht, daß Christus eine Gestalt in seinem Volke gewonnen hat. Wie der ganze Christus im lebendigen Gotteswort sich offenbart, so muß er auch in den Gottesthaten sich predigen, und die höchste, reinste, kirchlichste dieser Thaten ist die rettende Liebe."

Dr. Wichern hat einmal gesagt, nur zweimal habe er in seinem Leben bei Reden das volle Bewußtsein gehabt, daß Gott in besonderem Maße in ihm sei und ihm die Macht des Wortes verleihe: das erstemal als junger Kandidat bei einer Sonntagschulversammlung im Hamburger Schneideramthause, das zweitemal beim ersten Wittenberger Kirchentage. — Mit Ja und Amen stimmte die Versammlung in der Wittenberger Schloßkapelle in Kand. Wicherns Antrag ein, daß unter die Gegenstände, mit denen die konföderierte Kirche zu thun haben werde, die innere Mission aufzunehmen sei.

Am folgenden Tage erörtert Kand. Wichern in der Nachmittagssitzung den Gedanken, ob man nicht einen Ausschuß für innere Mission bilden könne, der die Werke der christlichen Liebe vor Vereinzelung schütze und ohne Beeinträchtigung ihrer Freiheit organisierend und kräftigend wirke. „Durch die Vermittlung eines solchen Ausschusses würde es möglich, daß alle voneinander lernten, nähmen und gäben, daß das Blut der Liebe in allen Adern zirkulierte. Segnete der Herr diesen Bund und würde durch dieses Medium ein lebendiger Kontakt aller evangelischen Liebesarbeiten der inneren Mission in ihren Hauptgliedern veranlaßt, so würden von solcher Stelle erfahrungsreiche Weisheit und leuchtende und zündende Blitze der volksrettenden Liebe ausgehen; es würde eine große Akademie der evangelischen Liebe sich erbauen."

Daß dieser Mahnung die Gründung des Ausschusses folgte, und daß dieser sein Werk nicht vergeblich getrieben hat, ist bekannt.

Man könnte fragen, warum wir so lange bei dem Tag von Wittenberg verweilt haben, zumal es sich in dieser Schrift zunächst nur um den gegenwärtigen Bestand unserer Brüderarbeit handelt. Der Grund ist dieser: Immer wieder müssen wir, wenn wir in den einzelnen Ländern und Provinzen von dem Entstehen unserer Arbeitsfelder reden, an Vorträge und sonstige Anregungen Dr. Wicherns erinnern. Was er im einzelnen Falle gesprochen hat, wissen wir oft nicht und auch da, wo wir es wissen, konnten wir es nicht im einzelnen wiedergeben. Darum suchten wir nach einer Stelle, an der in kurzen Zügen ein Bild von der Wirkung gegeben werden konnte, die Dr. Wichern auf weite Kreise ausgeübt hat, und welche konnte passender sein als diese?

Nur eine Anstalt haben wir in der Provinz Sachsen zu nennen, bei der wir eine Nachwirkung des Wittenberger Kirchentages in etwas nachzuweisen vermögen. Sie liegt entfernt von dem Ganzen der Provinz auf einer in das Vogtland eingestreuten Enklave in Gefell und heißt das Michaelisstift, Rettungshaus für Mädchen. Thränensaat, Freudenernte steht über der Geschichte dieses Hauses. Sein Begründer, der damalige Diakonus in Gefell Bauerfeind erzählt von ihr folgendes: „Als dringendstes Bedürfnis der hiesigen Gegend erschien mir schon seit lange eine Erziehungsanstalt für die armen im Bettel aufwachsenden Kinder. Nach mancherlei Bedenken in Ansehung der hiesigen armen und abgelegenen Gegend, als ich mir schon zur Gründung einer Anstalt einen anderen Wirkungskreis aufsuchen wollte, gefiel es dem Herrn, mein Herz hier anzubinden und zugleich den Gedanken an eine Erziehungsanstalt für arme Kinder so in mein Gewissen zu werfen, daß er mir Gemüts- und Gewissenssache, und das Wagnis seiner Ausführung mir zu einer unabweislichen Notwendigkeit wurde. Im vergangenen Winter nämlich brach eine Scharlachepidemie im hiesigen Orte aus, die in der Kinderwelt wahrhaft wütete. Schon schien die Krankheit, nachdem sie unerhört viele Opfer hingenommen, ausgetobt zu haben, als sie in der zweiten Passionswoche auch in mein Haus einbrach. Mein ältestes Kind, ein frommes, reichbegabtes Töchterlein von 6 Jahren wurde zuerst ergriffen und lag nach sechstägiger Krankheit als Leiche vor mir. An ihrem Sterbetage erkrankte mein ältestes Söhnlein, und nach 6 Tagen mußte ich auch ihm die Augen zudrücken, und als ich dies that, sah ich bereits auch mein zweites Töchterlein daneben am Scharlach erkrankt liegen, und nach dreiwöchentlichem

Leiden hauchte auch dies Kind seine Seele vor mir aus. Am Osterfest, während unter Zeichen der Genesung mein zweites Töchterlein noch krank lag, predigte ich über Joh. 21, 15—19. Mir war, als hätte der Herr auch an mich zweimal die Frage gerichtet: hast du mich lieb? lieber als diese Kindlein? und schon suchte ich mich im stillen zu rüsten auf die große Betrübnis, dieselbe Frage zum drittenmal hören und beantworten zu müssen. Und als die dritte Leiche vor mir im Sarge lag, da war auch die höhere Liebe zu dem, der sein Leben für mich gegeben, mein einziger Trost und Ersatz. Als ich dann am Grabe meines dritten Kindes stand, und mein Amtsbruder den Mund aufthat, mich zu trösten, da war sein Wort das Wort des Herrn an Petrus: hast du mich lieber, so weide meine Lämmer! So kam es, daß sowohl das um die hingegangenen Lieblinge trauernde Gemüt, als auch das bei seinem Heiland suchende Herz den früheren Gedanken an eine Erziehungsanstalt für arme Kinder mit großer Liebe umfaßte und in ihm Trost und Befriedigung suchte." Soweit die eigenen Worte des Begründers. Noch ehe er sein Vorhaben öffentlich bekannt gemacht hatte, flossen ihm Gaben zu, zu deren Erstlingen ein durch Pastor Treviranus in Bremen vermitteltes Geschenk gehörte. Vor allem halfen der Fortentwicklung der Anstalt die Fürsorge des Dr. Möller in Magdeburg und die Nachwirkungen der Worte, die Dr. Wichern in Wittenberg und Nürnberg gesprochen hatte. So konnte der Gründer, nachdem auch eine Pflegerin sich freiwillig und unentgeltlich zur Verfügung gestellt hatte, am Michaelistage 1849 das erste Kind in seine Amtswohnung aufnehmen. Nach Verlauf eines Jahres mußte ein eigenes Gebäude angekauft und eingerichtet werden. An seiner Stelle wurde ein größeres Haus vor der Stadt bezogen, kurz bevor das bisherige Anstaltsgebäude in Flammen aufging. Wegen der Vermehrung der Kinderzahl berief der inzwischen gebildete Vorstand Br. Lüttke als Hausvater. Sein Nachfolger, Br. Dierks, bewohnt jetzt mit seinen ca. 30 Mädchen ein eigenes neuerrichtetes Anstaltsgebäude. Die Zahl der Entlassenen beträgt 129.

Eine fromme Gründung früherer Zeit ist die Kepler-Hertzersche Krankenhausstiftung zu **Wernigerode** a. H. Im Jahre 1803 machte der Graf Christian Friedrich zu Stolberg-Wernigerode dem Stadtmagistrate den Vorschlag, auf dem Rimketurme eine kleine Wohnung mit zwei Stuben für Kranke einrichten zu lassen. Der Magistrat ging auf den Vorschlag ein. Doch scheint dieser erste Anfang zu einer

Krankenstiftung dadurch seinen Zweck verfehlt zu haben, daß einigemal in das Turmgebäude aufgenommene Personen es vorzogen, auch nach Verlauf ihrer Krankheit die Krankenstuben als eine angenehme Freiwohnung anzusehen. Ihr Beispiel forderte andere zur Nachahmung auf, und schließlich wohnten 13 Leute ohne Grund und Recht im Rimketurme zusammen. Erneuert wurde die Stiftung dadurch, daß der Hofrat Bode ihr 200 Thlr. und sein Mobiliar vermachte. Nach seinem 1823 erfolgten Tode wurde im Turmgebäude der Nikolaikirche eine Krankenstube eingerichtet. Nachdem auch der 1827 verstorbene Pastor Kepler von Unserer lieben Frauen testamentarisch sein in Nöschenrode gelegenes Haus und 800 Thlr. zur Krankenpflege bestimmt hatte, nahm Christoph Hertzer zu Wernigerode die Krankenhaussache in seine Hand und baute das von ihm gekaufte noch jetzt benutzte Krankenhaus aus. Im Laufe der Zeit ist an dem Hause viel gebessert worden, so daß in seine 11 heizbaren Zimmer jetzt 34 Kranke aufgenommen werden können; doch ist eine volle Besetzung des Krankenhauses noch nie nötig geworden. Durch mehrere zum Teil recht ansehnliche Stiftungen ist der Anstaltsbesitz auf 53,000 ℳ und circa 20 Morgen Land gestiegen. Aufgenommen sind im ganzen ca. 5000 Kranke, 1882 wurden 142 Kranke mit fast 5000 Verpflegungstagen aufgenommen. Als Nachfolger des Br. Cortz trat 1874 der jetzige Hausvater Br. Gericke ein.

Ebenfalls in einem Krankenhause steht seit 1865 Br. Finke, nämlich in dem städtischen Krankenhause zu **Torgau**. Stadtarme, erkrankte Dienstboten und Gesellen sowie krank gewordene Handwerksburschen sind seine hauptsächlichsten Gäste. Doch befinden sich daneben in besonderen Räumlichkeiten Leute, welche alt und gebrechlich sonst keine Heimat haben würden. Soweit möglich, werden diese mit leichten Arbeiten beschäftigt. Das Haus selbst ist 1540 erbaut und seit 1811 als Krankenhaus eingerichtet. Die gewöhnliche Jahressumme ist: 100 bis 110 Kranke mit 3000 bis 4200 Verpflegungstagen. Im letzten Winter betrug die Minimalsumme aus beiden Abteilungen 30.

Den Schluß unserer Betrachtung der Provinz Sachsen machen wir mit einer Wanderung durch vier meist vor kurzer Zeit erst entstandene Herbergen zur Heimat. Eine nur hat eine längere Geschichte hinter sich.

In **Erfurt** gründete Ende der fünfziger Jahre ein junger Schuhmacher auf eigene Hand mit nur 400 Thaler eigenem Vermögen eine Herberge zur Heimat. Natürlich wuchsen ihm die Bau- und

Einrichtungskosten bald über den Kopf und er suchte ein Komitee zu gewinnen, das für ihn einträte. Er suchte nicht vergebens. Die Beiträge, zu welchen das neue Komitee aufforderte, gingen aber so spärlich ein, daß man schon nahe daran war, die ganze Sache wieder aufzugeben, zumal da jener Schuhmacher kein rechtes Vertrauen einflößte. So stand ihm der Konkurs vor der Thür. Noch einmal wurde der Versuch gemacht, Gelder zu gewinnen. Der Herr sprach dazu sein Amen, und der Betrieb der Herberge begann im Jahre 1860. Doch noch jahrelang blieb sie dem Vorstande ein schweres Sorgenkind. — Da trat 1867 Br. Griese als Hausvater ein, teils im Rauhen Hause, teils im Johannesstift gebildet, dem ersteren als Freibruder angehörend. Schon nach wenigen Monaten bekam unter seinen Händen die Herberge ein ganz anderes Ansehn. Seit 1870 braucht sie keine Beiträge mehr, seit 1874 kann sie den Aktionären 5 % Zinsen zahlen und Schulden abtragen. 1882 wurden 2 neue Seitengebäude errichtet, und auch nach dieser Ausgabe ist zu hoffen, daß wenn Gott den Hausvater erhält, die Herberge in 3—4 Jahren schuldenfrei dasteht. Der Männer- und Jünglingsverein hat nach wie vor sein Domizil in der Herberge. Er besteht jetzt aus 53 Mitgliedern, meist unverheiratete Meister, Gesellen und Lehrlinge. Herr Lehrer Starkloff leitet die Gesangstunden und hat mit Treue und Geschick einen ganz trefflichen Gesangchor herangebildet, Lehrer Kott hält alle 14 Tage einen Vortrag, während die Pastoren der Stadt in die 14tägigen Bibelstunden sich teilen, an denen die Mitglieder des Vereins wie die Fremden in der Herberge sich zahlreich beteiligen. Familienabende alle vier Wochen, Geselligkeitsabende am Sonntag, gemeinschaftliche Spaziergänge und regelmäßige Weihnachtsfeier sind recht gern gesehen und finden erfreuliche Teilnahme. Das Hospiz ist in das neue Seitengebäude links verlegt, hat Aussicht in den Garten und auf den Spielplatz der Kleinkinderbewahranstalt. Wenn irgend eine Herberge zur Heimat, so ist diese als eine Musterherberge zu bezeichnen. Daß Br. Griese bei der Konferenz unserer Herbergsväter 1881 einen Vortrag über die Missionsaufgabe der Herbergsväter gehalten hat, haben wir schon erwähnt; er weiß aber dieser Aufgabe auch nach allen Seiten hin gerecht zu werden. Bemerkenswert mag uns auch das scheinen, was wir von der Entstehung der Herberge zur Heimat in **Eisleben** wissen.

Schon seit längerer Zeit war die Gründung einer Herberge zur Heimat in der alten Lutherstadt als ein Bedürfnis erkannt worden.

Doch fehlte der Mut, ohne eine bestimmte Weisung von oben vorzugehen. Da traf es sich, daß bei der Nachfeier des Missionsfestes im September 1877 ein unbekannter junger Mann sich das Wort erbat. Er habe, sagte er, vor Jahren als Schneidergeselle in Eisleben gearbeitet und denke mit Beschämung an die Wege, auf denen er und seine Genossen damals gewandelt. Seitdem sei er in einer andern Stadt Mitglied eines Jünglingsvereins geworden und habe den Herrn und seinen Frieden gefunden. Jetzt, auf der Durchreise, fühle er sich in seinem Gewissen gedrungen, allen christlichen Männern seines früheren Wohnorts die Sorge für das sittliche und geistliche Wohl der Handwerksgesellen an das Herz zu legen.

Eine solche Anregung, die so bestimmt und ungesucht herantrat, unbeachtet zu lassen, schien unmöglich. Ein kleiner Kreis von Männern trat zusammen, um zu beraten, was zu thun sei. Es wurde beschlossen, zuerst den Boden für einen Jünglings-Verein zu schaffen und die Gründung einer christlichen Herberge zu versuchen. Es wurde, nach vorhergehenden Mitteilungen in den Blättern, eine öffentliche Versammlung, namentlich von Handwerksmeistern, berufen, und der überaus zahlreiche Besuch derselben zeigte, wie das Bedürfnis einer guten Herberge empfunden werde. Einstimmig wurde die Gründung einer solchen beschlossen. Nun handelte es sich darum, die Mittel herbeizuschaffen. Der Herr Oberpräsident bewilligte die Abhaltung einer Hauskollekte in den Mansfelder Seekreisen, und Dank dem unermüdlichen Eifer des Herrn Diakonus Stier, der von Dorf zu Dorf fuhr, kam die für die dortigen Verhältnisse ganz erstaunliche Summe von 6225 ℳ zusammen. Jetzt säumte das erwähnte Komitee nicht länger, ein Haus zu kaufen. Am 5. Dezember 1878 konnte die Herberge zur Heimat feierlich eröffnet werden. Pastor Rothe führte die Hauseltern, Br. Probst und seine junge Frau, in ihr neues Amt ein. Gleich am ersten Abend waren sämtliche 12 Betten besetzt, noch im ersten Winter mußte ihre Zahl auf 21 erhöht werden, jetzt sind es 30, dazu noch 5 einfachere Lagerstätten. Im September 1880 wurden die Hauseltern Probst, welche mit Umsicht und Treue der Anstalt in ihrer Gründungszeit vorgestanden, abberufen; an ihre Stelle trat Br. Oldenburg. Das letzte Jahr brachte ihm etwa 6000 fremde Gäste. Auch der ursprüngliche Zweck, welchem die Herberge ihre Gründung verdankt, ist seit zwei Jahren erfüllt worden, indem ihre Räume jetzt einem evangelischen Jünglingsverein dienen.

Die Herberge zur Heimat in **Halberstadt** verdankt ihre Entstehung wesentlich der Anregung sowie der Opferwilligkeit des Herrn Superintendenten Nebe, welcher im Verein mit 12 christlich gesinnten Männern durch einen im Herbst 1881 erlassenen Aufruf das Interesse für die wichtige Angelegenheit in weitere Kreise trug. Die Anstalt wurde am 7. Mai 1882 mit 24 Betten für Fremde und 8 Betten für Einlogierer eröffnet. Der Verkehr war von Anfang an ein so reger, daß schon nach Verlauf von 2 Monaten die Zahl der Fremdenbetten um 4 vermehrt werden konnte. Im Vorderhause befindet sich ein Vereinszimmer, welches vornehmlich von einem gleichzeitig mit der Herberge gegründeten, gegenwärtig aus 30 Mitgliedern bestehenden evangel. Jünglingsvereine benutzt wird, der wöchentlich zweimal seine Versammlungen abhält.

Nachdem die Herberge im Mai des Jahres 1881 eröffnet war, zeigt sich eine Steigerung der Frequenz. Im Durchschnitt übernachteten bisher täglich 20 Fremde in der Herberge, bis im Januar und Februar 1883 die höchste Stufe erreicht war. (590.) Die 8 Betten für einheimische Handwerksgesellen (Schlafburschen) sind in der Regel sämtlich besetzt. Es ist gegründete Aussicht vorhanden, daß die Anstalt, welche schon jetzt die Betriebs- und Unterhaltungskosten deckt, zur Abtragung ihrer Schuldenlast wird schreiten und dann ohne Zuschuß bestehen können. Hausvater ist Br. Voigt.

Im April 1878 wurde die Herberge zu **Zeitz** eröffnet. Als Herbergsvater zog Br. Proske ein. In den ersten 9 Monaten ihres Bestehens beherbergte er 3473 Gäste, im folgenden Jahre sank ihre Zahl um ein beträchtliches, jetzt beginnt sie wieder zu steigen.

Eine Stiftung ganz eigener Art ist die Hausfleißschule zu **Wiesenburg.**

Auf der Brandtsheide gelangt man durch Buchenwald und Tannenforste zu einem mittelalterlichen Schloßgebäude, der Wiesenburg. Wagen wir es, unter das Dach der Schloßherrin, Gräfin E. von Fürstenstein zu treten, so wird sie uns bald in einen ihrer großen Säle führen. Hier sieht es ganz eigentümlich aus. Scheint es nicht, als hätten hier soeben noch Meister und Gesellen gesessen bei emsiger Arbeit? Da tritt Br. Teßmer ein, und bittet, mit allen Fragen der Neugier bis zum Abend zu warten. Der Abend kommt und mit ihm kommen 15 Dorfknaben ins alte Schloß, sie setzen sich um den Bruder herum und beginnen zu arbeiten, als sollten sie

noch heute die ganze Welt mit Bürsten, Körben, Strohmatten, ja auch mit Schreibebüchern und anderen nützlichen Dingen versehen. Und noch mehr; einer der Knaben erzählt uns: „es dauert nicht mehr lange, dann dürfen wir auch schnitzen.“ — Was wollt ihr denn schnitzen? — Kasten, Rahmen, Deckel und wer weiß was noch alles! Wir setzen uns hin zu den Kindern, singen mit ihnen ein frisches, fröhliches Lied nach dem andern, müssen uns auch wohl bequemen, ihnen bei einem munteren Spiele zu helfen. Zuletzt wünschen sie alle eine gute Nacht und eilen davon. Wir bleiben bis zum andern Tag, um die Tagesarbeit des Bruders kennen zu lernen. Er erzählt, daß drüben im Luisenstifte, einem Asyl für Arme und Kranke, eine Schwester die Mädchen des Dorfes in ähnlicher Weise um sich sammelt, auch redet er von einer Sonntagsschule mit 100 Kindern, und führt uns dabei zu seinen Pflegebefohlenen, den Armen und Kranken. Und wenn er dann seine Tagesarbeit gethan hat, sitzt er wieder im Schloß in einem Kreis junger Leute. Diesmal sind es Knechte, Lehrlinge und Gesellen, welche sich vor allem an den langen Winterabenden mit Schachbret und Dame, mit Gesang und guter Lektüre, wohl auch nach Wunsch mit Hausfleißarbeiten unterhalten. Seit kurzem nennen sie sich Jünglingsverein und rechnen sich zum östlichen Jünglingsbunde.

Noch einmal sei uns erlaubt, an die Thätigkeit Dr. Wicherns in der Provinz Sachsen zu erinnern, und zwar jetzt an seine Vorträge in Magdeburg, denn diese haben den ersten Anstoß gegeben zur Begründung einer Brüderanstalt für Sachsen. Philipp von Nathusius hat es immer dankbar bekannt, daß er durch Wicherns begeisterten Aufruf und durch seinen Umgang ermutigt worden ist, auf dem ihm gehörenden Lindenhof in Neinstedt Hand ans Werk der inneren Mission zu legen. Die Brüder- und Knabenanstalt daselbst wurde durchaus nach dem Vorbild des Rauhen Hauses eingerichtet. Ihre zwei ersten Inspektoren, Vogel und Fleischlen, waren frühere Oberhelfer unserer Anstalt. Und die Freundschaft älterer Zeiten ist nicht erloschen, vielmehr hat der jetzige Vorsteher von Neinstedt die früheren Beziehungen gar treu bewahrt und gepflegt.

In Summa arbeiten in der Provinz Sachsen 7 Brüder, denen 8 Freibrüder zur Seite stehen. Sie gehören zu dem Verbande Sachsen-Thüringen, welcher von dem um das Werk der inneren Mission hochverdienten Vorsitzenden des Provinzialvereins für innere Mission, Herrn Pastor Hesekiel in Sudenburg bei Magdeburg geleitet wird.

Ihm danken unsere sächsischen Brüder für viel treue Fürsorge und unermüdliche Mitarbeit.

Von Sachsen wenden wir uns zu einer Provinz, welche ein ganz eigenartiges großes Arbeitsfeld besitzt, zu Hannover.

12. Hannover.

Aus Hannover stammt das Wort: „Innere Mission". Dr. Lücke in Göttingen hat es zuerst gebraucht, dann aber wurde es durch Dr. Wichern vom Rauhen Hause aus Gemeingut aller christlichen Kreise. Der Gedanke der inneren Mission erwarb sich in Hannover erst später als in den übrigen Provinzen einen größeren Freundeskreis. Es hat diesem Lande ein Ort gefehlt, von dem aus wie von Züllchow in Pommern, von Warschowitz und Liegnitz in Schlesien, vom Johannesstift in Berlin Anregungen und fruchtreiche Gedanken, ausgehen konnten. Lange Zeit war die innere Mission in Hannover einer ausländischen Pflanze vergleichbar, die in dem neuen Boden nur langsam gedeiht. Erst seit 1869 hat es im Stephansstift vor den Thoren seiner Hauptstadt eine Brüderbildungsanstalt erhalten, verbunden mit umfangreichen Anstalten für Kinder, Präparanden und Kranke.

Nur ein Gebiet ist es, auf welchem Hannover frühzeitig eine eigenartige bedeutende Thätigkeit entfaltet hat: die Armenpflege. Schon bei der allgemeinen Betrachtung unserer Arbeit an den öffentlichen Armen konnten wir unserer alten Beziehungen zu den Armenhäusern Hannovers gedenken. Vor allem in Ostfriesland hat man einer gesunden Ordnung der Armenpflege große Aufmerksamkeit geschenkt.

Wie die alten hannoverschen Armenordnungen ausweisen, sah man schon vor Jahrhunderten auch in Hannover die Armenpflege als gemeinsame Pflicht des Staats und der Kirche an. Amtsherren und Prediger, Leute vom Rat und Männer aus den Kirchenvorständen sorgten gemeinsam für Unterkommen und leibliche wie geistige Bewahrung der Armen. Meist trugen die „Gasthäuser" — so nannte man die Zufluchtsorte der Obdachlosen — einen rein konfessionellen Charakter. So bestanden in **Leer,** nahe der Emsmündung, bis zum Jahre 1873 zwei große Gasthäuser, ein lutherisches und ein reformiertes. Das lutherische soll in früheren Jahren bis an 150 und das reformierte bis an 100 Insassen gehabt haben. Und doch gelang es gerade in

jenen Zeiten, wo diese Armenhäuser schon durch ihre kirchliche Sonderung scheinbar das Gedeihen eines Lebens in ernster christlicher Zucht befördern konnten, sehr wenig, auch nur den Forderungen bürgerlicher Sittlichkeit zu genügen. Männer, Frauen und Kinder wohnten und schliefen wenigstens im lutherischen Gasthaus in denselben Räumen und die Stätte kirchlicher Barmherzigkeit wurde zu einem Ausgangspunkt des Lasters. 1873 übernahm nun die Stadtverwaltung die gesamte Armenpflege. Ein erstes Zeichen für die Notwendigkeit dieser Änderung war es, daß die Armenhäuser leerer und leerer wurden. Nur die, welche sich bei wirklicher Armut einer strengen Hausordnung unterwerfen wollten, blieben zurück. Am 10. Oktober 1874 begann in dem neu eingerichteten lutherischen Gasthause eine geordnete Armenpflege mit 13 Männern, 37 Frauen und 16 Kindern beider Bekenntnisse. Jetzt versorgt Br. Breetsch eine Hausfamilie von 107 Seelen und versteht es meisterhaft, sich die nötige Achtung und den schuldigen Gehorsam zu erwerben.

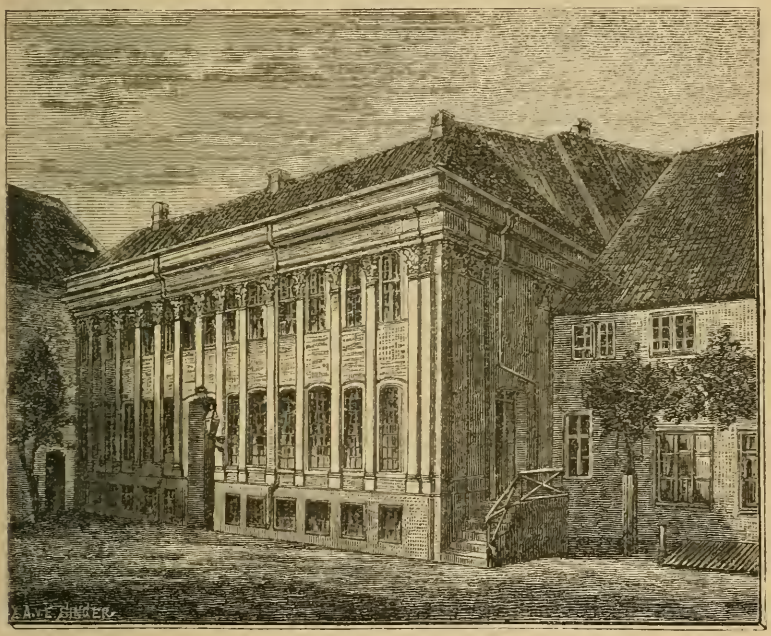
Auch das nahe gelegene **Emden** hatte bis 1872 eine kirchliche Armenpflege, aber hier hatten sich die Lutheraner und die Reformierten zu gemeinsamem Wirken vereinigt. Nur die übrigen Konfessionen sorgten gesondert für ihre Armen. Als aber dann das Gesetz über den Unterstützungswohnsitz eine Neuordnung der betreffenden Verhältnisse forderte, trat auch in Emden vom Magistrat begründet, eine Armen-Arbeitsanstalt ins Leben. In Räumen, die einst einer Kaffee- und Gastwirtschaft dienten, verpflegt Br. Panzer nach dem Jahresdurchschnitt gerechnet 120—130 Personen. 9211 Arme hat er schon bei sich aufgenommen; allerdings sind manche in dieser Zahl wiederholt mit einbegriffen, da es eine alte Armenhauserfahrung ist, daß wenn im Herbst die Vögel nach dem Süden ziehen, auch stets größere Scharen von Armen ins Armenhaus kommen, um im Frühjahr wieder ein freies Leben zu beginnen, bis von neuem der Winter herannaht. Diese Leute und auch alle arbeitsfähigen dauernden Bewohner des Armenhauses müssen in verschiedenster Weise arbeiten. Br. Panzer leitet die Thätigkeit des ganzen Hauses, in welchem übrigens sehr billig gespeist wird, denn während in vielen Armenhäusern der Tagesdurchschnitt für die Kost eines gesunden Armenhäuslers ca. 22 ₰ beträgt, sättigt Br. Panzer seine Tischgenossen durchschnittlich mit 17 ₰.

Ein Denkmal der Frömmigkeit aus vergangenen Tagen ist auch die Zwangsarbeitsanstalt zu **Dornum.** Einst — es mag wohl

um das Jahr 1634 gewesen sein — lebte in dem alten Hause derer von Dornum eine milde Frau, die Gräfin Etta. Sie stiftete in Dornum, einem Orte hoch im Norden Ostfrieslands, nicht weit von Norderney gelegen, ein Gasthaus für die „Herrlichkeitsgemeinden" Dornum, Dornumergrode und Schwittersum. Ein geräumiges Wohnhaus, große Wirtschaftsgebäude und ein Besitz von 120 Morgen Land geben uns Zeugnis, daß Gräfin Etta nicht mit karger Hand gespendet hat. Wer in den letzten zwei Jahrhunderten im Gasthaus zu Dornum gelebt hat, wer will es sagen? Für uns beginnt seine Geschichte mit dem Jahr 1867, in welchem unter Leitung des vorhin bei Emden erwähnten Br. Panzer die Umwandlung des alten Gasthauses in eine den Forderungen unserer Tage genügende Zwangsarbeitsanstalt vollzogen wurde. Jetzt führt Br. Held die Leitung, er ist Familienvater der Männer, seine Frau ist Armenmutter der Frauen und beide sorgen mit besonderer Aufmerksamkeit für die ihrer Pflege befohlenen Kinder. Über der Eingangsthür des Hauses steht als Sinnspruch: „Der Armut eine Zuflucht, der Trägheit Arbeit und der Verwahrlosung Erziehung."

Ebenfalls auf einem Boden, der von dem kirchlichen Sinn unserer Vorfahren redet, steht das Armenhaus zu **Lüneburg.** Ein Kloster, St. Maria geweiht, wurde 1229 von einem Enkel Heinrichs des Löwen, dem Herzoge von Braunschweig-Lüneburg Otto dem Kinde gegründet. Bis 1555 wohnten in ihm Barfüßer, die Armen unter den Mönchen. In diesem Jahre aber mußten sie dem Vordringen des Luthertums weichen. 1637—1701 war dann das alte Kloster Armen- und Waisenhaus, 1811 aber machte das französische Gouvernement aus ihm ein Korrektionshaus für das Departement der Elbmündung. 1813 kam es als Armen- und Zuchthaus wieder in deutsche Hände und ist seit 1853 ausschließlich den Zwecken der Armenpflege überwiesen. Seine Verwaltung gehört zu dem Geschäftskreise des Magistrates der Stadt. Seit 1876 ist in einem Seitenflügel des Armenhauses, getrennt von den Räumen der „Präbendener" eine Krankenstation für Fußkranke und sonst leicht zu verpflegende „arme Reisende" eingerichtet worden. 1881/82 wurden von Kranken dieser Art 180, 1882/83 137 in ihr verpflegt. Im Armenhause befinden sich gegenwärtig 70 Personen, unter ihnen neun Kinder. Neben einem jährlichen Zuschuß von ca. 8000 M seitens der Stadtverwaltung sind es die Arbeitslöhne der Armen, welche die Kosten des Haushaltes bestreiten. Sie brachten dem Armenhause 1881/82 eine Summe von 1148 M, 1882/83 von 1016 M

ein, während in den beiden genannten Rechnungsjahren der zu gunsten der Armen verwendbare Überverdienst 143 ℳ und 122 ℳ betrug. Um schließlich noch einen Teil der freien Armenpflege zu erwähnen, welcher in dem von Br. Mandt geleiteten Lüneburger Armenhause seinen Mittelpunkt findet, so wurde im Winter 1881/82 mit der Anstaltsküche eine solche zur Bereitung sogenannter Rumfordscher Suppen verbunden, aus welcher während der Monate Januar, Februar und März 300 Stadtarme gespeist werden.



Das Armenhaus zu Lüneburg.

Zwar nicht an kirchliche Stiftungen, aber doch an Zustände aus alter Zeit erinnert uns im Süden Hannovers das Armen-, Kranken- und Waisenhaus zu **Hameln**. Einst stand in Hameln, als die Stadt noch Festung war, eine Kaserne, die man den Stockhof nannte. Sie wurde leer, als die Garnison anderswohin verlegt ward, und man benutzte sie als Werk- und Arbeitshaus für Vagabunden, wohl auch als Asyl für Schwache und Kranke. Später erhielt das Gebäude seinen jetzigen Namen. Doch wäre es irrig, aus diesem Namen zu schließen, daß die in ihm verpflegten Kinder in ihrer Mehrzahl Waisenkinder

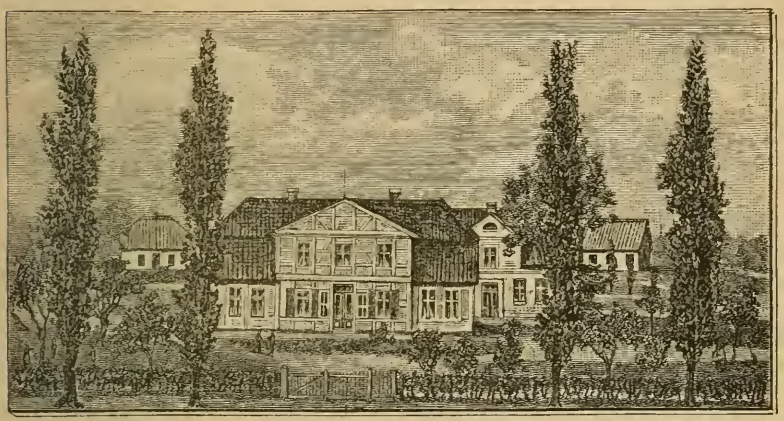
seien. Zur Zeit sind es größtenteils Kinder, deren liederliche und verkommene Eltern nicht imstande sind, sie zu erziehen, und zum Teil auch selbst in diese Anstalt gebracht sind. Im ganzen verpflegt Br. Bolte jetzt 26 Kinder, 24 Kranke und 30 Arme. Früher mußte die Generalarmenkasse und die Kämmereikasse zu den Unterhaltungskosten einen Beitrag gewähren, jetzt aber erzielt Br. Bolte jährlich mehrere hundert Mark Überschuß.

Ohne Vorgeschichte, als Gründungen der Neuzeit stehen die Armenarbeitshäuser zu **Osnabrück** und **Großefehn** da. Das schon flüchtig erwähnte Armenhaus für Osnabrück ist ein früheres Logierhaus für Bergleute und liegt im Gemeindebezirk Lechtingen. Neben einem Haus für Männer steht ein solches für Frauen. Zur Zeit bergen beide Häuser 30 Personen. Als ein Mißstand für die von Br. Eichner geleitete Anstalt muß ihre große Entfernung von der Stadt Osnabrück bezeichnet werden, wohin zumeist die geschäftlichen Beziehungen für die arbeitenden Armenhäusler weisen. — Wieder nach Ostfriesland zurück führt uns die Betrachtung des Armen-Arbeitshauses zu Großefehn. Auf Anregung des seligen Pastor Leiner 1864 gegründet, hat diese Anstalt zu Zeiten auch Rettungshauskinder beherbergt, jetzt leben in ihr unter Aufsicht des Br. Wilske 7 Erwachsene und 15 Kinder. Die Jahresrechnungen weisen nach, daß ohne dies Armenhaus sich die Ausgaben der Armenverwaltung fast auf das Doppelte belaufen würden. —

Als von uns verlassene Arbeitsfelder auf dem Gebiet der Armenpflege Hannovers haben wir zu nennen die Anstalten in Norden, Hammelwarden und Brake.

Unsere älteste Arbeitsstätte in Hannover liegt aber nicht im Gebiete der Armenhäuser, sondern in demjenigen Gebiete, welches fast überall das älteste ist. Br. Hansen leitet seit fast 40 Jahren die zweitgrößte Rettungsanstalt des Landes, das Linerhaus in **Altencelle** bei Celle. Auch dieses Rettungshaus dankt seine Entstehung einem Vortrage Dr. Wicherns, den er in dem 1843 gegründeten Celler Verein für J. M. hielt. Während nämlich der Verein früher nur bezweckte, das Rauhe Haus zu unterstützen, faßte er 1844 den Beschluß, ein eigenes Rettungshaus zu gründen. Am 5. Oktober 1845 wurde das jetzige Mutterhaus in Altencelle dem Br. Hansen übergeben. Es war das erste Rettungshaus im damaligen Königreich Hannover, und ward von vielen Seiten her bekämpft. Doch wurden auch dem Linerhaus immer mehr Knaben zur Erziehung übergeben, bis Ende 1850 bereits

31. Bis jetzt hat die Anstalt 314 Knaben aufgenommen, von denen noch 45 in ihr leben. Da aber auch viele Bitten kamen, das Linerhaus möchte Mädchen aufnehmen, mietete der Vorstand 1866 ein passend gelegenes Haus und übergab dem Hausvater das erste Mädchen. Diesem ersten Mädchen sind 122 andere gefolgt, von denen noch 43 im Linerhaus erzogen werden. Da seit dem Erlaß des Zwangs=

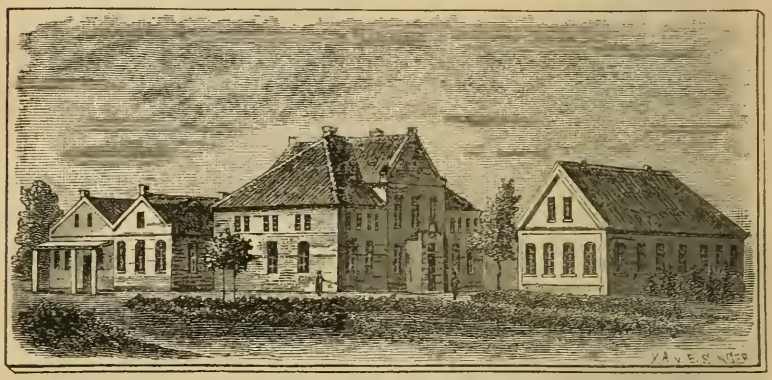


Das Linerhaus in Altencelle.

erziehungsgesetzes für jedes vom Landesdirektorium überwiesene Kind ein ausreichendes Pflegegeld gezahlt wird, schließen die neusten Anstaltsrechnungen ohne Defizit.

Als Gründung eines Mannes, den wir schon bei Erwähnung des Armenhauses in **Großefehn** nannten, des Ortspfarrers Leiner, steht das dortige Rettungshaus da. Seit seiner Gründung im Jahre 1865 ist es auf Liebesgaben allein angewiesen und besitzt seit 1868 ein eigenes Haus, das äußerst gesund und freundlich 2 Stunden von Aurich, unweit der Leer=Auricher Chaussee, gelegen ist. Weil der bisherige Hausvater Himmelmann nicht mit seinen 22 Pfleglingen in die neuen Räume übersiedeln konnte, übernahm Br. Pfeifer die Stelle des Hausvaters. Der Grund und Boden der neuen Anstalt war eine zum größten Teile von Torf abgegrabene rohe und unkultivierte Moor= und Heidefläche. Aber unter saurer Arbeit gedieh das Anstaltsleben zusehends, so daß nach einem vorläufigen Hilfsbaue 1880, hauptsächlich auch, um die Trennung der Geschlechter zu ermöglichen, ca. 100 Schritt vom Mutterhause ein Mädchenhaus und mit diesem zugleich am Mutterhause

ein Ökonomiegebäude errichtet wurde, welches die Abzweigung einer, nötigenfalls zweier Knabenfamilien ausführbar machen sollte. Die Anstalt umfaßt z. Z. 3 Häuser und birgt 79 Kinder, 55 Knaben und 24 Mädchen, welche im ganzen 5 Familien bilden. Von Anfang an hat das Rettungshaus 125 Knaben und 45 Mädchen aufgenommen. Leider weist der letzte Jahresabschluß eine Gesamtschuld von 13,700 ℳ nach.

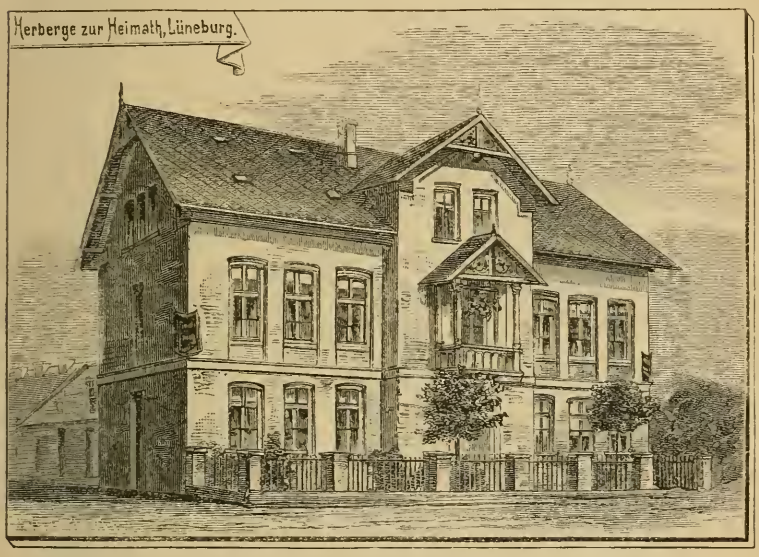


Rettungshaus in Großefehn.

Den 2 genannten Rettungshäusern stellen sich 3 Herbergen zur Heimat zur Seite.

Im Herbst des Jahres 1868 entstand in **Lüneburg** ein Verein zur Gründung einer Herberge zur Heimat. Es gelang ihm, weitere Kreise zu interessieren, und bald erhoben sich in der Wallstraße die Mauern der neuen Stiftung. Am 22. August 1869 zogen dann Männer- und Jünglingsvereine herbei, um die Weiherede des Herrn Obergerichtsrates von Stockhausen und das Weihegebet des Herrn Pastor Fressel durch kunstreichen Gesang einzuleiten. Bald wurde es im Hause lebendig. Der Hausvater konnte schon im ersten Jahre 1182 Fremde in 1814 Nächten beherbergen. Da kam der Krieg mit Frankreich, und die Räume der Herberge verwandelten sich teilweise in Krankensäle. Ein Verein für Pflege verwundeter Krieger hatte nämlich gebeten, ihm gegen billige Entschädigung 22 Betten für seine Pfleglinge abzutreten. Als wieder ruhigere Tage kamen, erwarb sich die Herberge unter Einheimischen und Fremden immer mehr Freunde, sie wurde Zahlort eines Antibettelvereins, und mußte es mehrfach erleben, daß fremde Gesellen traurig von dannen zogen, weil sie keinen Raum mehr

finden konnten. 1881 erreichte der Herbergsverkehr seinen Höhepunkt. 6232 Wanderburschen hatten während dieses Jahres in der Herberge geschlafen, dann aber sank 1882 ihre Zahl auf 5604. Durchschnittlich ruhen jetzt pro Woche 20—25 Wanderer und 8—9 Logiergäste in den Betten der Herberge, am Herbergstisch sitzen 20—25 Personen, kurz, die Herberge erfüllt ihren Zweck. Folgende Vereine



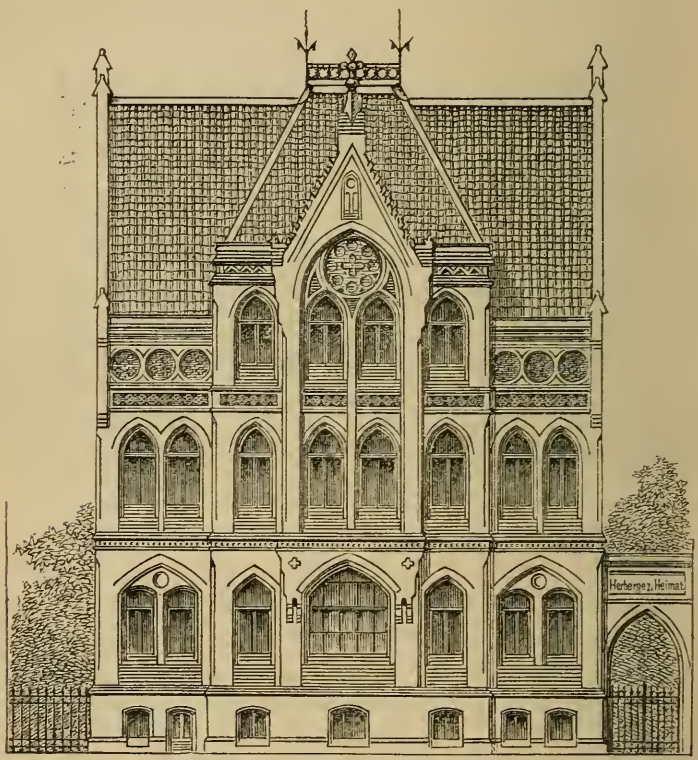
Herberge zur Heimat in Lüneburg.

benutzen den Saal: Christl. Männer- und Jünglingsverein, Verein für entlassene Sträflinge, Verein gegen sittliches Verderben, Verein für Sonntagsruhe, Gustav-Adolf-, Missions- und Lehrer-Verein, Verein für geistliche Musik und auch Pastoralkonferenzen. Gegenwärtig ist Br. Clausen Hausvater.

1879 traten auf Anregung eines unserer Freibrüder, Strahlendorff in **Wilhelmshaven** 5 Männer zu einem Verein für innere Mission zusammen. Unterstützt von dem Vertreter des Hannoverschen Hauptvereins für innere Mission, Superintendenten Elster in Aurich, gelang es ihnen nach vielen Schwierigkeiten, 1880 die neuerrichtete Herberge dem Hausvater Br. Möller zu übergeben. Schon nach Jahresfrist konnten den 25 zuerst beschafften Betten 5 zugefügt werden, und der Verkehr gestaltete sich über Erwarten günstig. Im Jahr 1881 erreichte

er seinen Höhepunkt, seitdem ist er etwas gesunken, aber noch immer beläuft sich der Monatsdurchschnitt auf 120 Gäste. Seit Br. Möllers Tode leitet Br. Probst die Herberge.

Die Herberge zur Heimat in **Hildesheim** wurde 1881 von Br. Kukol übernommen, sie hat 42 Betten und beherbergt im Durchschnitt täglich 20—25 Fremde. Ungerechnet die, welche zu den niedrigsten Preisen Mittagessen verlangen, essen täglich 70—80 Leute, meist



Herberge zur Heimat in Hildesheim.

Arbeiter aus der Stadt, in der Herberge. Ihre finanzielle Lage läßt völlige Deckung der noch vorhandenen Schulden hoffen. Unter ihren Beförderern ist der Herr Baurat Cuno, dessen beachtenswertes Schriftchen über die Herbergen wir oben erwähnten.

Als Lehrer steht in **Hameln** Br. Fargel. Er ist Klassenlehrer der 2. Klasse in der Volksmädchenschule, sucht auch bei Gelegenheit

seinen Kindern außer der Schulzeit nahe zu kommen, unterstützt einen Jünglingsverein, eine Warteschule und ähnliche gute Zwecke nach Kräften und hilft auch dem oben genannten Br. Bolte, wenn er in seinem Armenhause die alten lieben Weihnachtslieder einüben will.

Bei Hannover sei uns verstattet, die einzige Anstalt anzuschließen, welche von einem unserer Brüder in **Oldenburg** geleitet wird. Es ist das Armenhaus in **Westerstede.**

Im Jahre 1879 trat der Gemeinderat von Westerstede zusammen und beschloß, ein neues Armenarbeitshaus zu bauen und mit diesem Armenhause ein Krankenhaus zu verbinden. Am 1. Mai 1880 konnte die Anstalt, welche einiges Ackerland besitzt, eröffnet werden, sie ist für 50 Personen eingerichtet. Schon am ersten Tage wurden deren 24 aufgenommen, und als der 1. Monat zu Ende ging, waren es 33. Jetzt arbeitet Br. Frenkel in der Mitte von 18 Erwachsenen und 26 Kindern. Im ersten Jahr betrug das Kostgeld pro Tag durchschnittlich 27 ₰, im dritten Jahre nur noch 17 ₰. Rechnen wir Kleidung, Zinsen, Gehälter, kurz alles zusammen, so kommen auf eine Person pro Tag 50 ₰.

Neben 9 Brüdern stehen in Hannover und Oldenburg 5 Freibrüder. Als besonderer Kreis stehen sie neben dem Verband Rheinland-Westfalen und Hessen-Nassau. Zu diesem wollen wir übergehen, indem wir uns zunächst nach Westfalen wenden.

---

13. Westfalen.

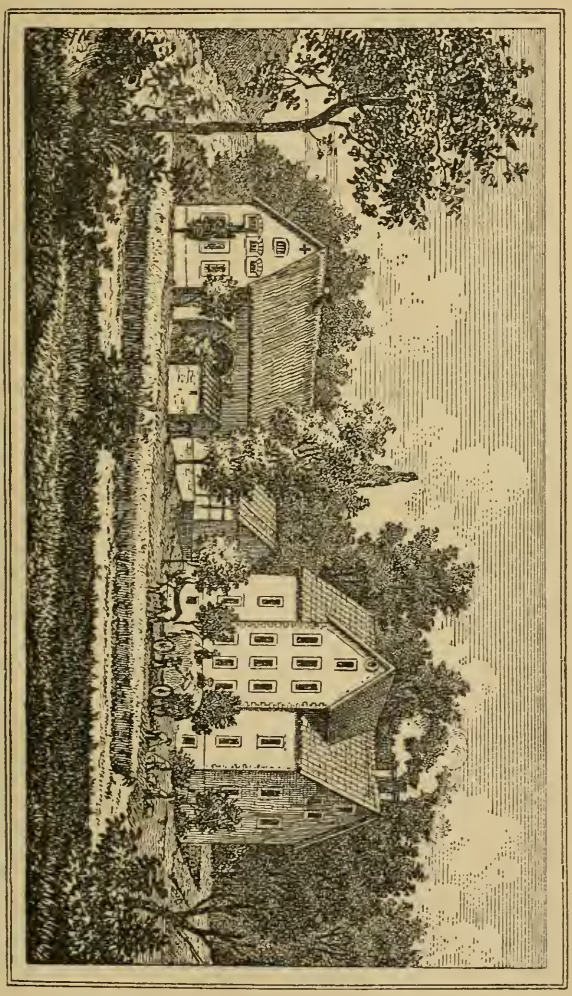
Als Dr. Wichern 1852 im Auftrage der preußischen Regierung zusammen mit 2 anderen sachverständigen Herren die preußischen Gefängnisse besuchte, verweilte er von Herford aus auch in der ältesten von uns besetzten Anstalt Westfalens. Es ist dies das in **Oldendorf** 1851 auf Anregung des damaligen Ortspfarrers gegründete Rettungshaus, der Pollertshof, in welchem Br. Temming vom ersten Anfang an bis jetzt in Treue seines Hausvateramtes gewartet hat. In der ersten Zeit seiner Thätigkeit mußte er mit mancherlei Not kämpfen, vor allem brannte eines Tages das erste Haus durch Unvorsichtigkeit ab. Wie gut sich aber dennoch die Anstalt entwickelt hat, sehen wir daraus, daß abgesehen von ziemlich bedeutenden Landerwerbungen die Räumlichkeiten für eine zweite Knabenfamilie geschaffen und eine Tütenfabrik eingerichtet

wurde, in der die Zöglinge besonders im Winter beschäftigt werden. Diese Dütenfabrik hat schon recht nennenswerten Reingewinn abgeworfen. Bis 1880 hat die Anstalt im ganzen 269 Knaben und 44 Mädchen aufgenommen, darunter 49 Zwangserziehungskinder. Da die Zahl der Zöglinge bis auf 60 anwuchs, wurde in diesem Jahre ein Elementarlehrer angestellt, welcher die Arbeit des Hausvaters erleichternd ihm die Möglichkeit giebt, seinen entlassenen Kindern fleißig nachzugehen. Als Lehrlinge werden sie von Handwerksmeistern gern genommen.

Älter noch als der Pollertshof ist das allerdings nicht in Westfalen selbst, sondern im angrenzenden Fürstentum **Lippe** gelegene Rettungshaus Grünau in **Schötmar** bei Ehrsen. Auch bei ihm können wir älteste Beziehungen zum Rauhen Hause verfolgen. Als nämlich die Ereignisse des Jahres 1848 die Notwendigkeit eines Rettungshauses den damals zu neuem frischem, fröhlichem Glaubensleben erwachten christlichen Kreisen in Lippe zum Bewußtsein gebracht hatten, lud der Pastor von Schötmar, mit Namen Wessel, einen früheren hiesigen Oberhelfer, den damaligen Pastor Brandt in Essen zu einer Besprechung ein. Am 8. März 1849 fand diese im Kruge zu Schötmar statt, und es bildete sich ein „Verein zur Gründung eines Rettungshauses". Schon im Juli konnte die Grundsteinlegung zu einem Neubau gefeiert werden, welche sich zu einem Volksfest für das ganze Land gestaltete. Pastor Brandt legte den 23. Psalm „auf den Hausaltar" und gab auf Grund desselben der Anstalt den Namen Grünau. Im Oktober konnte ein Duisburger Hausvater mit 4 Knaben den Haushalt beginnen. Ihm sind 2 andere gefolgt, bis der jetzige Hausvater Br. Schröder eintrat. Seit 1856 ist die Anzahl der Zöglinge auf der gleichen Höhe von ca. 40 geblieben. Überhaupt sind 262 Knaben in Grünau aufgenommen worden. Ebenso wie seine Schwesteranstalt, das Mädchenhaus in Detmold, hat das Rettungshaus Grünau sich vielseitigen Wohlwollens zu erfreuen.

Eines der reichsten Waisenhäuser, die wir in Deutschland finden, ist das von Br. Witzig geleitete Waisenhaus zu **Westuffeln** bei Werl. Es ist gestiftet von dem 1837 verstorbenen Erbsälzer Joseph von Mellin zu Werl, welcher sein Gut Uffeln samt Zubehör testamentarisch unter den Schutz der preußischen Krone stellte, damit es zu einem Waisenhause und einer praktischen Ackerbauschule für den Soester Kreis eingerichtet werde. Ein Kollegium von Deputierten trat 1866 nach dem Tode der Witwe des Stifters in die Verwaltung der Erbschaft ein

und errichtete 2 nach Konfessionen getrennte Waisenhäuser, ein katholisches zu Ostuffeln und ein evangelisches zu Westuffeln. In schönen neuerbauten gotischen Gebäuden leben in Westuffeln 60 Knaben in 4 Familien. Ihr Rektor und erster Lehrer ist der genannte Br. Witzig.



Rettungshaus Grünau in Schötmar bei Lippstadt. (S. 244.)

Nachdem das Bedürfnis eines Waisenhauses von sämtlichen Behörden der industriereichen Stadt **Dortmund** als dringend anerkannt worden war, reiste 1884 eine Deputation von Stadtvätern in alle die-

jenigen Orte Rheinlands und Westfalens, welche bereits im Besitze eines Waisenhauses waren. Mit der Überzeugung, daß das Familiensystem allen anderen vorzuziehen sei, kehrten sie zurück. Man beschloß 3 Häuser, jedes für 2 Familien, zu erbauen. Schon im März 1875 wurde mit dem Bau begonnen und Anfang November hielt Br. Widder in aller Stille seinen Einzug. Bis jetzt fanden 309 Kinder Aufnahme, von denen 167 bereits wieder als Lehrlinge oder Dienstboten entlassen sind. Aufnahme finden Knaben und Mädchen von beiderlei Konfession, welche auch von der Anstalt aus die Stadtschule besuchen. Da alle Bedürfnisse des Waisenhauses aus der Stadt-Armenkasse bestritten werden, muß sein Haushalt außerordentlich sparsam eingerichtet werden.

Ein Waisenhaus in Verbindung mit einem alten Armenhause finden wir auch in **Hattingen** a. d. Ruhr.

Über den Bau dieses Armenhauses ist nur bekannt, daß dasselbe von lutherischen Landleuten gebaut ist, und zwar in den Jahren 1780—81. Dasselbe ist stets Eigentum der lutherischen Gemeinde gewesen. Im Laufe der Jahre war es nun durch Mangel an der rechten Aufsicht dahin gekommen, daß das Haus eine Stätte der Unordnung, Unreinlichkeit und Schande wurde. Man wagte kaum es zu betreten, ja selbst viele Arme hatten eine Scheu in dasselbe einzuziehen. So stellte sich immer mehr die Notwendigkeit heraus, eine Reorganisation vorzunehmen und das Haus unter die Leitung eines Hausvaters zu stellen. Um dies zu erreichen, wurde es nach längeren Verhandlungen dem Presbyterium der größeren evangelischen Gemeinde zur Fürsorge übergeben. Dieses wandte sich nun an Dr. Wichern, der einen Bruder sandte. Frauen und Jungfrauen, Diakonen und andere Freunde der Sache halfen mit Rat und That, und so konnte am Reformationsfest 1862 eine geordnete Pflege der Armen beginnen. Daß diese keine leichte gewesen in einem Hause, das alt und zerfallen war und noch Insassen in sich beherbergte, die von der alten liederlichen Wirtschaft sich nicht so leicht lossagen mochten, braucht kaum erst versichert zu werden. Doch unter Gottes sichtbarem Segen gedieh die Liebesarbeit, wenn auch mit mancherlei Beschwerden und Mühen. Viele Arme und Gebrechliche haben seitdem eine Zufluchtsstätte im Armenhause gefunden, und denen von ihnen, die sich von Gott und seinem Worte getrennt hatten, wurde dasselbe nun täglich nahe gebracht. Immer allgemeiner wurde die Vortrefflichkeit der neugeordneten Verhältnisse anerkannt, und immer öfter fragte man, bot nicht vielleicht auch verwaiste Kinder unter der Pflege des Haus-

vaters Br. Hasselmann eine Heimat finden könnten. Es ist möglich geworden. Zur Zeit hat das Armenhaus 29 Waisenkinder in Pflege, und beherbergt dabei 42 Erwachsene. Alle Knaben lernen, soweit sie dazu Befähigung haben, ein Handwerk, und bleiben unter der Aufsicht der Anstalt, bis ihre Lehrzeit zu Ende ist. Ebenso die Mädchen bis zum vollendeten 18. Lebensjahre. Was die Kassenverhältnisse betrifft, so sind dieselben wohl geordnet.

Bekannt ist, daß Westfalen in Bielefeld ein eigenes Brüderhaus besitzt, das einen immer wachsenden reich gesegneten Wirkungskreis auf dem ihm eigenen Arbeitsgebiete der Pflege von Epileptischen und Idioten zu gewinnen anfängt. Nur in einer Irrenanstalt Westfalens ist ein Glied unserer Brüderschaft thätig.

Die Irrenanstalt Bethesda bei **Lengerich,** in welcher Br. Löhr als Oberaufseher steht, auf einem Ausläufer des Teutoburger Waldes reizend gelegen, wurde 1864 mit 80 kranken Männern eröffnet, und 1865 wurden annähernd ebenso viele evangelische weibliche Kranke aus der katholischen Anstalt Marsberg in sie übergeführt. Seitdem hat sich die Zahl der Kranken fortwährend vermehrt, so daß jetzt 250 männliche und 200 weibliche Personen sich zur Pflege in Bethesda befinden. Schon diese Zahlen sagen uns, wie ausgedehnt der Haushalt in Bethesda ist. Der letzte Bericht redet von 81 Beamten der Anstalt. In verschiedenster Art suchen diese die armen Unglücklichen, welche von weit her zu ihnen gebracht werden, zu beschäftigen, zu erheitern, und ihnen durch gute Versorgung das traurige Lebenslos möglichst zu erleichtern. Die Kranken zerfallen in 3 Klassen, welche sich nach ihrem Beitrag zu den Kosten des Haushaltes abstufen. Die beiden ersten Klassen, Pensionäre genannt, werden, wenn sie nicht wollen, nicht zur Arbeit angehalten, während die Kranken der dritten Klasse, falls sie nicht zu unruhig oder körperlich leidend sind, arbeiten müssen. Doch herrscht hier Liebe und Freiheit. Den Gottesdienst kann jeder, wenn er sich vom Direktor Erlaubnis erbittet, besuchen, ebenso die wöchentlichen Abendandachten. Die Gottesdienste und das heilige Abendmahl werden von den ärmeren Klassen mehr, von den reicheren Klassen weniger begehrt. Doch giebt es in der ganzen Anstalt nur 95 Kranke, die den beiden ersten Klassen zugezählt werden. Fragen wir zahlenmäßig, aus welchen Berufsschichten die Anstalt sich füllt, so ist nicht zu vergessen, daß aus solchen Zahlen nur von dem ein richtiger Schluß gezogen werden kann, welcher die sozialen Verhältnisse der betreffenden

Gegend genauer kennt. Hier seien nur kurz die Berufsarten zusammengestellt, wie sie im Laufe von 2 Jahren bei den neueintretenden Männern notiert wurden. Es kamen da 10 Beamte, 1 Realschüler, 1 Militär, 26 Gewerbetreibende, 25 Landwirte, 15 Tagelöhner, 13 Bergleute, 28 Handwerker, 22 Fabrikarbeiter, 1 Maschinist, und schließlich 7 bei denen man vergeblich nach einem Berufe gesucht hätte. Betrachten wir aber das Lebensalter aller Pfleglinge von Bethesda, so fällt uns auf, daß bis zum 50. Lebensjahr mehr Männer, im höheren Alter aber mehr Frauen unserem Br. Löhr und seinen Mitarbeitern zugeführt werden. Vielleicht bedarf noch der Erwähnung, daß unter 160 Männern allein 24 wegen Trunksucht in die Anstalt kamen.

Daß jedoch die Bedeutung des Brüderhauses in Bielefeld nicht mit der Idioten- und Irrenpflege erschöpft ist, beweist die schon im vorigen Hauptabschnitt erwähnte von seinem Vorsteher Pastor von Bodelschwingh gegründete Arbeiterkolonie Wilhelmsdorf, deren Vorbild auch der Entwicklung unserer Brüderarbeit zum Teil neue Bahnen anweisen wird. Voraussichtlich wird auch für die Praxis der Herbergen zur Heimat der Grundsatz, daß einem arbeitsfähigen Manne eine Gabe nur als Lohn für geleistete Arbeit zukommen dürfe, noch folgenreicher als bis jetzt in Anwendung gebracht werden.

Wir selbst sind eng verbunden mit einer derartigen Anstalt im Heimatsort der genannten Brüderanstalt in **Bielefeld.** Die von Br. Drawe geleitete Herberge zur Heimat wurde im Anfang des Jahres 1873 mit 14 Betten eröffnet, hat aber jetzt schon deren 30 aufstellen müssen. 1882 beherbergte sie 4011 Fremde. Der gerade in Bielefeld sehr wechselnde Fremdenzufluß hat sich auch dadurch gesteigert, daß der Verein gegen Bettelei den Besuchern der Herberge seine Unterstützungen in natura gewährt. Mit der Herberge ist auch seit einigen Jahren eine Volksküche verbunden, aus welcher im Laufe des Jahres durch gütige Unterstützung des vaterländischen Frauenvereins 14—15,000 Portionen zu 10 ₰ verabreicht worden. Weil sich der Zuspruch der Fremden mehrte, wurde in neuerer Zeit auf die Gewinnung von Einlogierern weniger Gewicht gelegt. Auch ist nach dieser Seite hin jetzt weniger Nachfrage, weil die Handwerksmeister ihre Arbeiter wieder mehr im eigenen Hause behalten.

Die Brüder in Westfalen bilden einen gemeinsamen Verband mit denen der Rheinprovinz, geleitet von Herrn Pastor Coerper in Ehrenfeld bei Köln.

14. Rheinprovinz.

In dem Lande, wo neben Westfalen die Jünglingsvereine in gedeihlichster Entwicklung stehen (91 Vereine) an der alten Heerstraße deutscher Handwerker, in Bonn am Rhein ist die erste evangelische Herberge zur Heimat entstanden. Ihr Begründer war der Professor Dr. jur. Clemens Theodor **Perthes**, der zusammen mit Dr. Wichern der Neuschöpfer unseres Herbergswesens geworden ist. Sein Büchlein „das Herbergswesen der Handwerksgesellen, Gotha 1856" hat als eine That gewirkt, deren segensreiche Folgen in allen deutschen Gauen sichtbar sind. Als rechter Traktat, ein Wort aus dem Volksleben heraus, an alle Freunde des Handwerks, knapp, klar und entschieden, hat dies Büchlein die Augen geöffnet über ein Gebiet, das bis dahin fast nur der Polizei und den Beteiligten bekannt war. —

Prof. Perthes war einer jener seltenen Männer, die mit Fürsten verkehren und doch Bettlern und Kindern wahre Freunde werden können. Ihm dankt noch heute der Kronprinz des deutschen Reiches für manche Stunde ernster, folgenreicher Besprechung, und von ihm reden auch nach seinem Heimgang die Armen, denen er Helfer, die Kranken, denen er Tröster, die Jünglinge, denen er akademischer Lehrer gewesen ist. Wer selbst erfahren hat, wie schwer es dem studierten Manne gemacht ist, nur irgendwie tiefere Blicke in den Gedanken- und Lebenskreis der Handwerksleute zu thun, wird staunend lesen, wie genau Perthes die eigenartigen Sitten und Bedürfnisse der nach Tausenden zählenden Wanderburschen kannte. Zu Hause und auf Reisen war er ein scharfer Beobachter. In Tirol hatte er gesehen, daß die Wirte kurzen Prozeß mit einem jeden machen würden, der sich nur ein einziges Wort gegen den Kaiser oder die katholische Kirche erlauben würde. „Im Gastzimmer und in den Kammern fehlt das aus Holz geschnitzte Kruzifix nie; zum Morgen- wie zum Abendgebet versammelt der Wirt Kinder, Knechte und Mägde, und an den Orten, welche nicht unmittelbar neben den großen Städten gelegen sind, setzt er stillschweigend voraus, daß auch der Fremde teilnehme. Patriotische und religiöse Erhebung ist nicht allein vom Sandwirt im Passeierthal auf die Gäste und das Land übergegangen; die tiroler Wirte und Wirtshäuser sind die Mittelpunkte für alles, was gut katholisch und gut tirolisch ist. Was der Wirt in Tirol für Österreich und für die katholische Kirche ist, müssen die Herbergsväter in Preußen oder Sachsen doch auch für Preußen oder Sachsen

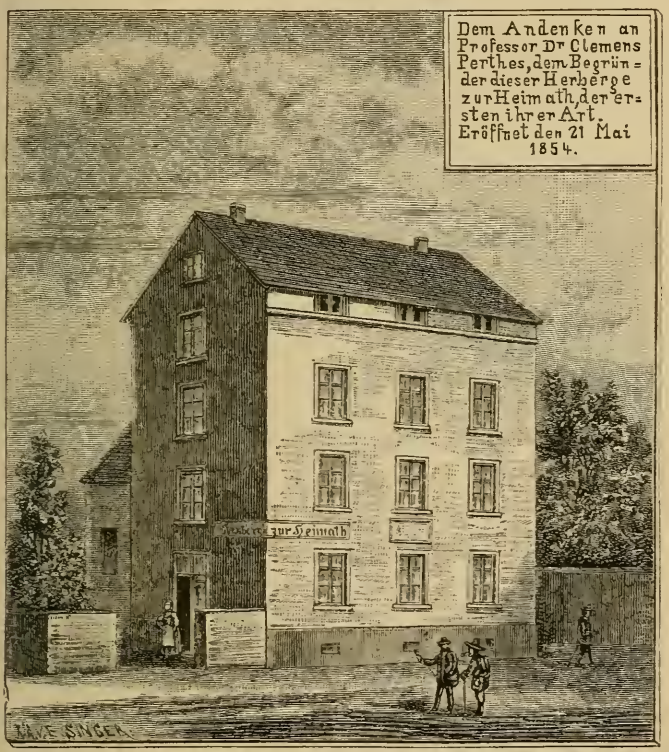
und für den Protestantismus sein können." Wir irren wohl nicht, wenn wir in diesen Worten die Entstehung des Herbergsgedankens bei Prof. Perthes zu erkennen meinen.

Zwar gab es auch in Deutschland schon vor der Bonner Herberge christliche Unterkunftsstätten für wandernde Handwerksburschen. Perthes kannte sie und erwähnt sie in seinem Büchlein. Der Rheinisch-Westfälische Jünglingsbund hatte in einigen Orten eine Anzahl von Betten für Vereinsmitglieder aufgestellt und auch der unter Kolpings Leitung stehende katholische Gesellenverein hatte kleine Vereinsherbergen errichtet, aber noch fehlten christliche Herbergen, „die allen ohne Ausnahme offen stehen, mögen sie christlich oder nicht christlich, empfohlen oder nicht empfohlen, evangelisch oder katholisch, Preußen oder Bayern, Schuhmacher oder Schlosser sein." Nur eine Beschränkung soll es geben: „die Herberge ist für wandernde Gesellen bestimmt; es sind also einesteils Orgeldreher, Harfenistinnen und Ratten- und Mausefallenverkäufer, und andernteils auch alle ausgeschlossen, die, um sich behaglich zu fühlen, einer Kommode und eines Nachttisches bedürfen." „Soviel ist gewiß, daß die Herberge, die christlich sein will, nichts dulden darf, was widerchristlich ist. Wer sich nicht fügt, wird aus dem Hause entfernt; geht er nicht in Güte, so hat ohne langes Zaudern Gewalt nachzuhelfen. Wer Unrat auskehren soll, kann keine seidenen Handschuhe brauchen."

Eine Herberge mit solchen Grundsätzen wollte Prof. Perthes gründen, und es ist ihm gelungen. Im Anfang des Jahres 1853 erhielt er infolge einer Eingabe von Sr. Majestät Fr. Wilhelm IV. ein Geschenk von 1600 Thlr. Diesem Geschenk folgten mehrere Darlehen. Am 21. Mai konnte die Herberge eröffnet werden. Bis Ende Dezember nahm sie 842 Wanderer auf. Bald zog auch der Jünglingsverein in das neugebaute Haus ein, und so fehlte es nicht an Verkehr, wohl aber an Einnahmen, da die Verpflegungskosten sehr niedrig angesetzt waren. Um diesem Mißverhältnis abzuhelfen, wurde ein Teil des Hauses vermietet, und der Hausvater Dosten stellte sich in seiner freien Zeit als Hilfsdiakon in den Dienst der Kirchgemeinde. Für das bis Ende 1855 sich ergebende Defizit traten Prof. Perthes und einige seiner Freunde ein. 1857, wo Br. Groth Hausvater war, stieg die Zahl der Herbergsbesucher auf 1000, 1859 waren es 2718. Ende dieses Jahres trat Prof. Perthes aus Gesundheitsrücksichten von der Leitung der Herberge zurück. Sie hatte schon von ihrer Gründung an als Besitz des von Perthes ins Leben gerufenen Bonner Vereins für innere

Mission gegolten und nun übernahmen die Leitung Männer aus diesem Kreise, vor allem die Herren Spies und Hoffmann, welchem letzteren die neue Gründung den Namen „Herberge zur Heimat" verdankt.

Nach dem Tode des bisherigen Hausvaters trat 1860 Br. Corbach ein. Unter ihm gedieh die Herberge so gut, daß 1862 die letzten Mieter sie verlassen mußten. Leider aber machte auch ihm körperliche Schwachheit zeitweiliges Aussetzen seiner Arbeit zur Pflicht. Ihm ist es zu danken, daß 1863 schon 4003 Wanderer in der Herberge



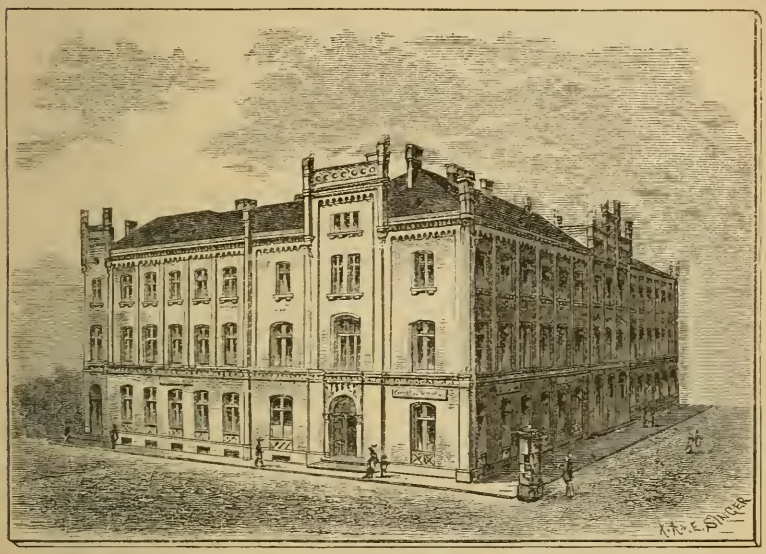
Herberge zur Heimat in Bonn.

einkehrten. Als Prof. Perthes im November 1867 seinem Tode entgegenging, war die Zahl der Wanderer und Kostgänger bereits so gestiegen, daß man an eine Erweiterung des Hauses denken mußte, und das Bonner Vorbild hatte schon so viele Vereine und Vorstände zur Gründung christlicher Herbergen veranlaßt, daß sich dem großen Kreise christlicher Rettungshäuser ein solcher von Herbergen zur Heimat

an die Seite zu stellen begann. Nach dem Kriegsjahr 1870 sank die Frequenz der Bonner Herberge derartig, daß 1873 nur noch 3553 Wanderer eintrafen, doch waren täglich ca. 17 Betten von Gesellen aus der Stadt besetzt. 1874 stellten sich wieder 5037 Wanderer ein. 1875 erlitt das Leben der Herberge dadurch eine große Veränderung, daß Br. Corbach nach 15jähriger segensreicher Thätigkeit sein bisheriges Arbeitsfeld verließ, um in das weiter unten zu nennende Waisenhaus der Friedrich-Wilhelm-Stiftung zu Bonn als Hausvater einzutreten. An seine Stelle trat Br. Schultz. Unter ihm erreichte die Herberge 1876 die bis dahin stärkste Frequenz von 6138 Wanderern, dagegen minderte sich die Zahl der Kostgänger. Die Ursache für beides mag wohl in der Stockung des Handwerks und der Industrie gelegen haben. Seit 1881 macht ein großes in Bonn errichtetes katholisches Gesellenhaus der Herberge zur Heimat starke Konkurrenz. Trotzdem stieg 1882 die Frequenz auf 9735 Nachtlager für Wanderer und 3448 für Kostgänger. Gott segne fernerhin die Arbeit gerade dieser Herberge zur Heimat, welche als erstes liebstes Kind des Vaters aller ähnlichen Herbergen immer eine besondere Stelle im Kreise ihrer Schwestern sich behaupten wird. Daß wir bei ihr länger verweilten, als es sonst in dieser Rundschau Sitte ist, wird gern verziehen werden.

Wenige Jahre nach der Herberge in Bonn ist die zu **Barmen** gegründet worden. Am Himmelfahrtstage 1857 konnte sie eingeweiht werden. Aus ihr ging das jetzige Vereinshaus hervor, dessen Baukosten teils durch Geschenke, teils durch Aktien aufgebracht wurden. Nachdem es 9 Jahre gestanden hatte, wurde 1875 ein neuer Anbau nötig, der speziell der Herberge zur Heimat dienen sollte. Es war nämlich bei der fortwährend steigenden Frequenz, solange beide Anstalten in einem Hause nebeneinander bestanden, die Übersicht über das Ganze nach und nach verloren gegangen. Nach ihrer Trennung begann Br. Fink 1876 seine Verwaltung unter wesentlich erleichterten Verhältnissen. Sie ist erfolgreich geblieben, wie schon die Zahlen beweisen: Das Vereinshaus — hier, wie auch sonst öfter in Westdeutschland, Gasthof genannt — beherbergte 1882 2946 Passanten und 1590 Abonnenten, während die Herberge bis auf 25,696 Nächte kam. Finanziell wies das Jahr 1882 einen Nettogewinn von 10,348 ℳ auf. Festgemietete Lokale haben im Vereinshause der evang. Bürgerverein mit ca. 150 Mitgliedern, der christliche Verein für junge Kaufleute mit ca. 70 Mitgliedern und der Gemarker Jünglingsverein. Dieser

ist einer von den 7 Barmer Jünglingsvereinen und zwar der älteste im Rheinisch-Westfälischen Jünglingsbund. Etwa 12 andere Vereine halten regelmäßig im Vereinshause ihre Versammlungen. Sonntagvormittag ladet das Vereinshaus zum Gottesdienst ein, und an den Sonntagnachmittagen schallt in ihm der Gesang von etwa 1200 Kindern.



Herberge zur Heimat in Barmen.

Das evangel. Vereinshaus zu **Mülheim** a/d. Ruhr, gegründet 1860, steht unter der Verwaltung eines sich selbst ergänzenden Kuratoriums von 15 Mitgliedern. Diese müssen der evangelischen Kirche angehören, im übrigen steht die Anstalt auf dem Boden der evangelischen Allianz. — Ein Inspektor leitet die Geschäfte, in seiner freien Zeit widmet er sich der Stadtmission. Integrierende Teile der Anstalt sind: 1) Zwei Kleinkinderschulen, für deren eine ein besonderes Gebäude vorhanden ist. Die Zahl der Kinder beträgt durchschnittlich 180. 2) Die Buchhandlung. Sie verbreitet ausschließlich christliche Schriften und läßt seit zwei Jahren auch selbst drucken. Unter andern erscheinen in ihrem Verlage zwei Wochenblätter: „Mülheimer Hausfreund" und „Mülheimer Kinderfreund". 3) Die Herberge zur Heimat, welche seit 5 Jahren vom Hausvater Br. Schulz geleitet wird. Sie hatte im Jahre 1882 eine Einnahme von 7300 M.; die Zahl der Passanten

betrug 4250. 4) Das Witwenstift, im Hinterbau, in welchem 2 bis 3 Witwen freie Wohnung haben. Außerdem haben folgende Vereine Domizil im Hause: Der Frauen- und Jungfrauenverein, der Armennähverein, der Missions-Frauenverein, der Evangel. Jünglingsverein, der gemischte Chor, der Schriftenverein, welcher unentgeltlich größere Traktate ꝛc. verleiht und verschiedene Sonntagsschulen. Im Saale werden Bibel-, Gebets- und Missionsstunden gehalten, außerdem wird er häufig zu christlichen Festen benutzt.

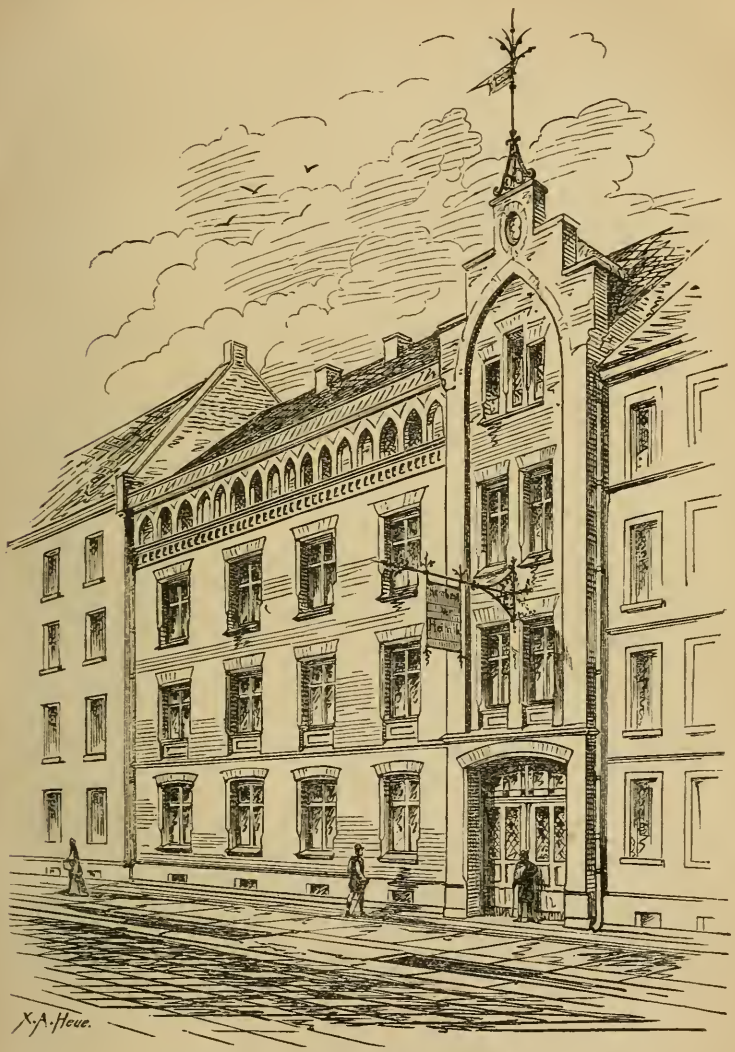
Gasthaus nennt sich auch die Herberge zu **Düsseldorf,** in welcher Br. Wilhelms als Hausvater thätig ist. Anfänglich hatte man 4 bis 6 Betten und ein kleines Gastzimmer einem Schuhmacher anvertraut, als aber 1867/68 der Fremdenzufluß die Zahl 2000 überstieg, beschloß man einen Neubau aufzuführen. Das jetzige Haus wurde 1871 bezogen, und hat seitdem gute Erfolge aufzuweisen.

Noch jüngeren Ursprungs ist die Herberge zur Heimat in **Krefeld.** Nachdem ein früherer Versuch, eine Herberge zu gründen, mißlungen war, veranstaltete der Handwerker-Bildungsverein eine Kollekte, welche ca. 30,000 ℳ einbrachte. Hierdurch wurde es möglich, im März 1882 ein gut ausgestattetes Haus dem Verkehr zu übergeben. Im ersten Jahre seines Bestehens verkehrten in ihm 6087 Fremde und 40 Einlogierer. Hausvater ist Br. Kohlmann.

Als wir oben von der Herberge zur Heimat in Bonn sprachen, erwähnten wir, daß Br. Corbach 1875 als Hausvater in das Waisenhaus der Friedrich-Wilhelm-Stiftung in **Bonn** eintrat. Dieses Waisenhaus war in dem genannten Jahre zu einem selbständigen von dem Hospitale der auch für Kranke sorgenden Stiftung getrennten Institute geworden, das fortan nur noch durch sein Kuratorium und durch seine Finanzverwaltung mit dem Hospitale zusammenhängt. Der Raum des Waisenhauses gestattet nur die Aufnahme von 24 Kindern. Entlassen sind bis jetzt 24. Da die Waisenhauskinder die öffentliche Elementarschule besuchen, so konnte Br. Corbach auch das Amt eines Gemeindepflegers mit übernehmen.

Worin übrigens die Thätigkeit eines Gemeindehelfers besteht, können wir am besten aus der Wirksamkeit des in **Barmen** als Gemeindehelfer angestellten Br. Landgrebe ersehen. Er gleicht in den meisten Beziehungen einem Stadtmissionar, d. h. er hält eine Sonntagsschule, eine Versammlung für Jungfrauen, eine Nähstunde u. s. w. Was ihn aber von einem Stadtmissionar unterscheidet, ist seine Anstellung

von seiten der lokalen Kirchenbehörde für ihren nicht topographisch, sondern kirchlich begrenzten Bezirk. Br. Landgrebe ist angestellt von der



Herberge zur Heimat in Düsseldorf. (S. 254.)

lutherischen Gemeinde Wupperfeld, das Presbyterium dieser Gemeinde giebt ihm die Anweisung für seine Arbeit und bestreitet seinen Gehalt aus der Kirchenkasse. Seine ganze Thätigkeit findet ihre Grundlage

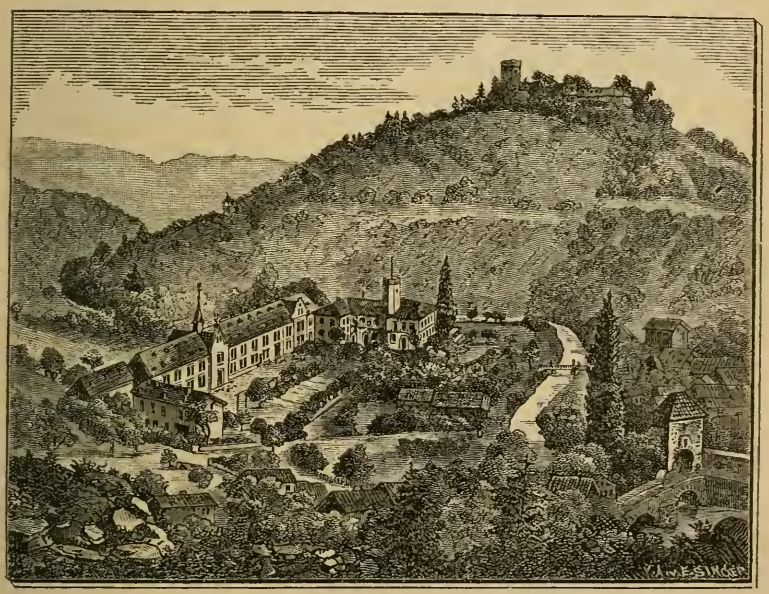
in der Aufnahme des Personenstandes. Weil nämlich im Wupperthale nicht nur alle Konfessionen, sondern auch fast alle erdenklichen Sekten vertreten sind, so ist es, um einem unlösbaren Wirrwarr zu entgehen, dringend geboten, daß Anzahl, Stand und Wohnung der Gemeindeglieder in jedem Jahre oder doch mindestens in jedem zweiten Jahre genau gebucht werden. Allein diese Personalaufnahme hat noch einen tieferen Grund. Sie giebt Br. Landgrebe Gelegenheit, sich und dem Presbyterium und vor allem den Geistlichen eine genauere Kenntnis des inneren Gemeindelebens zu verschaffen, er kann fragen, wie es um den Kirchenbesuch, um die Hausandacht, um die Trauung der Eheleute und um die Taufe der Kinder steht, er kann in der Gemeinde das so ungemein förderliche Bewußtsein wach erhalten, daß sich die Kirche um jede einzelne Seele bekümmert. Auch führen ihn seine Besuche bei der Personenaufnahme zu manchem Kranken, der sonst der kirchlichen Fürsorge verlustig gehen würde. Mittellose Kranke kann er mit den nötigsten Bedürfnissen selbst versehen und im übrigen an wohlthätige Vereine oder wohlhabende Privatleute empfehlen, wie denn überhaupt Armenpflege im eigentlichen Sinne des Wortes nicht seine Aufgabe ist. Um der seelsorgerlichen Thätigkeit seine Kraft möglichst ausschließlich widmen zu können, ist er bei aller Armenpflege nur als Vermittler wirksam, was ihm durch die vortrefflich geordnete kirchliche und private Armenversorgung ermöglicht wird.

Als Lehrer in Heddesdorf im Regierungsbezirk Koblenz unterrichtet Br. Feld eine Schulklasse von 37 Kindern.

Somit sind es 6 unserer Brüder, die in der Rheinprovinz stehen, immerhin viel, wenn man bedenkt, daß diese Provinz selbst ein großes Brüderhaus besitzt: Duisburg. Aber es muß stets im Auge behalten werden, daß, wie auf allen Gebieten, so auch auf dem der Brüderbildung eine Teilung der Arbeit unerläßlich ist. Die von dem Senior der deutschen Brüderhausvorsteher, Past. Engelbert, geleitete Duisburger Anstalt bildet vor allem Krankenpfleger aus, weshalb wir auch an uns kommende Brüderforderungen aus dem betreffenden Arbeitsgebiet meist an sie verwiesen haben. Die meisten Arbeitsfelder des Duisburger Brüderhauses liegen übrigens in Ost- und Westpreußen. Daß wir zu ihm stets freundschaftlichste Beziehungen unterhalten haben, hat seinen Grund nicht nur in der gegenseitigen Stellung der beiderseitigen Vorsteher, sondern auch darin, daß der frühere Leiter von Duisburg, Pastor Brandt, als Schwager auf das engste mit Dr. Wichern verknüpft war.

An die Rheinprovinz fügen wir an, was von Arbeitsfeldern in der preußischen Provinz **Hessen** zu erwähnen ist.

In **Hessen-Nassau** liegt eine Anstalt, die, wenn irgend eine, ein beredtes Zeugnis ist von Gottes Wundermacht. Löhe hat über seine Blödenanstalt in Neuendettelsau schreiben lassen: „den Blöden ist er hold." Dies Wort hat sich auch in **Scheuern** bei Nassau an der Lahn bewährt. Auf wunderbaren Wegen hat Gott den Hausvater der dortigen Idiotenanstalt Br. Horny zu seinem schweren, aufreibenden und doch so segensreichen Berufe geführt, und wunderbar hat er es ihm gelingen lassen, einer großen, immer wachsenden Schar der Allerunglücklichsten auf Erden Fürsorge, Pflege und Unterricht zu bieten. Abweichend von unserer sonstigen Gewohnheit lassen wir den uns von Br. Horny zugesandten Bericht selbst reden:



Idiotenanstalt in Scheuern bei Nassau.

Nicht weit von Ems, dicht bei dem herrlich gelegenen Städtchen Nassau, im schönen Lahnthal, am Fuße der alten Stammburg Nassau, im Flecken Scheuern steht ein altes wohlerhaltenes Schlößchen. Das ist die Idioten-Anstalt, schön und zweckentsprechend gelegen, geschützt von hohen Bergen, umgeben von saftigen Wiesen und schönen Gärten. Sie

trat ins Leben in dem denkwürdigen Jahr 1870. Während damals im fremden Lande Tausende von kerngesunden kräftigen Söhnen des Vaterlandes den Heldentod starben, fing man hier an, etliche ganz Elende die kaum lebten und scheinbar nichts nützen konnten, zu sammeln, zu pflegen und zu erhalten. Aus dem kleinen Senfkorn, das damals im Glauben und Vertrauen auf den Herrn gelegt wurde, ist ein großer stattlicher Baum geworden. Zum Schlößchen sind noch 5 große schöne Häuser hinzugekommen. Mit 3 Zöglingen begann die Anstalt. 145 sind's jetzt, 1883. Ist das nicht ein Wunder der Allmacht und Güte Gottes? Wie ist die Anstalt entstanden? Drei Männer, denen die große Not der armen Blöden und Epileptischen zu Herzen ging, — sie leben noch, der Herr Pastor N. jetzt in H., der Königl. Herr R. Pr. N. jetzt in T. und der Herr Pfarrer B. in W. — alle drei Vorstands-mitglieder des früheren hiesigen Rettungs- und Erziehungshauses resp. der nachherigen Idioten-Anstalt hielten mit einander und dann mit dem Gesamt-Vorstande Rat, wie da zu helfen sei. Da warf einer (so heißt's im ersten Jahresbericht der Anstalt) beim Weggehen die Frage hin: Wie wäre es, wenn das Schlößchen in Scheuern (die Rettungs-anstalt) in eine Anstalt für die armen Blöden umgewandelt würde, zu-mal ja in der Provinz mehr Rettungshäuser bestehen, als Bedürfnis danach empfunden wird! Es wurde vor Gott überlegt, beraten, angefragt, die Königl. Regierung war damit einverstanden, kurz, die Anstalt entstand. Es war das die letzte Mithandlung des früheren Präses des Anstalts-Vorstandes, des seligen Herrn Dekan Nieck in Ems, auf dem Gebiete der freien Liebesthätigkeit. Damit kam man einem wirklich schon längst und tief empfundenen Bedürfnis entgegen. Von allen Seiten, sowohl von den Königl. Staats- und Kirchen-, wie von den Kommunal- und sonstigen Behörden, von Gemeinden und einzelnen kamen Beweise der Teilnahme und der Herr, der gesagt hat: Was ihr diesen Geringsten gethan habt, das habt mir gethan, gab Gnade und Segen. Der Haus-vater der früheren Anstalt, Schreiber dieser Zeilen, hat alle die Wunder der Güte Gottes, die hier geschehen sind, bis jetzt erfahren und miterlebt. 1863 aus dem Rauhen Hause, wo er fast 5 Jahre mit Lust und Freude an der dortigen freien und gesegneten Liebesarbeit teilgenommen, hierher gekommen, wurde er, nachdem er 7 Jahre die Rettungsanstalt geleitet, Vorsteher der Idiotenanstalt und ist's heute noch. Gott führt die Menschen oft wunderbare Wege, aber sie sind allezeit weise und gut. Im Jahre 1869 kam mir eine Schrift zu, die von den armen

unglücklichen Blödsinnigen und Epileptischen handelte, — sie ergriff mich — sie rief zwei alte Erinnerungen in mir wach, einmal, daß ich als Knabe jahrelang mit unglücklichen blödsinnigen Kindern verkehrt hatte, deren Elend mir noch vor Augen stand. (In meiner Heimat hatten zwei Gutsbesitzer, Nachbarn von uns, 8 blödsinnige und taubstumme Kinder. Wir kamen viel zusammen, auch später noch, wenn ich als Gymnasiast nach Hause kam, sahen wir uns und erneuerten die alte Freundschaft.) Zum andern, daß ich vor Jahren eine ähnliche Schrift, die Eindruck auf mich gemacht, von Pastor Disselhof über das Elend der Blöden und Kretins gelesen. Ich wurde gefragt, ob ich Lust hätte, die Anstalt für Blöde mit begründen und dann leiten zu helfen, ein Vater der armen Blöden zu werden. Ich legte die so wichtige Sache meinem Gott vor — ich bat dem seligen Vater Wichern um Rat — ich sagte ja. Mit 3 Kindern wurde begonnen. Das erste war ein Knabe, der noch hier ist. Er leidet an Idiotie mit Erregtheit, ist bildungsunfähig. Sein erstes Werk war, die Vorhänge und alle zerreißbaren Dinge in lange Bänder zu verwandeln. Das zweite ein armes unglückliches liebes Mädchen, gelähmt an den oberen und unteren Extremitäten, sprachlos und gänzlich unfähig, sich selbst irgendwie zu helfen. Es nahm indes an Verstand zu und sein ganzes Wesen besserte und veredelte sich. Es sitzt heut noch wohlgemut in seinem Stühlchen. Der dritte war ein dickbackiger gutmütiger Junge mit wenig Verstand und fast keinem Willen, der aber nach 4 Jahren konfirmiert und in die Lehre entlassen werden konnte. Die Anstalt hat also den Zweck, bildungsfähige Schwachsinnige zu pflegen und fürs Leben so weit als möglich brauchbar zu machen, den Bildungsunfähigen (Blödsinnigen) hingegen ein Asyl zu sein, wo sie allem Spott und Hohn entrückt, ein zufriedenes menschenwürdiges Dasein führen können. Angemeldet wurden von 1870 bis 1883 rund 800, aufgenommen 250, konfirmiert und zum Teil erwerbsfähig entlassen 34, gebessert entlassen oder in Irren- und andern Anstalten versetzt 35, gestorben sind in den 12 Jahren 36. Gegenwärtig sind hier 145 Zöglinge und Pfleglinge ohne Unterschied der Konfession und zwar bildungsfähige 75, bildungsunfähige 70, darunter gelähmt, sprachlos und ganz elend 36, im Alter von 6—56 Jahren. Die Existenzmittel findet die Anstalt durch Gottes und wohlthätiger Menschen Güte, von Sr. Majestät unserm guten Kaiser an, bis herab zur armen Witwe mit ihrem Scherflein — freiwillig dargereicht ohne Sammler und durch die von den hohen Behörden gütigst bewilligten

Haus- und Kirchenkollekte, durch die Pensionszahlungen für die Kinder erster und zweiter Klasse, durch Beiträge der Gemeinden für Arme und durch Unterstützungszuschüsse der hohen Kommunalverbände der Provinz. Die Anstalt hat 2 Freistellen und ist außerdem im stande, etliche ganz Arme umsonst zu pflegen.

Fragt man uns: habt ihr je Mangel gehabt, so müssen wir mit herzlichem Dank bekennen — keinen. Die Anstalt hat außer den vorhandenen 6 stattlichen Häusern, die samt Mobiliar bezahlt sind — sogar noch einen kleinen sog. eisernen Fonds für besondere Notfälle. — Anfang 1883 wurde endlich auch der Allerunglücklichsten, der Epileptisch-Blödsinnigen erbarmend gedacht, so daß für sie zunächst eine besondere Station — so Gott will der Anfang einer Zweiganstalt — eingerichtet und besetzt wurde. Vorstand der Anstalt sind die Herren: Dekan Opel in Nassau, Vorsitzender, Pfarrer Burchardt in Wiesbaden, Stellvertreter des Vorsitzenden, der Königl. Schulinspektor Pfarrer Klein in Dausenau, Schulinspektor Pfarrer Vömel in Ems, Dekan Ullrich in Freiendiez. Sämtlichen Herren liegt das Wohl der Anstalt wirklich am Herzen und der Vorsitzende hat nach seiner Pensionierung sich der Anstalt ganz gewidmet, so daß er seine Freude daran hat, das ihm liebe Werk zu fördern. Dem Herrn seid befohlen! Wir schließen mit den Worten des Psalmisten: „Lobe den Herren meine Seele und vergiß nicht, was Er dir Gutes gethan hat."

Als Gründung jener Jahre, die auf den ersten großen Kirchentag folgten, steht das Rettungshaus **Hof Reith** zu Schlüchtern bei Hanau vor uns. 1849 hatten sich die Freunde der inneren Mission zum zweitenmale in Wittenberg zusammengefunden, um hier den ersten Kongreß für innere Mission abzuhalten. Infolge dieses Kongresses bildete sich in der zum ehemaligen Kurfürstentum Hessen gehörigen Provinz Hanau ein Kreisverein für innere Mission. Dieser Kreisverein und insbesondere Herr Seminardirektor Stamm gründeten 1853 die obgenannte Anstalt, welche 1854 nach dem Schäferhause des Klosters Schlüchtern, nach Hof Reith in eigenes Haus übersiedeln konnte. Während früher Knaben und Mädchen aufgenommen wurden, befinden sich seit 1876 nur noch Knaben im Rettungshause Hof Reith. Nachdem von 1857 an mehrere Hausväter aus anderen Brüderhäusern die Anstalt geleitet hatten, trat 1873 Br. Zörner III. ein. Er hat schwere Zeit durchlebt, denn Kriegslasten im Jahre 1866 und das Nachlassen der hilfsbereiten Liebe brachten es dahin, daß 1878 die

Schuldenlast auf beinahe 4000 M herangewachsen war. Ja, die Not war einmal so groß, daß es am täglichen Brot fehlte. Doch da kam Hilfe: Gaben, Kollekten, Pflegegelder für aufgenommene Kinder gestalteten die finanzielle Lage um vieles günstiger. Seit Gründung der Anstalt wurden von ihr 206 Knaben und 51 Mädchen aufgenommen, jetzt pflegt sie 47 Knaben. Der Hausvater wird unterstützt durch zwei Gehilfen aus dem Johannesstift.

Frommer Bürgersinn legte den Grund zur Schuboth-Stiftung, Rettungshaus zu **Nieder-Erlenbach.** Am 12. Januar 1846, dem 100jährigen Geburtstag Pestalozzis trat in Frankfurt a/M. ein Pestalozzi-Verein zur Pflege verwahrloster oder gefährdeter Kinder zusammen. Zu einem Vorstandsmitgliede dieses Vereines kam 1851 eine einfach gekleidete Bürgerstochter, Anna Barbara Schuboth. Sie hatte den vierten Jahresbericht des Vereines in der Hand und fragte: „Giebt es noch mehr solche Büchelchen?“ Man händigte ihr die drei ersten ein und gab ihr auch außerdem über die Bestrebungen des Vereines eingehendere Nachrichten. Am 9. September 1832 setzte sie den Pestalozziverein zum Haupterben ihres Vermögens von 63,000 ℳ ein mit der Bestimmung, daß eine Rettungsanstalt für Frankfurt ins Leben gerufen werden sollte. Seit ihrer Begründung 1865 ist die Anstalt still gediehen. 32 Knaben stehen jetzt unter Leitung des Br. Oberschmidt, 99 wurden überhaupt aufgenommen. Die Ökonomie des Erlenbacher Rettungshauses ist nicht unbedeutend.

Daß für eine Stadt von der Größe **Kassels** ein Vereinshaus und eine Herberge zur Heimat notwendig sind, ergiebt sich von selbst. Es wird auch erwiesen durch die steigende Frequenz der 1872 auf Veranlassung des Pfarrer Fürer gegründeten Anstalt. Sie liegt mitten in der Stadt, in der Nähe der Martinskirche und umfaßt eine Herberge, welche auch Einlogierer aufnimmt, eine Speisewirtschaft, welche zu billigen Preisen kocht, ein Hospiz und Räume für Vereine. Die Herberge wurde mit 50 Betten eröffnet, hat aber jetzt bereits 84 aufstellen müssen, da im Jahre 1880 der Tagesdurchschnitt der Zuwandernden $39^3/_4$, 1881 $45^1/_2$, 1882 aber $50^3/_4$ betrug. Die Vereinslokale benutzen ein Jünglingsverein, ein evangelischer Gesangverein und die niederhessische Pfarrkonferenz. Der von Br. Hartmann I. geführte Haushalt ergab im letzten Jahre einen Reinertrag von 5257 ℳ. Vorsitzender im Herbergsvorstande ist Herr Konsistorialrat Baustädt.

Mit Ausnahme einer oldenburgischen und einer in Lippe gelegenen Anstalt, gehört alles, was wir seit dem Verlassen Mecklenburgs besprochen haben, zu Preußen. Dadurch, daß Dr. Wichern nach Berlin berufen wurde, ward ihm Preußen zur zweiten Heimat und es öffneten sich ihm besonders auch durch seine freundschaftliche Stellung zu den obersten Kirchenbehörden zahlreiche Thore, die seinen Bestrebungen sonst vielleicht verschlossen geblieben wären. Nur so ist es verständlich, daß unsere Brüderschaft in Preußen verhältnismäßig um vieles mehr wirksam ist, als in den übrigen deutschen Ländern.

---

15. Königreich Sachsen, Thüringen u. s. w.

Das erste der jetzt in Sachsen bestehenden 10 evangel. Rettungshäuser wurde einem Rauhhäusler Bruder übergeben. Es ist das Rettungshaus in Riesa, welches von der Mutter des langjährigen Vorsitzenden des Landesvereins für innere Mission, der Baronin von Welck in Verbindung mit dem um die Rettungshaussache litterarisch und auf andere Weise sehr verdienten Pastor Richter gegründet, und durch den Pastor Ahlfeld aus Leipzig im Oktober 1852 eingeweiht wurde. Jetzt haben wir zu dem genannten Rettungshause keine Beziehungen mehr, da sein erster Hausvater Epstein 1869 nach treuer 17jähriger Arbeit nach Dahlen zog, um eine Anstalt für blödsinnige Kinder zu gründen. Gegenwärtig arbeitet er in **Cotta** bei Dresden in 2 Schulklassen mit zusammen 164 Kindern.

Auch in das ebenfalls 1852 gegründete, aber nach kurzem Bestehn wieder eingegangene Rettungshaus zu Waldkirchen sandte unsere Brüderanstalt einen Hausvater, Bauer II. Aber die engste Verknüpfung des Rauhen Hauses mit dem Königreich Sachsen war doch die leider jetzt unmöglich gewordene Besetzung von Aufseherstellen und Familienleiterstellen in der Landeswaisen- und Besserungsanstalt zu Bräunsdorf bei Freiberg. In dieser Anstalt brachte nämlich ein ehemaliger Oberhelfer des Rauhen Hauses, der jetzige Pastor Schweingel in Kohren, gegenüber dem früheren Militarismus als Direktor und Anstaltsgeistlicher die Familienpflege zur Geltung. Um nun aber für diese einen Stamm tüchtiger Familienleiter und Aufseher zu erhalten, sandten die betreffenden Landesbehörden eine Anzahl junger Männer zur Ausbildung ins Rauhe Haus. So kam es, daß von 1851—57 8 unserer Brüder in Bräunsdorf

eintraten. Solange Pastor Schweingel und sein leider zu früh heimgegangener Nachfolger Burckhardt die Landesanstalt leiteten, haben diese sich wohlgefühlt, dann aber kamen Zeiten, wo man es den Brüdern von leitender Seite aus nahe legte, sich nach neuer Arbeit umzusehn. Nicht allen ist dies in der rechten Weise gelungen, aber doch treffen wir 2 jener Bräunsdorfer Brüder in gesegneter Rettungshausarbeit.

Br. Petrich steht im Lutherstift zu **Störmthal** bei Leipzig. Er hat noch als Vorbild in rechter stiller innerer Missionsarbeit die nun verstorbene Frau von Watzdorf auf Störmthal gekannt, deren Andenken in ihrem anmutigen Dorfe und weiterhin unvergessen bleibt. 1870, mitten im Kriegslärm, wurde seine Anstalt vom Kieritzscher Kreisvereine für innere Mission gegründet und an Luthers Geburtstag eingeweiht. Nicht weit von dem schönen Parke des von Watzdorfschen Schlosses hatte man ein schon halb gebautes Haus gekauft und passend eingerichtet. Mit dem Hausvater teilt sich jetzt der Ortspfarrer Dr. Ficker treulich in den Unterricht der 16 Rettungshausknaben. Sonst werden diese im Anstaltsgarten beschäftigt, dessen Himbeerernte ihnen schon öfter eine nicht unbeträchtliche Einnahme verschafft hat. 41 sind entlassen.

Ebenfalls aus Bräunsdorf kam Br. Müller nach **Kemnitz** bei Bernstadt in der Oberlausitz. Er wurde 1873 von dem Kemnitzer Rettungshausverein berufen, den der spätere Dresdner Vereinsgeistliche Pastor Keller ins Leben gerufen hatte, um eine erste anonyme Schenkung von 150 ℳ nicht unbenutzt liegen zu lassen. Man kaufte die alte Dorfschule, welche in unmittelbarer Nähe der Kirche und der neuen Schule liegt, doch erforderte dieses Gebäude eine gründliche Renovierung. Nachdem diese durch Sammlungen in der Provinz möglich geworden war, konnte 1873 bei Gelegenheit eines Wanderfestes für innere Mission die Einweihung stattfinden. Der Landbesitz und die Wohnlichkeit der Gebäude haben sich seit der Einweihung bedeutend vermehrt, doch ebenso auch die Schulden, welche trotz ansehnlicher Beiträge aus öffentlichen Kassen wegen der Abnahme der freien Liebesgaben eine beschwerliche Last sind. 18 Knaben sind entlassen, 12 befinden sich noch in der Anstalt.

Ein Spiel des Zufalls ist es, daß auch in der Stadt **Chemnitz** ein Bruder mit dem Namen Müller thätig ist. Er ist Hausvater in der Herberge zur Heimat und im Vereinshaus. Die Gründung dieser Herberge ist hauptsächlich angeregt und wesentlich

gefördert worden durch den evangelischen Jünglings- und Männerverein in Chemnitz. Jahrelang haben dessen Leiter und Mitglieder daran gearbeitet, den harten Boden zu lockern, Vorurteile zu zerstreuen, die feindliche Gesinnung auch gegen dies Werk der inneren Mission zu überwinden und die Mittel zur Errichtung der Herberge zur Heimat herbeizuschaffen. Vom Jahre 1868—75 haben die Vorarbeiten gewährt; endlich am 1. September 1875 wurde „das evangelische Vereinshaus mit der Herberge zur Heimat nebst Hospiz" eröffnet. Die Barmittel, welche im März 1875 vorhanden waren, als man den Entschluß faßte, ein Haus zu diesem Zwecke zu kaufen, betrugen nur 4650 ℳ. Das Haus kostete 48,000 ℳ, doch mußten durch Umbau und Beschaffung des nötigen Inventars noch mehrere Tausend aufgewendet werden, so daß nach Ablauf des ersten Jahres im September 1876 die Herberge zur Heimat einen Wert von 68,214 ℳ 49 ₰ repräsentierte, davon nur 10,409 ℳ 54 ₰ eigenes Kapital war, dagegen 57,804 ℳ 94 ₰ Passiva. In der That ein schwerer Anfang! Zur Zeit betragen die Schulden noch 50,000 ℳ. Im Hospiz waren 4 Zimmer von Mitgliedern des Kuratoriums der Herberge zur Heimat auf ihre Kosten eingerichtet worden. Die Herberge hatte anfangs 40 Betten, jetzt aber besitzt sie im ganzen deren 76. Im Jahre 1882 blieben 10,896 Wanderer in 32,088 Nächten in der Herberge, 252 Personen in 1008 Nächten im Hospiz. Der Landesverein für innere Mission in Dresden hat wiederholt als dankenswerte Unterstützung einen Anteil aus der Landeskollekte für innere Mission der Chemnitzer Herberge überwiesen. Von Innungen kehren in der Herberge zur Zeit die Bäcker, Buchdrucker und Schriftsetzer ein, auch die Klempner werden gegen Abgabe von Marken, welche die Innung einlöst, beherbergt. Logisgesellen wohnen zur Zeit 8 in der Herberge. Tägliche Mittagsgäste sind durchschnittlich 50—60, doch ist die Zahl auch schon auf 80 gestiegen. Von Vereinen hält nur der evangelische Jünglings- und Männerverein seine regelmäßigen Zusammenkünfte in der Herberge, sowie der Jungfrauenmissionsverein, nachdem von den 2 Versammlungssälen der größere ebenfalls noch zu einem Schlafsaal hat eingerichtet werden müssen, um dem Andrang der Fremden annähernd genügen zu können, obgleich trotzdem noch fast täglich Herbergesuchende wegen Platzmangels abgewiesen werden müssen. Die Volksbibliothek des evangelischen Vereinshauses wird ziemlich fleißig benutzt, doch ist die Bücherzahl noch eine kleine (435), aber der Stand der Kasse gestattete

keine großen Ausgaben, die nicht unumgänglich nötig waren. Von August 1876 bis April 1879 war hier mit besonderem Segen Br. Zöllner als Hausvater thätig, welcher sodann zu anderm Dienste abgerufen wurde; ihm folgte Br. Müller.

Nur kurz wenden wir uns zum Bezirksarmenhaus zu **Wiesenburg** bei Zwickau. Dieses Bezirksarmenhaus gehört zu denjenigen Anstalten, welche sonst mit dem Rauhen Hause nicht in Beziehung stehen. Wir würden es nicht in diesem Festberichte aufführen, wenn nicht unser Bruder Lohse seit 1870 als Hausverwalter und Hausinspektor in Wiesenburg thätig wäre. Er wurde vom Wiesenburger Bezirksarmenverein, welcher im Jahr 1864 die betreffende Anstalt gegründet hat, berufen. Jetzt ist das Armenhaus von dem genannten Verein in die Hand der königl. sächsischen Amtshauptmannschaft Zwickau übergegangene, wodurch für seine Entwickelung eine neue Periode beginnt. Die Anstalt hat durchschnittlich einen Bestand von 200 Personen, gegenwärtig von 100 Männern, 35 Frauen und 56 Kindern.

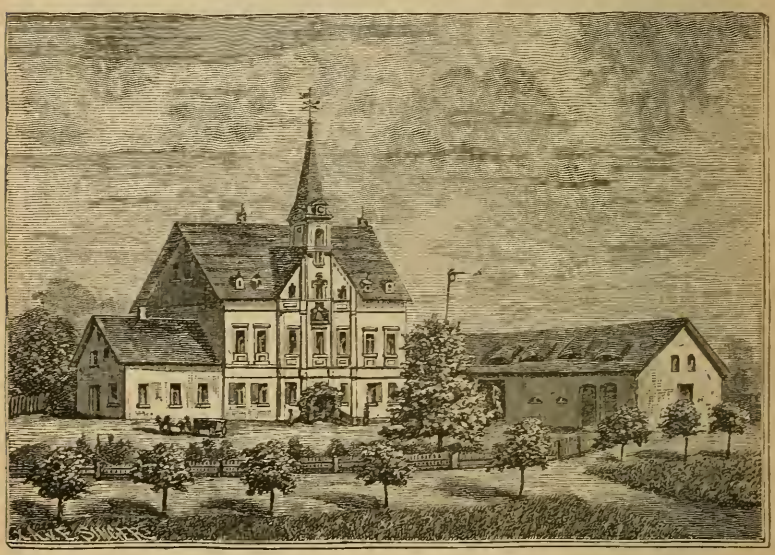
In der mittleren Bürgerschule zu **Crimmitschau** arbeitet Bruder Schulze als Lehrer von 2 Klassen an ca. 80 Kindern.

Dr. Wichern hat in Sachsen viele Freunde gehabt. Die Wittenberger Rede ist noch jetzt bei Vielen, die sie selbst hören konnten, in lebendigster Erinnerung, und auch von seinen Besuchen in Leipzig wird noch geredet. Und wenn auch Dr. Wichern 1864 auf dem Kirchentage im benachbarten Altenburg nicht selbst durch ein eigenes Referat an den Verhandlungen beteiligt war, so ward ihm doch durch sein Präsidium an den beiden letzten Tagen und durch persönliche Besprechungen reiche Gelegenheit geboten, die Freundschaft der Sachsen sich zu erwerben.

Ein Freund Dr. Wicherns war der liebe von vielen verehrte Generalsuperintendent Dr. Braune in **Altenburg.** Er ist der Begründer des 1855 in Gegenwart Sr. Hoheit des Herzogs Ernst in Altenburg eingeweihten Georg- und Marienhauses.

Die erste Gabe für dieses Haus wurde schon Ende 1852 in die Hand Dr. Braunes gelegt, mit dem Bemerken, daß der Name des Gebers vor seinem Tode nicht genannt werden sollte. Der Stifter der Anstalt berichtet folgendes über ihn: „Es kommt ein Mann, der froh ist sein Brot zu haben, und es weiß, daß er es Gott zu danken hat, und daß Gott ihn segnet auch durch das Wohlgefallen seines Fürsten und bringt seinem Pastor eine Gabe mit der Frage, ob er sie annehmen

wolle, es solle ein Anfang sein zur Gründung eines Rettungshauses für das Herzogtum Altenburg. Natürlich wurde sie angenommen. Was war's? ein Goldstück, ein Doppellouisd'or. Da konnte man sich wohl wundern und fragen: „Wo hast Du das her?" wie kommst Du dazu, das wieder weg zu geben? für ein Rettungshaus? für fremde Kinder? und hast selbst welche, und das Gold nicht übrig, vielleicht nicht einmal das Silber?" So konnte man fragen mit Verwunderung, wenn man den Mann ansah und dann das Goldstück. Wenn man aber das Papier ansah und dann das Geld, da wurde alles klar. Da stand nämlich: Mich jammert des Volks. Ich will das Verlorne wieder suchen und das Verirrte wieder bringen. So ein Glied leidet,



Georgen- und Marienhaus in Altenburg. (S. 265.)

so leiden alle Glieder mit. Also auch ist es vor Eurem Vater im Himmel nicht der Wille, daß jemand von diesen Kleinen verloren gehe."

Das wurde nun am 24. November 1852 in dem Amts- und Nachrichtsblatt angezeigt, und es trat ein Vorstand zusammen, welcher am 26. Januar 1853 einen Aufruf erließ. Kaum war derselbe bekannt geworden, da kamen von allen Seiten Beiträge: große und kleine, 1000 Thaler, 100 Thaler, Neugroschen und Dreier, Scherflein der Wittwen und die Sparpfennige der Kinder. Verschiedene Innungen

traten zusammen und steuerten bei. Sichtbar hat Gottes Segen auf allen diesen Liebesgaben geruht, denn das Werk ist fröhlich gediehen.

Geld war nun da. Die nächste Frage war: Wohin bauen? Da sprach der fromme hochselige Herzog das Wort, das einst Ephron zu Abraham sagte: Ich schenke dir den Acker! und wies dem Rettungshaus eine sehr schön und bequem gelegene Fläche an. Am 24. Juli, dem Geburtstage des hochseligen Herzogs, wurde die Schenkungsurkunde von dem Herzog Georg und seiner Gemahlin Marie, deren beider Namen das Haus führt, vollzogen. An demselben Tage zog 1855 der jetzige Hausvater Br. Ohage ein. Die für achtzehn Kinder eingerichtete Anstalt verlebte eine schöne Zeit ruhiger Entwicklung, ihr Grundbesitz nahm zu, aber leider konnte sie dem vorhandenen Bedürfnis wegen Mangels an den erforderlichen Mitteln nicht genügen. Da wurde das Gesetz, betreffend die Zwangserziehung, in Aussicht gestellt. Konnten bis dahin schon nicht alle angemeldeten Kinder aufgenommen werden, so wurde nunmehr eine Vergrößerung der Anstalt unbedingt nötig. Daher wandte sich der Vorstand mit der Bitte um Hilfe an die hohe Staatsregierung. Dieselbe legte 1878 die Sache der hohen Landschaft vor und mit Stimmeneinheit wurde dem Vorstand die nicht unbedeutende Bausumme bewilligt, so daß schon im folgenden Jahr der Erweiterungsbau begonnen werden konnte. Mit seiner Vollendung war allen Mängeln abgeholfen; es können jetzt 36 Kinder gut untergebracht werden, welche Zahl seitdem auch immer erreicht ist. Die Anstalt hat 94 Kinder entlassen; sie ist nicht nur schuldenfrei, sondern Br. Ohage hat schon seit mehreren Jahren mit Überschüssen abgeschlossen.

Ebenfalls als Gründung eines unermüdlichen christlichen Mannes liegt im Herzogtum **Sachsen-Meiningen** das Fischhaus bei **Hermannsfeld**.

Schon lange hatte Professor Schneider in Meiningen es als seinen Herzenswunsch angesehn, unglücklichen Kindern zu helfen. Dieser Wunsch wurde in ihm immer reger, als er die Anstalt in Beuggen und das Rauhe Haus besucht hatte. Schließlich kam es zur That. Auf einer Reise in Venedig vom heftigen Fieber überfallen und dem Tode nahe, gelobte er: „Wenn du zurückkehrst in den Kreis der Deinen, dann soll und muß ein Rettungshaus entstehen.“ Am 22. April 1860 nahm Professor Schneider die ersten 3 Knaben in sein Haus, und zu diesen 3 kamen bald noch andere 3 hinzu. Vorher aber war schon ein Haus-

vater eingetreten. Die dringendsten Gesuche um Aufnahme mehrerer Kinder erforderten es, daß Professor Schneider mit dem Hausvater sich nach einer neuen Heimat umsah. Als solche fand sich zwei Stunden von Meiningen das Fischhaus. Hier hatte an einem großen Teiche, welcher alljährlich unter großen Volksbelustigungen gefischt wurde, ein herzoglicher Hoffischer gewohnt. Wenn der große Fischfang stattfand, war auch der Hof gern gekommen und hatte von einem hübschen Saal aus dem ergötzlichen Feste zugesehen. Von alters her hatten Klöster und andere Stiftungen ihren Anteil an dem Gewinne der Fischerei gehabt. Doch war, ehe es Professor Schneider kaufte, das Haus und seine Umgebung schon in Privathände übergegangen. Der damalige Besitzer Herr Kaufmann Domnig setzte in Anbetracht des milden Zweckes den Ankaufspreis um ein sehr beträchtliches herab. In diesem Hause gab es viel zu ändern, der oben erwähnte Saal wurde zum Betsaal, die übrigen Räume zu Rettungshausstuben. Prof. Schneider wählte als Siegel des Hauses einen Mann, der das Netz auswirft mit der Umschrift: Von nun an will ich euch zu Menschenfischern machen. Seine Hoheit der Herzog schenkte ein Glöcklein, welches mit seinem hellen Silberklang dreimal des Tages die Bewohner mit ihren Gedanken aufwärts ruft. Im ersten Jahr kam die Zahl der Zöglinge bis auf 11, im zweiten bis auf 14, jetzt sind 26 Knaben im Hause. Im ganzen sind bis jetzt aufgenommen 138 Knaben, von denen 118 entlassen sind. Am 23. September 1872 starb der Gründer und treuste Freund des Fischhauses in Montreux. An seiner Stelle hat später die Landesregierung die Verwaltung der Anstalt übernommen. Aus kleinen Anfängen hervorgewachsen kann sie nun auch pekuniär als völlig gesichert, angesehn werden. Für ihr Wohlergehen sorgt treulich ihr Vorstand Herr von Schweden. Um möglichst viele Kinder versorgen zu können, ist die Einrichtung getroffen, daß mit Hilfe einiger Erziehungsvereine die besten Zöglinge in Privatpflege gegeben werden. Als Nachfolger des Br. Landgrebe, den wir oben bei Besprechung von Barmen trafen, leitet jetzt Br. Heitner das Fischhaus mit musterhafter Treue und vielem Geschick. Wer zum Fischhaus kommt, hört vielleicht einmal dort das Fischhauslied singen. Wir wollen aus ihm zum Schluß nur wenige Zeilen geben:

„Werft auf der Höh das Netz zu Grunde!'
Rufet das Glöcklein weithin ins Land;
Das tönt wie Ruf aus Gottes Munde,
Frisch an das Werk, du zage Fischerhand!

Um nicht ferner Hauptüberschriften über solche Gebiete machen zu müssen, wo nur vereinzelte Brüder stehen, lassen wir hier sofort das folgen, was wir aus Anhalt, aus dem Großherzogtum Hessen und aus Würtemberg zu berichten haben.

Mit **Anhalt** verbindet uns die Herberge zur Heimat in **Dessau.** Es war am 25. Februar 1876, als in einem Zimmer des Gasthofs „Zum goldnen Schiff" in Dessau eine Versammlung von etwa dreißig Männern über die Frage beriet, ob in Dessau eine Herberge zur Heimat gegründet werden solle. Die Herren, aus den Kreisen der oberen Behörden, der angesehensten Bürger und der evangelischen Geistlichkeit, waren vom Oberhofprediger Teichmüller geladen und lauschten den Worten des Predigers Oldenberg aus Berlin, welcher die Gefahren, denen die wandernden Handwerker in ihren gewöhnlichen Herbergen ausgesetzt sind, ergreifend schilderte und die Notwendigkeit darlegte, hier mit christlichen Herbergen zur Heimat helfend und schützend einzutreten. Die Versammlung erklärte einmütig ihre Zustimmung und that sofort einleitende Schritte — und schon am 30. November desselben Jahres konnte die neue Herberge feierlich eröffnet werden. Auf allen Seiten zeigte sich viel Verständnis und williger Eifer. Sofort fanden sich auch die Gäste so zahlreich ein, daß die anfänglich aufgestellten 16 Betten um weitere 10 vermehrt werden mußten. Im Dezember des ersten Jahres kehrten 93 Wanderer ein, im Dezember 1877 waren es schon 245. Jetzt sind 40 Betten für die Wanderer und ständigen Logierleute aufgestellt und der Verkehr des Hauses hat nun wohl seine Höhe erreicht. Im Jahre 1882/83 waren in der Herberge 3512 Fremde mit 4474 Nächten. Dazu kommen jährlich noch durchschnittlich 2500 Nächte für Einlogierer. Seit 1881 ist Br. Schwarck Hausvater. Man hat auch in Dessau die Erfahrung gemacht, daß es nicht gut ist, ein altes Haus anzukaufen und zu einer Herberge umzuwandeln. In dem Maße, wie der Verkehr wuchs, suchte man zuerst durch kleine Erweiterungen der Räume nachzuhelfen, bis endlich doch ein größerer Neubau notwendig wurde. Im Jahre 1881 wurde ein neues Haus neben dem alten erbaut und damit erst genügender Raum geschaffen. Alles dies Bauen hat viel Geldkosten verursacht. Die Wirtschaft wirft in der letzten Zeit einen jährlichen Reingewinn von 700 bis 900 ℳ ab, aber die Anstalt ist trotz wohlwollenden Unterstützungen, in denen der Herzog seinem Volke vorangeht, immer noch auf ihre Wohlthäter angewiesen.

Eine Herberge und ein Armenhaus interessieren uns im **Großherzogtum Hessen.**

Die Herberge zur Heimat in **Gießen** ist eine Gründung des Oberhessischen Vereins für innere Mission. Nachdem der überaus günstige Erfolg, welchen dieser Verein mit der Errichtung der Kinderheilanstalt in Bad Nauheim gehabt, zu weiterer Arbeit frischen Mut gegeben hatte, wurde auf der am 4. Juni 1879 zu Bad Nauheim abgehaltenen ersten Jahresversammlung der Vorstand beauftragt, eine Herberge in Gießen in Angriff zu nehmen. Schneller als man erwartet, kam man zum Ziele. Der Sommer zwar ging unter allerhand Vorstudien und Anknüpfungen hin. Als aber im November 1879 jene Pest der fahrenden Leute, febris recurrens, in Gießen ausbrach, und hunderte von erkrankten Vaganten die rasch hergerichteten Notspitäler füllten, und infolge davon ein großer Schrecken über die ganze Bevölkerung hereinbrach, und ein allgemeines Mitleid mit der Not des fahrenden Volkes erwachte, da schien dem Vorstand die rechte Zeit gekommen. Der Ruf nach einer Suppenanstalt wurde laut. Eine solche hatte man als integrierenden Bestandteil der Herberge längst geplant. Rasch wurde auf die Bitte des Vorstandes ein schon in Aussicht genommenes Haus in bester Lage von einem reichen Vorstandsmitgliede gekauft und die nötigen Aufrufe erlassen. Die Hoffnung auf allgemeine Teilnahme scheiterte aber an dem entschieden geltend gemachten christlichen Charakter der beabsichtigten Anstalt. Da man sich nicht entschließen konnte, mit einem in einer Volksversammlung gewählten Komitee gemeinsame Sache zu machen, so trat man von dem Suppenanstaltsunternehmen vorerst zurück, die großen Summen, welche unter dem Eindruck des großen Schreckens gezeichnet waren, flossen der anderen Anstalt zu. Nichtsdestoweniger war nun die Sache einmal in Fluß gebracht, das Haus gekauft, das Komitee gebildet. Zu nachträglichem großem Bedauern hatte man sich aber durch einen von sonst zuverlässiger Seite erhaltenen Rat verleiten lassen, die Stelle eines Hausvaters auszuschreiben. Gegen 120 Meldungen liefen ein. Auf treffliche Empfehlungen hin wurde ein bisheriger Krankenwärter gewählt. Mit ihm konnte 1880 die Herberge eröffnet werden. Es stellte sich bald genug heraus, daß sie einem wirklichen Bedürfnis entsprach. Der Verkehr in ihr wuchs zusehends. Eine der schlechten Herbergen mußte nach kurzer Zeit ihren Betrieb einstellen, nur die allerschlechteste erhielt sich. Leider mußte man aber den bisherigen Hauseltern kündigen. Durch Schaden klug ge-

worden, wandte man sich nun an das Rauhe Haus, das im November 1881 Br. Kahle, bis dahin Hausvater des Armenhauses in Esensham in Oldenburg, sandte. Seitdem hat die Herberge unter der Verwaltung der neuen Hauseltern innerlich und äußerlich einen neuen Aufschwung genommen. Auch die finanziellen Resultate sind zufriedenstellend. Was den äußeren Stand der Herberge anlangt, so ist die Zahl der Betten von 30 auf 47 gestiegen. 1881 wurden für Durchreisende 6503 Nächte gezählt, für 233 Einlogierer aber 3868 Tage. Die Zahl der Schlafburschen ist übrigens beständig im Wachsen begriffen. Die mit der Herberge verbundene Suppenanstalt ist nur im Winter 1880/81 in voller Thätigkeit gewesen und wird seitdem nur nebenher betrieben. Andere Vereine haben sich der Herberge nicht angeschlossen, doch sammelt sich ein Kreis von Freunden den Winter hindurch in dem freundlichen Restaurationssälchen, in welchem auch mancherlei Sitzungen und Konferenzen gehalten werden.

In **Friedberg** am Usbach bestand schon in alter Zeit ein Hospital „Zum heiligen Geist". Aus ihm und dem seit Anfang dieses Jahrhunderts vorhandenen, aber 1836 aufgehobenen Versorgungshause wurde 1856, weil man mit der längere Zeit versuchten Familienpflege der Armen schlechte Erfahrungen gemacht hatte, im Gebäude des alten Hospitalhofes das jetzige Versorgungshaus geschaffen. Mit 7 Hospitaliten, die der Familienpflege entnommen wurden, und mit 12 Kindern wurde es eröffnet, doch wuchs die Zahl so, daß 1878 ein neues Haus zur Aufnahme für die Kinder erbaut werden mußte. Gegenwärtig zählt das Versorgungshaus 57 Insassen im Alter von 4 bis 86 Jahren; unter diesen befinden sich 28 schulpflichtige Kinder. Seit 1856 sind 274 Personen aufgenommen worden, von welchen einige dem Hause 25 Jahre angehört haben. Seit 1881 ist Br. Lüdke Hausvater.

Eine ähnlich eund doch verschiedene Anstalt finden wir in **Württemberg.** Das Haus der Barmherzigkeit in **Eßlingen** am Neckar, wurde zum Andenken an die silberne Hochzeit der Majestäten Karl und Olga, den 13. Juli 1871, vom Lande gestiftet und hat die Bestimmung alten, armen, alleinstehenden, erwerbsunfähigen Landesangehörigen beider Konfessionen, eine Zufluchtstätte im Sinne wahrer christlicher Nächstenliebe zu gewähren und den Lebensabend der Pfleglinge so angenehm als möglich zu machen. Nachdem der Neubau und die innere Einrichtung fertig war, wurde die Anstalt am 12. November 1873 im Beisein der Majestäten feierlich eingeweiht. Die Zahl der Pfleglinge

beträgt 31 weibliche und 30 männliche, sie sind nach Geschlechtern getrennt, halten sich den Tag über in ihren Arbeitssälen auf, kommen im Speisesaal sowie bei den Morgen- und Abendandachten zusammen und sind bei Nacht in 6 Sälen und 13 Zimmern untergebracht. Ein großer Garten gehört zu den besonderen Annehmlichkeiten, welche das Haus der Barmherzigkeit seinen lieben alten Leuten bietet, denn einem Rate der Alten sieht die Hausgemeinde allerdings sehr ähnlich. Unter 50 Jahren wird niemand aufgenommen, doch über 86 Jahre sollen sie eigentlich auch nicht sein, aber gegenwärtig ist der Älteste im Hause schon 91 und der Jüngste bereits 59, die Älteste 87 und die Jüngste 57 Jahre alt. Das jährliche Kostgeld beträgt 120 bis 200 M, ein Klassenunterschied findet jedoch nicht statt. Hausvater ist Br. Wiest.

Als Lehrer und Oberaufseher an der Strafanstaltsabteilung für jugendliche Verbrecher zu **Schwäbisch-Hall** steht Br. Hofmann.

Eine Herberge zur Heimat ist es, die uns mit dem Reichslande **Elsaß-Lothringen** verbindet. Seitdem jenseit des Rheines wieder deutsche Fahnen wehen und deutsche Lieder erklingen, will sich in den neuerworbenen Landesteilen auch wieder das Handwerk seinen goldenen Boden nach deutscher Sitte gründen. Daher wurde auch bald nach dem Kriege unter den Handwerkern von **Metz** der Wunsch laut, sich in einer Herberge zur Heimat eine Zentralstelle zu schaffen. Es fehlte aber an dem nötigen Glaubensmut und an den rechten Männern, bis sich 1873 Herr Pastor Tube und der damals noch in Metz angestellte jetzige Hofprediger Stöcker der Sache annahmen. Unter ihrer Mitwirkung konnte 1874 die Herberge eröffnet und Br. Langermann als Hausvater berufen werden. Durch ein Geschenk des deutschen Kaisers und andere Gaben wurde es möglich ein eigenes Haus zu kaufen und dieses 1879 zu vergrößern. Alle Vorurteile, welche namentlich die französische Bevölkerung anfangs gegen die Anstalt hegte, sind jetzt beseitigt, besonders dadurch, daß sie in dem strengen Winter 1880/81 durch Unterstützung vieler Freunde in den Stand gesetzt war, täglich über 200 Menschen zu Mittag zu speisen. In den Jahren 1875—1878 bot die Herberge ihre Räume einer Fortbildungsschule dar, für Missionsfeste, Geburtstags-, Tauf- und Hochzeitsfeiern stand sie jederzeit offen, und mancherlei Vereinsversammlungen werden in ihr abgehalten, vor allem die des 1875 von Pastor Dr. Tube gegründeten Jünglingsvereins. Eine Bibliothek von 200 bis 300 Bänden steht jedermann zur Verfügung. Seit ihrem Entstehen hat die Herberge in

Metz 18,388 Fremde verpflegt, von welchen 698 als Kostgänger längere Zeit in ihr blieben.

In **Bayern** steht ein einziger unserer Brüder, und zwar als Lehrer: die Werktagsschule des Br. Götz in **Ködnitz** umfaßt 58 Knaben und 65 Mädchen, die Sonntagsschule zählt 22 Knaben und 18 Mädchen. Doch ist auch für Bayern das Rauhe Haus dadurch zum Segen geworden, daß es einer unserer früheren Oberhelfer war, der in dem einzigen bayrischen Brüderhause zu Puckenhof bei Erlangen zuerst das Vorsteheramt bekleidete.

Wir sind zum Ende gekommen mit der Betrachtung unserer Arbeitsfelder in Deutschland. Wir verweilten bei 37 Rettungshäusern, 37 Herbergen und Vereinshäusern, 17 Waisenhäusern und Armenhäusern, bei 24 Stadtmissionaren und 78 Brüdern in verschiedenen andersgearteten Stellungen. Wir vergessen nicht, daß die von uns erwähnten Anstalten, und Vereine nur einen kleinen Teil dessen ausmachen, was jetzt nach Seiten der inneren Mission in Deutschland geschieht, aber wir wissen auch, daß sie mithelfen im Kampfe des Glaubens gegen den Unglauben als ein Stück vom Heeresbann Christi. Seit 30 bis 40 Jahren haben sich immer neue Scharen ins Feld gestellt, 10 Brüderhäuser und eine weit größere Anzahl von Diakonissenanstalten stehen uns zur Seite, und allerorten giebt es Christenherzen und Christenhände, die alle Kraft einsetzen, damit unser Volk gesund werde. Wir sehen trotz aller Schäden und trotz allen Mangels doch in seinen Anfängen verwirklicht, was Dr. Wichern im September 1851 bei Gelegenheit des Kirchentages zu Elberfeld hoffend und wünschend ausgesprochen hat: „Meine Brüder! Die Geschichte der Menschheit steht an der Schwelle einer neuen großen Epoche. In der neuen Zeit, die kommt, soll Deutschland, unser Vaterland, seine hohe Stelle einnehmen, und zwar das rechte inwendige für die meisten verschleierte Deutschland, dieser Träger des Gottesschatzes, in welchem das Geheimnis für die Zukunft der Völker liegt, das christliche, das wahrhaft evangelische Deutschland.“ Aufgabe der ganzen großen inneren Mission in unserm Volke ist es dafür zu sorgen, zu arbeiten, zu beten, daß dieses verschleierte und doch nach und nach offenbarer werdende rechte inwendige Deutschland mit Gottes Hilfe immer mehr erstarke.

---

16. England.

Die Grenzen, innerhalb deren sich unsere Wanderung bis jetzt bewegte, sind nicht zugleich die Grenzen der Arbeit unserer Brüder.

Schon in einem der früheren Abschnitte ist einiger Brüder kurz gedacht worden, die im Ausland stehen. Jetzt wollen wir die fernen Brüder des Rauhen Hauses, ebenso, wie wir es bei den in Deutschland wohnenden gethan haben, in ihrer mannigfachen Arbeit aufsuchen. Nicht weil unsere Londoner Beziehungen besonders ausgedehnt wären, sondern deshalb, weil England das Land ist, in welchem zwei so bedeutende Gebiete, wie Gefangenenpflege und Stadtmission zuerst in vorbildlicher Weise angebaut wurden, beginnen wir mit England. Ja, wir brauchen nicht dabei stehen zu bleiben, daß die innere Mission Deutschlands von England gelernt hat, auch der Mann, zu dessen Denkmal diese Schrift sich von selber gestaltet, hat von England her und zum Teil auch in England wirksamste Eindrücke empfangen. Mit vollem Herzen kehrte er im Herbste 1851 von London zurück und gab dem Kirchentag von Barmen eine kurze Schilderung seiner dortigen Erfahrungen.

„Wären Sie," so berichtet er bald nach der erwähnten Reise, „wären Sie an jenem Sonnabend mit mir unter den versammelten 250 Londoner Stadtmissionaren gewesen, die das Schwert und den Balsam des Evangeliums führen, wir alle würden gemeinschaftlich ein lebendiges Zeugnis in uns empfangen haben von der Glaubensmacht, die dort seit kurzem wider das mächtige Reich der Finsternis auf den Plan getreten ist."

Freilich konnte Dr. Wichern von den mannigfaltigen Liebeswerken welche in London schon damals in wahrhaft großem Stil geübt wurden, nicht berichten, ohne auf die dunkle Folie, auf den grausigen Verfall des christlichen Volkslebens hinzuweisen, welcher in London so wie nirgends, jeden, der die Kräfte des Evangeliums kennt und hat, auffordert, zu helfen. Er sagte darüber unter anderem: „dort hinter einer der glänzendsten Straßen Londons, die in Licht und Herrlichkeit strahlt, breitet sich, nur wenige Schritte seitwärts, eine nächtliche Stadt aus, deren Dunkel Sünden ausbrütet, die gen Himmel schreien und Elend verbirgt, über das auch ein Herz von Stein erweicht werden muß. An einer solchen Stelle sahen wir in einer Nacht Hunderte von Menschengestalten, die solchen Sünden dienen und in solchem Elend schmachten,

Menschen des Schreckens, von denen man nicht geahnt, daß dergleichen existieren — Scharen von ganz oder halb Betrunkenen, zwischen ihnen die Pflegerinnen der offensten Schande, im äußersten Elend, oft heulend, schreiend, verzweifelnd. In der finstern, kotigen Gasse harren ganze Scharen von Dieben gierigen Blicks auf die fremden, nächtlichen Besucher dieser Reviere, und die Massen notorischer Verbrecher mahnen, an welchen Abgrund die Christenheit in der christlichen Weltstadt in vielen Tausenden ihrer Glieder geraten ist. Jenes eine Quartier, das wir eben besucht, ist mit 1500—2000 dieser Kreaturen bevölkert. London soll an 12—13 solcher Quartiere zählen, die keine andere, als dergleichen Bevölkerung beherbergen und wo Menschen aus fast allen europäischen Nationen, Engländer, Irländer, Franzosen, Spanier, Italiener und Deutsche — alle in den Bund des Lasters und Verderbens getreten sind." „Ja, sehen Sie unsre elenden deutschen Brüder in London, wie sie zu tausenden in erbärmlichen Quartieren mit den Irländern zusammenwohnen, leiblich und geistlich verkommen, oft aufs erschreckendste abgezehrt von Hunger, Männer und Weiber und Kinder, wie oft nur in versteckter Weise bettelnd, oft kaum in Hüllen, die ihre Blöße decken, nicht selten von der Not gedrungen zu der unbarmherzigsten Arbeit, welche, wie z. B. die Arbeit in den Fellfabriken, kaum ein Engländer, sondern nur der Irländer mit den Deutschen teilt. Oder gehen Sie diesen unsren Landsleuten in der Weltstadt jenseits des Kanals nach auf die Tanzsäle, wo die Lust und die Wollust ihr Spiel mit ihnen treibt, wo deutsche Weiber Scham und Sittsamkeit mit Füßen treten, und dort den Namen unseres Volkes schänden! diejenigen dortigen Genossen unserer Sprache, welche ihren Brüdern gern Beistand bringen möchten, müssen ohne alle Hoffnung nach Deutschland herüberschauen und wissen, daß ihnen schwerlich jemand Handreichung thut, wenn auch die dringendste Not um Hilfe zum Himmel schreit."

So Dr. Wichern auf dem Barmer Kirchentag. Inzwischen war damals doch bereits ein Anfang mit einem Werk gemacht, welches vielen unsrer dortigen Landsleute ein Segen werden sollte. Es hatte sich im Jahre 1848 unter Leitung des lutherischen Predigers D. Steinkopf eine „Deutsche Stadtmissionsgesellschaft" gebildet. Von dieser wurde Br. Ostermoor berufen, welcher im Jahre 1849, nachdem er 6 Monate zu seiner Vorbereitung im Rauhen Hause zugebracht, seine Thätigkeit als Stadtmissionar antrat. Br. Ostermoor blickt jetzt auf eine lange

reichgesegnete Thätigkeit zurück. In 800 Familien hat er nach und nach Eingang gefunden, überall bemüht, leibliche und geistliche Not zu lindern. In manchem Logierhaus und in mancher deutschen Arbeiterfamilie hat er seine Bibeln und seine Erbauungsschriften abgesetzt und fleißig die Bibliotheksbücher der Gesellschaft zirkulieren lassen. Auch richtete er Bibelstunden und eine Sonntags- und Abendschule ein, aus welcher später die weiter unten zu erwähnende Missionsschule hervorging. Nachdem er schon 1854 an der Lunge zu leiden angefangen, sah er sich leider im Jahre 1880 gezwungen, um seine Entlassung einzukommen. Er steht also nicht mehr im Dienste der Gesellschaft. Trotzdem hält er nach wie vor seine Bibelstunden, um, so weit es ihm sein nächster Beruf, welcher jetzt in der Verwaltung des Sekretariats zweier wohlthätiger Anstalten besteht, erlaubt, seinen Landsleuten und dem Reiche Gottes zu dienen.

Der zweite Veteran unserer Brüderarbeit in London ist Br. Karpe, welcher im August 1851 entsandt wurde, um während der ersten Weltausstellung einer englischen Gesellschaft (Foreign Conference and Evangelisation Committee) als Kolporteur zu dienen. Er kehrte gegen Ende Oktober desselben Jahres noch einmal ins Rauhe Haus zurück und wurde erst Ende November definitiv aus dem Haus entlassen, um von der deutschen Stadtmission in London fest angestellt zu werden. Er arbeitete Hand in Hand mit Br. Ostermoor; mit ihm begründete er die „Abendschule", in welcher zweimal in der Woche arme Kinder, die während des Tages von ihren Eltern meist zum Bettel oder zu anderweitigem Erwerb in Anspruch genommen waren, unterrichtet wurden, sowie die „Sonntagsschule", bei welcher christliche Freunde freiwillig Hilfe leisteten. Allmählich erwies sich die Einrichtung einer ordentlichen (Tags) Missionsschule als dringendes Bedürfnis. Zu diesem Zwecke wurde ein eigenes Haus gebaut und Br. Zweiniger 1861 als Lehrer berufen. Damit hörte die Sonntagsschule als Missionsarbeit auf; sie wurde indes schon nach einigen Jahren von verschiedenen Gemeinden Londons auf eigene Hand wieder aufgenommen.

Da Br. Ostermoor schon 1854 aus dem Dienst der Stadtmission im engern Sinne hatte scheiden müssen, so war Br. Karpe von diesem Tage an thatsächlich der einzige deutsche Stadtmissionar Londons. Wir glauben es ihm gerne, wenn er deshalb an uns schrieb: „Solchem Berufe wirklich gewachsen zu sein, läge außer dem Bereich aller menschlichen Möglichkeit." Wie er aber dennoch die wechselvollen Schicksale unserer

armen Landsleute in London mit liebevoller Teilnahme verfolgt und nun mehr als drei Jahrzehnte all ihr Wohl und Wehe mitempfunden hat, darüber hören wir ihn selber: „Während meiner nun 31jährigen Wirksamkeit hat die Physiognomie unsres Missionsfeldes tiefeingreifende Veränderungen erfahren. Von den Leuten, welche ich in den ersten Jahren meines Hierseins kennen lernte, sind nur wenige noch übrig. Die meisten ruhen im Grabe; viele auch sind weitergezogen, um anderswo ihr Glück zu machen. Und letzteres ist kein Wunder, denn die Erwerbsverhältnisse waren für die hiesigen Deutschen äußerst wechselvoll. Früher gab es im östlichen Teile Londons 34 Zuckerraffinerien, die 4000 Arbeitern, fast ausnahmslos Deutschen, (deren Zahl sich ganz besonders aus dem Kgr. Hannover rekrutierte), Brot gewährten. Dieser Industriezweig ist fast völlig dahin; nur einige hunderte können vielleicht noch Beschäftigung finden, die nur zum Teil Deutsche sind. Ein gleiches ist von einer andern Beschäftigung (Skindressing) zu sagen, durch die sich sonst viele arme Deutsche ernährten und die jetzt nur wenigen ein kärgliches Brot gibt. Ebenso ist es mit dem Pantoffelmachen. Einigen, wenn auch nicht genügenden Ersatz bietet die fabrikmäßige Schuhmacherei (Rivetting und Finishing). Selbst die deutsche Bettelei in den Straßen Londons hat ihre Poesie verloren. Das zahlreiche Geschlecht der Besenverkäufer, jung und alt, das noch vor 20 Jahren florierte, ist so gut wie ausgestorben, auch die früher sehr zahlreichen Straßenmusikanten sind viel seltener geworden. Auch in den Wohnungsverhältnissen der Deutschen hat sich viel geändert. Während im Osten Londons (Whitechapel u. s. w.) ganze Straßen und Bezirke von ihnen fast ausschließlich bewohnt wurden, (was die häuslichen Missionsbesuche sehr erleichterte) wohnen sie nun weit und breit zerstreut, zum Teil in ziemlicher Anzahl in den äußersten Vorstädten, viele Meilen entfernt, für einen Stadtmissionar also fast unerreichbar. Zum Teil war diese Dislozierung allerdings eine Folge der veränderten Erwerbsverhältnisse, aber auch andere Faktoren haben mitgewirkt. Zunächst die Gesundheits- und Bauämter. Ganze Bezirke von Gassen, Gäßchen und Gängen sind niedergerissen und breite Straßen durchgebrochen, so daß jemand, der diese Gegenden vor 10 oder 20 Jahren gekannt hat, sie gar nicht wieder erkennen würde. Hätte man bei dem Wiederaufbau die Bedürfnisse der Armen erforscht und berücksichtigt, so wäre die Veränderung eine wohlthätige gewesen; in der That ist sie es aber nicht. Eine andere Ursache der Zerstreuung der Deutschen ist die massenhafte

Einwanderung von russischen und polnischen Juden, die mit ihrer größeren Rührigkeit die armen Deutschen in jeder Weise in den Winkel drängen.

Auch in geistlicher Beziehung hat sich eine beklagenswerte Veränderung im Laufe der Jahre vollzogen. In den untersten Schichten unsrer hiesigen Volksgenossen waren hauptsächlich die Gier nach irdischem Erwerb oder überwiegend harter Nahrungskummer und schwere Sorge die Hindernisse, die den Samen des göttlichen Wortes verhinderten, Frucht zu bringen. Der freche Unglaube schien so zu sagen ein Luxusartikel der äußerlich Bessersituierten zu sein. Nunmehr ist das leider anders: der Nahrungskummer ist geblieben, wenn nicht vermehrt, aber der Unglaube ist bis in die untersten Schichten hinabgedrungen und frißt um sich wie der Krebs. In dem letzten Dezennium sind nach und nach 17 deutsche Klubs entstanden, meist entschieden kommunistische, in denen Gott gelästert, alle menschliche Obrigkeit verhöhnt und alles Heilige in den Staub getreten wird. Auch die äußerlich anständigeren dienen nur dem Fleische; Theater, sogen. gemütliche Unterhaltung, Tanz u. s. w. an Sonntagen dienen eben nur dazu, die Leute vom Hören des göttlichen Wortes abzuhalten.

Bei so großen Schwierigkeiten kann an außerordentlich glänzende Erfolge nicht zu denken sein. Dennoch hoffe ich zu Gott, daß manches, was im Namen des Herrn geschehen ist, an jenem Tag wird offenbar werden. Ich habe so manchen Verlornen gekannt, der nach einem wüsten Leben in der Heimat hier unter Not und Kummer seinen Heiland und mit ihm den Frieden gefunden; ich bin an manchem Kranken- und Sterbebett gestanden, wo ich reiche Erfahrung und reiche Stärkung finden durfte und so ist es mein Trost, daß der Apostel Paulus auch für mich geschrieben hat: „Nehmet immer zu in dem Werk des Herrn, sintemal ihr wisset, daß eure Arbeit nicht vergeblich ist in dem Herrn."

Br. Zweiniger, von dem wir oben sagten, daß er seine Arbeit in der deutschen Armenschule anfing, ging einige Zeit später als Lehrer an die deutsche lutherische St. Marien-Gemeinde-Schule. Diese Schule ist fast so alt, als die Londoner lutherische Gemeinde, denn sie verdankt ihre Entstehung der Freigebigkeit König Georgs I., welcher im Jahre 1721 der Gemeinde für dieselbe einige Zimmer in dem alten Savoypalaste zu Schulräumen überließ. Sie befindet sich jetzt seit 1837 auf Cleveland Street und Br. Zweiniger unterrichtet darin im Verein mit noch drei anderen Lehrkräften etwa 70 Kinder.

In der Missionsschule ist an Br. Zweinigers Stelle Br. Ritter getreten. Um ihn pflegen sich durchschnittlich etwa 130 Schüler zu sammeln, namentlich Kinder deutscher Arbeiter, welche sich nur zeitweilig in London aufhalten und später in die Heimat zurückkehren.

Ganz besonders lieb und wert wird unsern patriotischen Lesern endlich noch die Nachricht sein, daß unser Br. Schreiber seit 1880 in London als Hausvater einer Kaiser-Wilhelmstiftung für deutsche Waisenkinder thätig ist. Als nämlich i. J. 1879 der Tag der goldenen Hochzeit des deutschen Kaiserpaares heranrückte, regte sich in den verschiedenen Kreisen der Deutschen Londons der Wunsch, den greisen Heldenkaiser bei Gelegenheit dieses Festes auch von London aus Beweise der Anhänglichkeit und Verehrung zu geben. In einer längeren Besprechung ergab sich nun die einstimmige Ansicht, daß in London ein deutsches Waisenhaus errichtet werden müsse. Als Grundprinzip der Stiftung wurde von vornherein festgestellt, weder die Aufnahme der Waisenkinder, wie es bei englischen Anstalten die Regel ist, von der Abstimmung der Subskribenten abhängig zu machen, noch bei der Wahl auf religiöse oder konfessionelle Unterschiede Rücksicht zu nehmen. Ein Aufruf an die Londoner Deutschen hatte die erfreuliche Wirkung, daß von allen Seiten reichlich Gelder einflossen, und noch vor dem 11. Juni war eine Summe von £ 4000 (80,000 ℳ) zusammengekommen. Se. Maj. übernahm huldvollst das Protektorat der neuen Anstalt und so konnte sie im April 1880 in einem gemieteten Hause eröffnet worden. Gegenwärtig sind in der Anstalt 7 Knaben und 7 Mädchen. Damit diese kleine Schar recht bald viel größer werden könne, geht man mit dem Plane um, ein deutsches Waisenhaus in größerem Stile zu erbauen und der Verwaltungsrat hofft die dazu erforderlichen Mittel bald aufbringen zu können.

Neben der religiösen hat die innere Mission unter den Deutschen Englands, wie wir sahen, eine nicht zu unterschätzende nationale Aufgabe. Fast noch mehr tritt diese hervor, wenn wir unsere Brüderarbeit in den russischen Ostseeprovinzen ins Auge fassen.

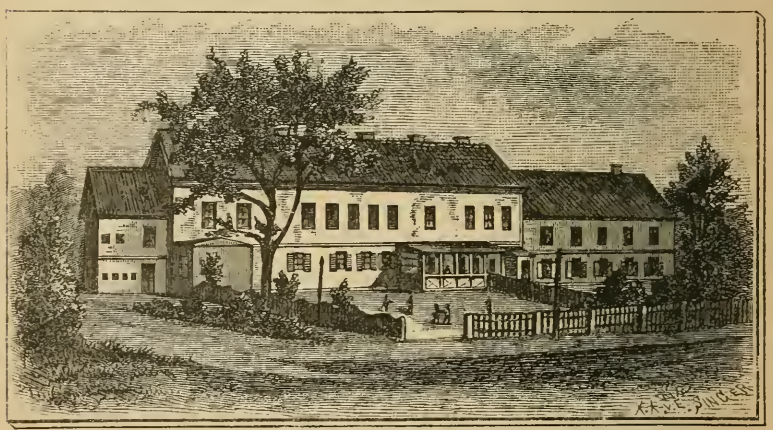
---

17. Rußland.

Merkwürdig bleibt es, daß die ersten von Dr. Wichern entsandten Brüder ins ferne Rußland gingen, nach Mitau, Narwa, Reval und Riga — merkwürdig auch besonders darum, weil wir von keiner ein-

zelnen hervorragenden Person oder einem einflußreichen Vereine reden können, welche in den Ostseeprovinzen, denn um diese handelt es sich, die Rauhhäusler Rettungshaussache vertreten hätte. Offenbar hat das deutsche Land im Westen des Zarenreiches in der inneren Mission seine eigene von außen im wesentlichen unabhängige Anfangsperiode, in welcher an verschiedenen Orten fast zu gleicher Zeit verwandte Bestrebungen ungerufen und zum Teil auch noch unklar auftauchten.

Worüber man sich klar war, das war die für deutsche Verhältnisse fast unbegreifliche Not armer und verwaister Kinder in Rußland und somit die Unentbehrlichkeit der Hilfe, aber weniger unterrichtet zeigte man sich zum Teil darüber, in welcher Weise Rettungsanstalten einzurichten, und in welchem Geiste sie zu leiten seien. Besonders die beiden Anstalten zu Altona bei Mitau und zu Pleskodahl bei Riga geben in



Rettungshaus zu Mitau.

ihrer Geschichte ein buntes Bild mannigfachster Wandelungen. In dem Verein zur Rettung hilfloser Kinder, welcher 1837 das Rettungshaus zu **Altona** ins Leben rief, drohte in den ersten Jahren seines Bestehens ein tiefeingreifender Prinzipienstreit darüber, ob humanistisch-philanthropische Wohlthätigkeit oder christliche Barmherzigkeit die Grundlage des Rettungswerkes sein solle, den gedeihlichen Fortgang des jungen Unternehmens in Frage zu stellen. Auch scheint das Verhältnis des Hausvaters zum Direktorium schwankend und unklar gewesen zu sein, bis eine 1840 entworfene Hausordnung in beiden großen Fragen die

Basis eines geordneten und christlich bestimmteren Fortganges wurde. In dem christlichen Sinne, der es allein versteht, Rettungshäuser zu gründen und zu erhalten, haben die fünf aufeinanderfolgenden Hausväter gewirkt. Der erste von ihnen ist der schon genannte Br. Baumgartner gewesen, dann kamen 3 andere nicht zu unserer Brüderschaft gehörige, bis 1859 der jetzige Hausvater Br. König einzog. Zur Zeit der Gründung hatte man beabsichtigt, den Verein von Mitau zu einem Mittelpunkte verwandter Bestrebungen für ganz Kurland zu machen und durch ihn eine größere Anzahl verschiedenartiger Institute ins Leben zu rufen. Mannigfacher Zwiespalt unter den leitenden Persönlichkeiten selbst und der Mangel einer zureichenden geschäftlichen Ordnung haben es aber dahin gebracht, daß sich das Interesse des Publikums für die Altonaer Anstalt sehr abschwächte. Seit dem Krimkrieg, wo die Verhältnisse eine nach jeder Seite hin nachteilige Wendung nahmen, hat Altona nur kümmerlich bestanden. Um das Jahr 1870 wurde vom Vorstand beschlossen, man wolle — während früher bis zu 46 Knaben in der Anstalt gewesen waren — nicht mehr als 18 aufnehmen, ein Beschluß, der besonders wegen der Größe des zur Anstalt gehörigen Areals bedenklich scheinen mußte. Doch bezeichnet das letzte Jahrzehnt in der Geschichte Altonas einen entschiedenen Fortschritt. Zur Zeit befinden sich 34 Knaben in der Anstalt. Entlassen sind im ganzen 286 Kinder. Finanziell gesichert ist das Rettungshaus durch zwei große Legate aus den 50er Jahren. Zur Seite des Hausvaters Br. König steht Br. Weise aus dem Johannesstift.

Nachdem Br. Baumgartner 1837—39 in Altona gewesen war, folgte er einem Rufe in das neugegründete Rettungshaus zu **Pleskodahl** bei Riga. Auch diese Anstalt zeigt in ihrer Geschichte vielfachen Wechsel. In ihr steht die Büste des ehemaligen Ältesten in der großen Gilde zu Riga, Christ. Heinrich von Radecki, welcher in Verbindung mit seinem Kollegen Löwitz und anderen Gesinnungsgenossen ihr Gründer und Gönner wurde. Im Frühjahr 1840 konnte das Gütchen Pleskodahl bezogen werden. Durch freie Gaben und durch die Munifizenz der Stadt Riga erhielt es ein großes Gebiet von Ländereien. 1844 wurde als Geschenk des Litteraten Berens das kleine Berenshaus neben dem ersten Hause gebaut, nicht wie die meisten dortigen Häuser von Holz, sondern von Stein. Daß aber trotzdem das innere Leben der Anstalt und vor allem das Verhältnis von Direktorium und Hausvater noch nicht in wünschenswerter Weise geordnet war, be-

weist das 1847 erfolgte Zurücktreten Baumgartners, der zunächst auf einem russischen Gute eine selbständige Haushaltung begann, dann aber als Rettungshausvater zu Weinheim in Baden und als Stadtmissionar in Basel thätig war, bis man ihn 1860 wieder nach Pleskodahl zurückrief. Die Zwischenzeit war voll von Plänen, deren Ausführung aber nicht recht gelingen wollte. Man wollte nach dem Muster des Rauhen Hauses wirkliche Familienpflege einführen, auch sollte die Anstalt, um dem Gehilfenmangel abzuhelfen, zur Brüderbildungsanstalt gemacht werden, aber noch ehe diese Absichten verwirklicht wurden, legte der Nachfolger Baumgartners, ein cand. theol. Schiersand sein Amt nieder. An seiner Stelle zog ein Mitglied des Vorstandes, Dr. Wasem in das Rettungshaus ein. In seiner Zeit erhielt Pleskodahl ein beträchtliches Legat von einem Kammerdiener der Herzogin von Parma, Joh. Rump, dessen Bild noch die Hausbewohner an seine Gabe erinnert. Aber auch Wasem blieb nicht, er kündigte seine Stellung, weil die Direktion auf größere Sparsamkeit gedrungen hatte. Da kehrte nun auf Vorschlag des Herrn von Radecki Br. Baumgartner nach Pleskodahl zurück. Er konnte 1864 das 25jährige Jubiläum der Anstalt feiern, und während seiner Zeit tauchte wieder der Gedanke an die Einrichtung eines Brüderhauses neben der Kinderanstalt auf, doch ohne zur That werden zu können. 1873 starb, nachdem er im ganzen 20 Jahre mit ganzer Hingebung in Pleskodahl gearbeitet hatte, der Hausvater Baumgartner. Ihm folgte Br. Aereboe und erst unter ihm kam das Familienprinzip zur Durchführung, während bis dahin, wenigstens für alle Knaben, ein einziger, durchaus unmöblierter Raum zum Aufenthaltsorte gedient hatte. Kaum war Br. Aereboe drei Monate in Pleskodahl, da brannte das Hauptgebäude nieder, und das Berenshaus und ein Schuppen mußten die Kinder aufnehmen, bis ein zweites Knabenhaus, die Burg gebaut, und dann auch ein neues Mutterhaus, Eben-Ezer errichtet werden konnte. Eine ganz neue Wendung erhielt unter Br. Aereboe das Verhältnis der Kinder zu den Freunden der Anstalt und besonders zum Vorstand. War es bis dahin Prinzip gewesen, die Kinder den Blicken der Außenwelt zu verbergen, so veranstaltete er ihnen 1873 zum erstenmal ein fröhliches Weihnachtsfest mit brennendem Baum und schönen Liedern, bei welchem es auch Fremden möglich wurde, einen Blick in das immer reger werdende Anstaltsleben zu werfen. 1876 nahm Br. Aereboe einen Ruf nach Mitau an, um das mit großartigen Mitteln neueingerichtete Jasmannsche Waisenhaus zu leiten; sein Nachfolger in

Pleskodahl wurde der jetzige Hausvater Br. Hielscher. Er ermöglicht es, das große Ackergebiet seines Rettungshauses mit seinen Zöglingen vorteilhaft zu bewirtschaften, ständig unterstützt von Gehülfen aus dem Rauhen Hause. Im ganzen wurden 236 Knaben und 92 Mädchen aufgenommen, jetzige Normalhöhe ist 30 Knaben und 16 Mädchen. Fürsorglichst nehmen sich der Anstalt an die Herren v. Klein und Bergengrün.

Zwei Jahre blieb Br. Aereboe in Mitau, richtete das genannte Jasmannsche Waisenhaus ein und zog dann im Januar 1878 wieder nach **Riga**, aber diesmal nicht nach Pleskodahl, sondern auf eine malerische Anhöhe in der Nähe der Stadt, welche zwei mächtige, der Sage nach von Peter dem Großen gepflanzte Eichen trägt. Hier liegt nämlich, nach diesen Baumriesen genannt, die Doppelanstalt **Eichenheim**, deren einer Teil, das eigentliche Arbeitsfeld Br. Aereboes, in einer Waisenschule und einem Waisenpensionate besteht, und deren anderer Teil, das Kinderasyl eines Vereines gegen den Bettel nur jetzt zeitweilig von ihm mit zwei Gehilfen des Rauhen Hauses geleitet wird. Ein gemeinsamer Eingang und die von Br. Aereboe im Kinderasyl gehaltenen Andachten und Religionsstunden waren, solange dieses einen eigenen Direktor hatte, das einzige Band zwischen den beiden sachlich getrennten Anstalten. — Das Waisenpensionat und die Waisenschule gehören zu einem großen Kreis von Instituten, welche unter der Verwaltung der 1802 gegründeten überaus thätigen litterarisch-praktischen Bürgerverbindung stehen, für deren große Bedeutung schon ihr Jahresbudget von 20,000 Rubeln spricht. Nachdem von 1836—72 die Waisenschule unter kleinen Verhältnissen in der Stadt selbst herangewachsen war, wurde sie im September 1872 in ihre jetzigen Räumlichkeiten übergeführt und durch ein Internat, welches die früher in dürftige Pensionen gegebenen ganz armen Waisen aufnimmt, erweitert. Da kleinere bauliche Veränderungen den Bedürfnissen auf die Dauer nicht entsprechen konnten, schritt man 1879 zum Bau eines eigenen Schulhauses und zu einem gründlichen inneren Umbau des Wohnhauses und erreichte damit eine schon vorher sehr erwünschte Erweiternng des Pensionats und eine bessere Trennung der Waisenkinder von den bloßen Schülern. Die Schule ist eine zweiklassige Elementarschule und vereinigt Knaben und Mädchen. Die Schülerzahl bewegt sich zwischen 80 und 100. Da leider viele Eltern aus Armut ihre Kinder möglichst bald für den Broterwerb zu verwenden suchen, ist die untere Klasse überfüllt, die obere dagegen schwach besetzt. Der Direktor

arbeitet mit einem examinierten Hilfslehrer und einer Hilfslehrerin. Die Pensionäre werden durch Anleitung zur Arbeit im Haus und Garten für den Handwerkerstand vorbereitet. Seit 1872 hat das Pensionat 40 Knaben und 27 Mädchen aufgenommen und 29 Knaben und 18 Mädchen entlassen, so daß es jetzt 20 Zöglinge umfaßt. An drei russischen Anstalten hat sein Direktor, Br. Aereboe, belebend und zum Teil schöpferisch gewirkt,

Völlig unabhängig von den genannten Anstalten steht das von Br. Seiler geleitete Armenwaisenhaus zu Riga da. 1865 gründete Oberkonsistorialassessor Hillner, damals Direktor der öffentlichen Kinderpflege, ein Pensionat für 20—40 Waisen derart, daß ein Elementarlehrer der Stadt für jedes ihm zugewiesene Waisenkind ein bestimmtes Kostgeld erhielt. 1870 aber wurde unter Leitung des Oberpastor Weihrich ein Privathaus für das Pensionat angekauft und einem

Armenwaisenhaus in Riga.

Züllchower Bruder übergeben, den leider nach wenigen Wochen der deutsch-französische Krieg zu den Waffen rief. Erst als 1872 Br. Seiler eintrat, kehrte festere Ordnung und gesegneter Fortschritt wieder in die Anstalt ein. Durch Berufung einiger Gehilfen aus dem Rauhen Hause und bedeutende Erweiterung der Baulichkeiten konnte in den folgenden Jahren eine Erhöhung der Kinderzahl auf 75, 46 Knaben und 29 Mädchen eintreten.

Für die Emsigkeit, mit welcher die Kinder verschiedene Handwerke betreiben, zeugt, daß 1862 der Arbeitslohn aller Kinderarbeiten 1893 Rbl. betrug. Mehrere Anstaltsmädchen und auch ein Anstaltsknabe konnten schon als Gehilfen den Hauseltern zur Seite treten. In den letzten 13 Jahren hat das Armenwaisenhaus 110 Kinder entlassen.

Endlich gedenken wir des Stadtwaisenhauses in Riga, welches von dem Vorsteher Herrn Lehrer Goertz geleitet wird, der kürzlich sich der Brüderschaft des Rauhen Hauses angeschlossen hat. In seiner jetzigen Gestalt besteht es seit 1846, aber seine ersten Anfänge liegen um zwei Jahrhunderte früher in frommer Väterzeit. Im Unterschied von den bereits genannten Waisenhäusern nimmt dieses auch Waisen aus besseren und bürgerlichen Familien auf. Dadurch wird es möglich, daß in ihm der auf drei Klassen verteilte Unterricht bedeutend über das Ziel der gewöhnlichen Elementarbildung hinausgeht; neben der deutschen wird die russische und die französische Sprache gelehrt und geübt. Da übrigens das jetzige 1845 in edlem frühgotischem Stil erbaute Waisenhaus in einer der allerbelebtesten Straßen liegt, trägt man sich mit dem Plane, die Anstalt in ländliche Umgebung zu verlegen. Gegenwärtig sind in ihr 55 Knaben und 31 Mädchen.

Mit besonderem Interesse verweilen wir bei dem Armenkinderhaus in **Narwa**, denn 45 Jahre bereits wirkt hier der nun schon hochbetagte Schwager Dr. Wicherns, Br. Hahl. Seine Anstalt, deren Hauptgründer Pastor Hunnius und Kaufmann Klentz waren, ist und bleibt bei den besonderen Verhältnissen Narwas unentbehrlich. Deutsche, Russen, Finnen und Esten strömen in dieser Handels- und Industriestadt ab und zu, und das deutsche Element ist je länger je mehr in Gefahr, sich zurückgedrängt zu sehen, wie denn auch die evangelische Kirche besorgt sein muß um ihre Stellung. Strenger als es andere Anstaltsleiter thun konnten, hat Br. Hahl darauf gehalten, in sein Haus nur evangelische Pfleglinge aufzunehmen. — Fragen wir nach den Anfängen der in Rede stehenden Anstalt, so treffen wir einen jener stillen Herolde der inneren Mission, die so oft aus der Erinnerung der Nachwelt geschwunden sind, einen holsteinschen Kandidaten Jakobsen, der als Lehrer in einem Privatpensionat des dortigen Pastors angestellt war. Er machte den jungen Pastor Hunnius auf Br. Hahl aufmerksam, und hat vielleicht auch schon dazu geraten, daß dieser 1835 den 100jährigen Jubiläumstag seiner Kirche dazu benutzte, um einen

ersten Appell zur Gründung eines Waisen- oder Rettungshauses ergehen zu lassen. Wie groß das Bedürfnis damals war, erhellt daraus, daß es für Esten und Russen vor 50 Jahren in Narwa überhaupt noch keine Schule und für die Deutschen nur zwei von Pastoren geleitete Pensionate gab. Aus dem 1838 eröffneten Armenkinderhause hat sich eine noch jetzt bestehende Schule für arme Estenkinder und eine solche für Lehrlinge entwickelt, und auch dadurch wurde die Anstalt für weitere Kreise bedeutsam, daß ihr erster Gehilfe, ein Mann mit liebeglühendem Herzen, der vier Sprachen sprach, erst durch Armenbesuche und dann als Bibelkolporteur thätig wurde. Überhaupt sind die meisten von Br. Hahls Gehilfen Lehrer, Küster oder Waisenväter geworden. Auch in Schulen, die zu nutzen der zahlreichen Fabrikbevölkerung eingerichtet sind, haben teilweise frühere Anstaltsgehilfen mitgearbeitet, aber man will jetzt alles mehr russifizieren. 1842 bezog der Hausvater mit 13 Knaben und 3 Mädchen ein neues großes Wohnhaus in der Vorstadt an der Chaussee nach Dorpat, und im Jahr 1848 nahm Ihre Majestät die Kaiserin das Armenkinderhaus unter ihren besonderen Schutz. Daß Br. Hahl vom kaiserlichen Hofe großes Wohlwollen genießt, zeigen der goldene Ring mit Brillanten, den ihm 1863 beim 25jährigen Jubiläum der Anstalt die Gnade seines Kaisers zusandte, das zeigen seine Orden und ein Besuch Sr. Kaiserl. Hoheit des Prinzen von Oldenburg in seiner Anstalt, vor allem aber der Umstand, daß es Br. Hahl vergönnt war, zur Zeit der Attentate, als fast für jedermann der Zugang zur Kaiserfamilie verschlossen war, vor der Kaiserin einen Vortrag über seine Arbeit zu halten.

Aus dem Armenkinderhaus, welches seit 1850 im großen und ganzen seine jetzige äußere Gestalt trägt, sind ca. 200 Kinder entlassen, Gegenwärtig befinden sich in ihm 18 Knaben und 11 Mädchen.

Eine Stadt der Ostseeprovinzen, in welcher frühzeitig die innere Mission Wurzel faßte, ist auch **Reval**. Hier fand sich in den 30er Jahren ein sehr thätiger Kreis von Männern und insbesondere auch Frauen zusammen, der ein Waisenhaus in Weißenstein, in Reval eine Rettungsanstalt, ein Frauenstift und andere Institute ins Leben rief. Das Haupt dieses Kreises war die Frau des auch selbst verdienten Zivil-Gouverneurs von Grünewaldt, ihr zur Seite standen Dr. Hesse, ein großer Kaufherr, Konsul Koch und der überaus einflußreiche Pastor Huhn. Dieser gehörte dem christlichen Vereine an, welchem zwei Armenschulen und 4 Warteschulen ihr Dasein verdanken. In diese Gemein-

schaft trat 1848 Br. Bauer ein, er überbrachte dem von der Frau v. Grunewaldt geleiteten Frauenverein Briefe und Berichte von Amalie Sieveking und übernahm die Leitung des Kinder-Rettungshauses auf dem St. Antonsberge in der Domvorstadt zu Reval. Hier verpflegte er zu Zeiten bis an 67 Kinder. Aus seiner Anstalt erwuchs eine Sonntagsschule für Handwerkslehrlinge und zeitweilig hat er auch die Leitung einer der oben erwähnten Warteschulen übernommen. Seit 1878 zog er sich von öffentlicher Thätigkeit zurück, um in der Stille seinen Lebensabend zu verbringen.

Noch jetzt in Reval thätig ist Br. Jann. Er ist Inspektorgehilfe am Straf- und Arbeitsgefängnis, dessen Einrichtung er 1873 zum Teil besorgt hat. Während der eigentliche Inspektor der Anstalt neben der allgemeinen Leitung mehr die äußere Verwaltung übernommen hat, ist das Arbeitsgebiet unseres Bruders der innere Dienst. Er hat die Aufsicht über die anderen Beamten, verteilt den Gefangenen ihre Arbeit, zahlt ihnen ihr Lohnpensum aus, hält die täglichen Andachten und vertritt bei Gelegenheit den Anstaltsgeistlichen.

Früher in Italien als Hausvater des Waisenhauses in Neapel angestellt, dann in der gleichen Stellung im Alexanderasyl zu Dorpat thätig, lebt jetzt Br. Kugler nach dessen Aufhebung als Lehrer in derselben Stadt. 1867 eröffnete er eine Schule mit 50 Kindern, welche Zahl im weiteren Verlaufe noch bedeutend gewachsen ist. In dieser Schule stehen ihm 3 andere Lehrer zur Seite. Außerdem erteilt er deutschen Unterricht in der estnischen Armentöchterschule. Als Verfasser eines deutschen Lehrbuches ist er weiterhin bekannt.

Ein in sich abgeschlossenes Arbeitsgebiet, auf welchem 3 unserer Brüder mitarbeiten dürfen, ist **die Stadtmission** in der Reichshauptstadt **St. Petersburg.** Über sie lassen wir einen eingehenderen Bericht folgen, den uns Herr Pastor Dalton von der deutsch-reformierten Gemeinde freundlichst zusandte:

Im Jahre 1874 hatte Pastor Dalton seine Ferien dazu benutzt, Holland und England zu durchstreifen und die Arbeiten der inneren Mission in diesen beiden Ländern durch eignen Augenschein kennen zu lernen. Wohl den mächtigsten Eindruck hatte die Londoner Stadtmission auf ihn gemacht. Im Anblick dieser gewaltigen und gesegneten Wirksamkeit wurde ihm das kühne Wort des ehrwürdigen Lord Shaftesbury verständlich, daß er für den größten Administrator der Welt den Stifter des Jesuitenordens halte, ihm zunächst komme

John Wesley, er stehe aber nicht an, unbedingt den dritten Platz der Londoner Stadtmissionsgesellschaft einzuräumen. Der Gewinn dieser Missionsreise durfte nicht müßig liegen bleiben. Im folgenden Winter wurden in öffentlichen Vorträgen Mitteilungen davon gemacht, die gewonnenen Eindrücke zu Anregungen in weiteren Kreisen dienen zu lassen. Es durfte nicht bei den bloßen Anregungen bleiben; mit glaubensfreudiger, rascher Hand mußten sie verwertet werden. Die evangelischen Amtsbrüder waren willig, das Werk nach Kräften zu fördern; sie wählten ein Komitee von vier Geistlichen und ebensovielen Gemeindegliedern, die einleitenden Schritte zu thun und die Genehmigung der Regierung zu erwirken.

Besondere günstige Verhältnisse erleichterten in unerwarteter Weise die obrigkeitliche Bestätigung. Der damalige Minister des Inneren, General Timascheff, nachdem er sich mit herzlicher Teilnahme die Bestrebungen der Stadtmission hatte erklären lassen, verzichtete zunächst auf die Vorlage von Statuten und bewilligte die Inangriffnahme der Arbeit zunächst auf drei Jahre, um nach deren Verlauf ihm endgültige Statuten einzureichen, die nicht am grünen Tisch, sondern aus den Erfahrungen dreijähriger Wirksamkeit erwachsen seien. Ein gleich freundliches Entgegenkommen fand von seiten des damaligen Stadthauptmanns, General Trepoff, statt, der auch seinerseits rasch dem beginnenden Werke die Wege ebnete. So konnte vertrauensvoll das Komitee sich an den dritten Faktor wenden und sehen, ob denn nun auch die evangelischen Gemeindegenossen der Schöpfung in ihrer Mitte eine herzliche Zustimmung, eine opferwillige Teilnahme entgegenbringen würden. Am Epiphaniastage 1876 beging das Komitee seine Gründungsfeier. Die weiten Räume der deutsch-reformierten Kirche reichten kaum aus die Menge der Zuströmenden zu fassen. Der Gründer der Stadtmission zeigte die Aufgabe dieser Arbeit, die Notwendigkeit ihrer Verwirklichung in unsern großen Städten und auch in Petersburg und entrollte ein Zukunftsbild ihrer Thätigkeit hier an der Neva. Der Ertrag der Tellerkollekte beim Ausgang aus der Kirche in der Höhe von 509 Rub. erschien wie ein freundlicher Willkommgruß, wie eine wohlthuende Zustimmung von seiten der Gemeinde.

Aber nun begann der schwierigere Teil der Ausführung: die Gewinnung geschulter Arbeitskräfte. Von dem Grade ihrer Tüchtigkeit und Bewährung hing zumeist die günstige Fortentwicklung des so zarten Propfreises der inneren Mission ab. Die evangelische Kirche Ruß-

lands konnte zunächst diese Sendboten nicht liefern; wir mußten das alte Heimatland um Hülfe angehen. In erster Linie klopften wir an der Pforte des Rauhen Hauses an und haben wir im Laufe der Jahre drei Stadtmissionare, die Brüder Scondo, Bonnke und Saul aus dieser Anstalt erhalten, wackere „Rauhhäusler", die heute noch in voller, gesegneter Arbeit stehen.

Sieben Jahre besteht nun unter Gottes Hut das Werk der evangelischen Stadtmission in Petersburg. Ausführliche Jahresberichte liegen über die Wirksamkeit vor; sie wollen dem Werk auch insofern dienen, als sie, in Ermangelung eines geeigneten Sprechsaales für das weite Gebiet der inneren Mission, die einschlägigen Fragen zum Verständnis der Gemeindeglieder zu erörtern versuchen. Das Jahresfest in der ersten Passionswoche und ein Meeting im Herbst bieten weitere Anregung durch das gesprochene Wort. Die Zahl der Stadtmissionare ist für die etwa 80,000 Protestanten Petersburgs auf sieben gestiegen. Vier — darunter drei Rauhhäusler — arbeiten unter den etwa 40,000 Deutschen, einer unter den 18,000 Finnländern, einer unter den 10,000 Esten, einer während der Sommerzeit unter den Seeleuten. Die hiesige evangelische Stadtmission wird wie auch an einigen andern Orten je länger je mehr Kristallisationspunkt, an den andere Bestrebungen der inneren Mission sich anschließen. So steht gegenwärtig bereits unter ihrer Leitung ein Männersiechenhaus mit 10—12 Insassen, eine Rekonvaleszentenabteilung, aus dem Hospital entlassenen schweren Kranken eine mehrwöchentliche, unentgeltliche Erholung bis zur völligen Wiedergenesung zu verschaffen, ein Seemannshaus in Kronstadt, für die verschiedenen Seeleute eine Zufluchtsstätte am Lande, wo sie zu bestimmten Zeiten Erbauungsstunden in ihrer Muttersprache und tagsüber anständige Lese- und Schreibezimmer vorfinden. Für ein Kinderheim auf dem Lande, das armen siechen Kindern die Wohlthat eines mehrwöchentlichen Aufenthaltes im Freien gewährt, bietet seit 1881 die Stadtmission die geeignete Kraft eines Hausvaters in einem ihrer Stadtmissionare — einem Rauhhäusler. — Seit drei Jahren sammelt die Stadtmission die Mittel zum Bau eines eignen Feierabendhauses, das wie ein Bienenstock die verschiedenen Thätigkeiten in sich beherbergen soll.

Bis dahin hat der vielerprobte Wohlthätigkeitssinn der evangelischen Gemeindegenossen die Mittel zum Unterhalte des gesamten Werkes geboten. Das Jahresbudget beziffert sich bereits auf 10—12,000 Rubel.

An Kapitalien hat die evangelische Stadtmission für ihre besondere Arbeit und die ihrer Leitung anvertrauten Zweiganstalten während ihres siebenjährigen Bestandes einen Besitz von 57,600 Rubel und eine weitere Jahresrente von 1300 Rubel erhalten. Unter den Einnahmen des letzten Jahres sehen wir von sechs evangelischen Gemeinden feste Jahresbeiträge aus den betreffenden Gemeindekassen im Belaufe von 1100 Rubel; an 6 gewährten Teller-Kollekten waren über 800 Rubel eingegangen.

Ohne direkten Zusammenhang mit der Stadtmission finden wir in **St. Petersburg** auch den Wirkungskreis des Br. Pinßler, das Knabenasyl des Alexanderstiftes der ev.-luth. St. Petrigemeinde.

Im Jahre 1844 hatte der nun heimgegangene Pastor Dr. Frommann den St. Petri-Armenverein gegründet. Die Mitglieder desselben fanden bei ihren Armenbesuchen auch viele sittlich verwahrloste Kinder und so reifte der Entschluß, eine Erziehungsanstalt für derartige Kinder zu errichten. Am 15. Oktober 1856 wurde dieselbe feierlich eingeweiht

Alexanderstift in St. Petersburg.

und zunächst 6 Knaben aufgenommen. Nach und nach vermehrte sich die Zahl bis auf 15 Zöglinge. In den ersten 8 Jahren wollte es nicht gelingen die geeignete Persönlichkeit zu finden, welche im stande gewesen wäre, die Leitung der Anstalt zu übernehmen. Erst 1864 wurde Br. Pinßler als Hausvater des Knabenasyls berufen. Die ständige Zahl der Knaben ist seit 1870 auf 25 vermehrt worden. Am 15. Oktober wurde das vom Verein gekaufte Haus von der

Knabenanstalt, die bisher in Mietsräumen gewohnt hatte, bezogen. Ein Jahr später wurde in den untern Räumen desselben Hauses eine Mädchenanstalt mit 15 Zöglingen eröffnet. Beide Anstalten sind aber in jeder Beziehung voneinander getrennt, nur giebt Br. Pinßler den Religions- und Rechenunterricht in der Mädchenanstalt. In den nun verflossenen 26½ Jahren hat das Knabenasyl 143 Kinder aufgenommen, von denen 72 nach der Konfirmation entlassen wurden.

Als zwölfter unserer jetzt noch thätigen Brüder in Rußland — die Gehilfen sind nicht eingerechnet — steht Br. Mäker im Marienasyl auf dem Schlüsselburger Wege bei Petersburg.

Daß in Rußland bei seinen jetzigen Verhältnissen jede Arbeit im Dienst der inneren Mission doppelt nötig und wertvoll erscheinen muß, ist einleuchtend. Daß aber in diese Arbeit wohlgeschulte und christlich bewußte Kräfte eintreten, ist nicht weniger erforderlich, da die einheimischen Arbeiter meist hinter den gemäßigsten Forderungen weit zurückstehen. Schließlich hoffen wir auch, daß unsere russischen Brüder an ihrem geringen Teile mit dazu beitragen, die vielfach gefährdete Stellung der Deutschen in Rußland in etwas zu stärken.

---

18. Ungarn und Rumänien.

Drei Brüder sind gegenwärtig im Süden thätig. Unter ihnen hat den bedeutendsten Wirkungskreis der schon früher erwähnte Br. Victor in **Budapest.** Nachdem er 10 Jahr in der deutschen evangelischen Schule zu Belgrad gearbeitet hatte, erging im Frühling 1866 an ihn eine Aufforderung seitens der britischen und ausländischen Bibelgesellschaft, die Verbreitung des göttlichen Wortes unter dem serbischen Volke in die Hand zu nehmen. Er nahm dieselbe an und versuchte es, der heiligen Schrift, welche dort zum größten Teile noch ganz unbekannt war, ja deren vollständige Übersetzung in das Serbische erst damals vorbereitet wurde, Eingang zu verschaffen. Der Erfolg überstieg alle Erwartungen. Unter dem Beistande Gottes gelang es, die Bibel überall bekannt zu machen, eine große Anzahl von Lehrern für sie zu gewinnen, und trotz der Feindschaft, die sich von seiten eines großen Teils der orientalischen Priesterschaft dagegen erhob, viele Herzen ihr nahe zu bringen. — Nach neunjähriger Thätigkeit wurde es nötig, daß Br. Victor in Rumänien dieselbe Arbeit in die Hand

nahm, er blieb jedoch hier nur ein Jahr, da er 1875 an Stelle des Leiters des Budapester Depots berufen wurde.

Zwar hatte die große englische Bibelgesellschaft und die von der freien schottischen Kirche entsendeten Judenmissionare schon jahrzehntelang in treuer Arbeit gestanden, aber dennoch blieb noch viel zu thun übrig.

Es muß ja im Auge behalten werden, daß Ungarn ein überwiegend römisch-katholisches Land ist; von den 13 Millionen Einwohnern Ungarns sind nur 3 Millionen Protestanten, und die römische Kirche läßt es nicht an Versuchen und Mitteln fehlen, ihre Angehörigen von dem Lesen des göttlichen Wortes fern zu halten. Man würde aber sehr irren, wenn man meinen würde, auf protestantischem Gebiete sei die Bibel überall ein gern gesehenes, gern gekauftes und gelesenes Buch. Es muß leider hier ausgesprochen werden, daß der Geist des Unglaubens innerhalb der protestantischen Kirche in einer Weise herrschend ist, daß die Verkündigung der lautern evangelischen Wahrheit überhaupt zu den Seltenheiten und Ausnahmen gehört, und daß an die Stelle der Pflege religiösen Lebens nationale und politische Bestrebungen getreten sind. Es ist das besonders beklagenswert bei den deutschen Kolonisten im Süden des Landes, deren Voreltern bei ihrer Einwanderung nach Ungarn gegen Ende des vorigen Jahrhunderts einen reichen Schatz christlichen Lebens und christlicher Sitte mitgebracht haben. Das Lesen der Bibel ist jetzt aus Schule und Konfirmandenunterricht fast ganz verschwunden, ja selbst der Gebrauch des Neuen Testaments gilt bei weitem nicht als allgemeine Regel. Kurzgefaßte Katechismuserklärungen, die zu schreiben unter zehn Pfarrern mindestens einer sich berufen fühlt, die aber an Wässerigkeit einander nicht viel nachgeben, müssen in vielen Fällen ausreichen. Es ist ein trauriges Zeichen, daß von den 4—5000 ganzen Bibeln, welche das Jahr hindurch vom Pester Depot aus verbreitet werden, kaum der dritte Teil in die Hände von Protestanten kommt, während doch unter der nichtprotestantischen Bevölkerung das Verlangen nach Gottes Wort wächst und seine Verbreitung mehr und mehr zunimmt. — Was in Deutschland unter dem Namen innerer und äußerer Mission geschieht, davon hat man hier keinen Begriff. Während die römische Kirche eine gewaltige Energie entwickelt auf dem Gebiete christlicher Liebesthätigkeit, geschieht auf protestantischer Seite so gut wie nichts, höchstens tanzt man einmal im Jahre auf dem Balle, der zu gunsten des protestantischen Waisenhauses abgehalten wird.

Man kann wohl sagen, daß die Arbeit der Bibelgesellschaft fast die einzige Evangelisations-Arbeit in Ungarn ist. Doch ist in neuerer Zeit viel geschehen durch die Verbreitung christlicher Schriften, welche die Traktatgesellschaft in die verschiedenen Landessprachen hat übersetzen und durch ihre Kolporteure verbreiten lassen; auch die schottische National-Bibelgesellschaft beteiligt sich an der Bibelverbreitung in Ungarn.

Die brit. und ausländ. Bibelgesellschaft entfaltet ihre Hauptthätigkeit durch die Kolporteure, deren 15 dem Depot in der Hauptstadt unterstehen. Jedem derselben ist ein Teil des Landes zugewiesen, in dessen Mittelpunkt er wohnt. Bei ihrer Auswahl wird mit großer Vorsicht zu Werke gegangen und vor allem ihr christlicher Charakter ins Auge gefaßt. — Es ist nun die besondere Aufgabe des Br. Victor diese Männer zu leiten, sie zu überwachen und auch das Geschäftliche der Arbeit mit ihnen zu ordnen. — Außerdem werden von ihm noch andere Versuche gemacht, die Verbreitung der heiligen Schrift zu fördern, namentlich durch Gewinnung christlicher Freunde, welche in ihrer Umgebung für die Bibelsache thätig sind. — Seit einigen Jahren hat er die Erlaubnis erhalten, die Gefängnisse des Landes zu betreten um unter den dort Inhaftierten die heilige Schrift zu verbreiten. Gewöhnlich werden die Gefangenen im Schul- oder Betsaale versammelt und er sucht ihnen die Wichtigkeit des göttlichen Wortes ans Herz zu legen, sagt ihnen, wie das Buch, das er ihnen bringe, von dem redet, der ein Freund aller Sünder sei und wie die christliche Liebe es ihnen möglich mache, sich dieses Buch für wenige Kreuzer anzuschaffen. Bei der Vielsprachigkeit des Landes ist bisweilen hierzu ein Dolmetscher nötig. Wenn die Leute lesen können, so weigert sich nur selten einer von ihnen, ein Exemplar zum halben Preise zu kaufen, er müßte denn erst eben eingetreten sein und noch nichts verdient haben. In jedem Falle wird dafür gesorgt, daß in allen Zellen des Gefängnisses Neue Testamente zum Gebrauche der Gefangenen aufliegen und werden diese gratis geliefert. Es ist für solche Thätigkeit manches Dankeswort aus dem Munde der Gefangenen gesagt worden, oft auch haben sie von ihrem geringen Arbeits- und Brotgelde für ein Neues Testament gespart. — Selbstverständlich werden auch in den öffentlichen Krankenhäusern Schriften verbreitet, und es wird Sorge getragen, daß kein Kranker das Diakonissen-Krankenhaus der deutsch-reformierten Gemeinde ohne ein Neues Testament wieder verläßt.

Besondere Aufmerksamkeit wird auch den Kasernen, sowie größeren Militärzusammenziehungen gewidmet und gilt es als Regel, auch den Soldaten die Neuen Testamente zum halben Preise zu geben. — Als vor einigen Jahren die Okkupation Bosniens ins Werk gesetzt wurde, konnte eine große Anzahl von Exemplaren unter den durch Slavonien marschierenden Soldaten verbreitet werden.

Der Absatz der letzten Jahre hat immer die Zahl von 30,000 Exemplaren überschritten. Es versteht sich von selbst, daß die Arbeit in Ungarn, wo es fast ganz an christlichen Kreisen fehlt, welche sie unterstützen, mit großen Schwierigkeiten, namentlich aber mit großen Kosten verbunden ist. Aber doch werden die großen Opfer nicht vergeblich gebracht, denn schon heute kann man die Frucht der Arbeit sehen. Die Kolporteure haben es erleben dürfen, daß nicht nur einzelne, sondern ganze Familien durch das Lesen der Bibel und durch die häufige Berührung mit ihren Arbeiten zu einem ernsten Christentum und zu einem Wandel nach Gottes Willen gekommen sind. Wunderbar geht es in Slavonien zu, diesem Bollwerk römischen Aberglaubens, wo Jahre hindurch fast nichts geschehen konnte, wo trotz aller aufgewandten Mühe Gottes Wort abgewiesen wurde. Und nun ist ein Fragen danach, wie nie zuvor, nun sind die sonst so verachteten und geschmähten Kolporteure gern gesehene Leute und die Priester finden nur in den seltensten Fällen Gehör, wenn sie zum Verbrennen ihrer Bücher auffordern.

Noch eine andere Arbeit des Br. Victor müssen wir erwähnen. Er gehört in der deutsch-reformierten Gemeinde von Budapest zum Presbyterium und verwaltet in dieser Eigenschaft die Sonntagschul-Angelegenheiten. Als Sekretär eines Sonntagschulvereins hat er es möglich gemacht, durch Reisen, Korrespondenzen und Versendung einer Sonntagschulzeitung vielen Kindern und auch Eltern Segen zu bringen. — In Budapest sind schon 7 Sonntagsschulen mit nahezu 1000 Kindern. Von besonderer Wichtigkeit ist die Arbeit in dem eine Meile entfernten Neupest, einem meistens von armen Fabrikarbeitern bewohnten Orte. Hier besteht eine Sonntagsschule mit 80 Kindern. Kein Kind wird um seine Konfession gefragt, wie denn auch in der That die allermeisten der Kinder aus römisch-katholischen Kreisen stammen, Kinder, die nie etwas von der biblischen Wahrheit gehört haben, nun aber mit großer Aufmerksamkeit Gottes Wort lernen. — Um auch den Erwachsenen nahe zu kommen, ist ein Abendgottesdienst eingerichtet, zu dem die

Leute gern kommen, namentlich die Eltern der Sonntagschulkinder, welche hier am Sonntagabend eine stille und, wir hoffen, gesegnete Stunde zubringen. — Das wird dann wieder das Mittel, zu den Leuten in die Häuser zu kommen und an der einen Stelle mit Trost, an der andern mit Rat oder auch je und je mit einer äußeren Gabe helfen zu können.

Anzuerkennen ist das freundliche Entgegenkommen, welches Br. Victor und seine Genossen von seiten der betreffenden Behörden finden. Es erleichtert ihnen ihre Arbeit um vieles. Weit weniger günstig sind die Verhältnisse, unter denen zwei andere Brüder als evangelische deutsche Lehrer in der Dobrutscha (Neu-Rumänien) stehen.

Br. Hennigs lebt seit einigen Jahren in **Tschukurowa,** und hält besonders im Winter Unterricht für die deutschen Kinder, muß aber oft über die ins ungeheuerliche gehenden Schulversäumnisse klagen. Außerdem ist er Vertreter des nur selten persönlich anwesenden Pfarrers. Ein Dorfschreiber, der einzige Mensch im Orte, welcher die offiziellen rumänisch abgefaßten Schriftstücke zu lesen versteht, sucht ihn so viel als möglich zu verdrängen und der den im Dorfe zahlreich vorhandenen Baptisten zugethane Dorfschulze leistet ihm nicht einmal genügende Hilfe zur Erlangung seiner geringen kontraktlich normierten Einkünfte. Fast kann man sagen, daß sich die deutsche Schule unter türkischem Regiment besser befunden habe, als unter dem jetzigen christlichen König, denn die neuerdings begonnenen Versuche, an allen Orten national-rumänische Schulen einzurichten, scheinen das Fortbestehen deutschen und evangelischen Unterrichts in Frage zu stellen.

Länger als Br. Hennigs, welcher erst einige Jahre dort ist, arbeitet schon Br. Horn in Rumänien. Er wurde 1873 nach **Atmadscha** berufen. Seine Arbeit ist der eben skizzierten sehr ähnlich, auch er vertritt den für beide Dörfer und ihre ganze Umgebung vom ev. Oberkirchenrat in Berlin angestellten Pastor in Galaz bei seiner Abwesenheit, und muß ebenso über Schulversäumnisse und über die wohl nahe bevorstehende Konkurrenz einer rumänischen Schule klagen. Auch in diesem Dorfe treiben die Baptisten ihre Propaganda nicht ohne Erfolg.

In seiner Denkschrift an die deutsche Nation 1849 stellt Dr. Wichern die Arbeit in der deutschen Diaspora in Europa unter die dringendsten Aufgaben der inneren Mission. Es ist uns eine Freude, wenigstens im kleinsten Maßstabe an die Erfüllung dieser Aufgabe mit herange-

treten zu sein, ebenso wie wir mit Freuden daran denken, daß viele unserer Brüder den deutschen Auswandererstrom nach Amerika in seine neue Heimat begleitet haben.

---

19. Amerika.

Gottes Wort und kirchliche Fürsorge begleiten au chdie Auswanderer nach Amerika; Hafen- und Schiffsmissionare dienen ihnen, bis sie nach New-York kommen, wo das wohl organisierte und von Pastor Berkemeier vortrefflich geleitete deutsche Emigrantenhaus allen evangelischen Deutschen die sicherste Unterkunft und die sachverständigste Beratung gewährt. Von hier aus kommen sie in die Gemeinden, wo sie oft Geistliche finden, die selbst in der alten Heimat, im Hessenlande, in Pommern oder sonst wo aufgewachsen sind. Denen schließen sie sich besonders gern an. Solche Geistliche sind viele unserer amerikanischen Brüder gewesen, und eine Anzahl der jetzt lebenden ist es noch. Eine andere Partie ist im Lehrberuf thätig, der übrigens auch für die Pfarrer meist eine Seite ihrer Wirksamkeit ausmacht. Einzelne haben — besonders in Zelienopel, wo man an die Gründung einer Brüderanstalt dachte, — auch im Waisenhausdienste gearbeitet, noch andere sind in den bürgerlichen Beruf zurückgekehrt. Was übrigens den Versuch einer Brüderhausgründung anbetrifft, so sind es nicht die Amerikaner allein, welche bis jetzt vergeblich versuchen, diese in Deutschland entstandene Institution in ihr Land zu übertragen: in England, Belgien, in den Ostseeprovinzen und sonst sind bis zur Stunde alle derartigen Unternehmungen gescheitert.

Unsere amerikanischen Pfarrer sind in den Hauptsachen ihres Amtes den deutschen Predigern durchaus ähnlich, doch bieten ihre Gemeinden und Lebensverhältnisse auch Eigentümlichkeiten, die eben nur in Amerika sich finden können. Die Mehrzahl ihrer Briefe klingen wieder von dem Kampf der verschiedenen Denominationen, und ein Hauptgesichtspunkt ihrer ganzen Pastoralthätigkeit ist die Kräftigung und Vermehrung der eigenen Spezialgemeinde inmitten anderer vielleicht nur wenig verschiedener Kirchenteile. Daß übrigens in einem Lande des Werdens und der allmählichen Abklärung Streit nicht zu vermeiden ist, ist offenbar. Beispielsweise hatte Br. Hübschmann von seinem Vorgänger in Horn, Jasper Co. Jowa eine recht ansehn-

liche evangelische zur Synode des Westens gehörige Gemeinde überkommen. Da kam vor etwa 9 Jahren infolge weiter zurückliegender Gegensätze der leidige Separationsgeist unter die Leute, und bildete neben der alten evangelischen eine reformierte Gemeinde mit eigener Kirche und eigenem Pfarrhaus. Dadurch zusammengeschmolzen, muß die evangelische Gemeinde sehen, wie sie einige Köpfe gewinnt. Jetzt besteht sie aus 29 Familien, meist solchen bemittelter Farmer, und hat seit 1881 eine eigene Kirche, die für die dortigen Verhältnisse nicht nur schön und geräumig ist, sondern auch einen Turm und Glocken besitzt. — Br. Theiß, ein Mitglied der lutherischen Synode in Ohio, — wir kommen später noch auf seinen Lebensgang zurück — zog 1866 von dem schon genannten in Pennsylvanien gelegenen Zelienopel nach Pleasant Ridge in Ohio, um einer neugegründeten Gemeinde zu dienen. Da die kleine Gemeinde von etwa 32 Gliedern keine eigene Kirche hatte, mietete sie für 100 Dollar jährliche Abgabe die Kirche der Methodisten zum Mitgebrauch. Die Mietssumme wurde immer ehrlich bezahlt, aber doch kündigten die Methodisten nach 2 Jahren den Vertrag, und übergaben damit die kleine lutherische Gemeinde, welche kein anderes Versammlungslokal für sich gewinnen konnte, dem Untergang. Br. Theiß zog 1868 nach Middletown, aber schon 1869 hatten sich die Verhältnisse der Gemeinde in Pleasant Ridge so günstig gestaltet, daß sie mit neuen Gliedern vereinigt Br. Theiß als Pfarrer von Madisonville berufen konnten. — Der 1846 nach Amerika entsandte Br. Siebke war schon 20 Jahre in Amerika thätig gewesen, hatte mehrere Gemeinden geleitet oder auch organisiert und gesammelt, da wurde er 1866 aufgefordert, nach New-Haven zu gehen. In dieser Stadt, vielleicht der schönsten in ganz Nordamerika, bestanden bereits 3 deutsche Gemeinden, eine der Baptisten, eine der Methodisten und eine Brüdergemeinde, doch hatten sich mehrere Glieder der Brüdergemeinde, die von Haus aus lutherisch waren, separiert und wünschten eine lutherische Gemeinde zu bilden. Br. Siebke ließ sich von ihnen als Pastor berufen. Die Stadt New-Haven hat 70,000 Einwohner und zählt viele deutsche Lutheraner zu ihren Bürgern, aber dennoch gelingt es der lutherischen Gemeinde nicht, aus ihrer gedrückten Lage herauszukommen. Bis zum Jahr 1871 hielt sie ihre Gottesdienste in einer gemieteten Halle, seitdem im Parterre eines angekauften Privathauses, dessen 1. Etage Br. Siebke bewohnt. Seine Pastoralthätigkeit gestattet es diesem, auch an der Hochschule zu New-Haven als

deutscher Lehrer mit dem Titel Professor Unterricht zu geben. — Viel Zwistigkeiten, aber mehr im Innern seiner Synode hat Br. Behrendt durchlebt. Seinerzeit hatte er als Schiffsmissionar zweimal die Hin- und Rückfahrt über den Ozean mitgemacht, dann ging er — wie es auch Br. Hübschmann und andere Brüder gethan haben — eine Zeitlang in ein amerikanisches Predigerseminar, wurde Hilfsprediger in Louisville in Kentucky, einer Stadt mit damals gegen 100,000 Einwohnern und großen Gemeinden, und siedelte 1872 nach dem weltbekannten Cincinnati mit seinen fast 300,000 Einwohnern über, von denen ein sehr großer Teil Deutsche sind. Unter diesen Deutschen sind — die katholischen mitgerechnet — wenigstens 40 verschiedene Gemeindeorganismen. Größtenteils aus Gesundheitsrücksichten ging Br. Behrendt 1880 nach Zanesville. Er gehört zur früheren Synode des Westens, die sich jetzt „deutsche evangelische Synode von Nordamerika" nennt und ca. 450 Prediger mit 500 bis 600 Gemeinden umfaßt. Im Leben dieser Synode hat Br. Behrendt eine bedeutende Stellung, er ist 5 Jahre Sekretär ihres zweiten Distriktes gewesen, hat mannigfache theoretische und praktische Vorträge und Referate gehalten, und ist in zwei in Amerika oft behandelten Streitfragen, der der Lehr- und Gewissensfreiheit und der über Ursprung und Notwendigkeit des Bösen Parteiführer gewesen. Sehr erfreulich ist sein Wirken auf dem Felde der inneren Mission. Er ist ein Mann der Jünglingsvereine und der Sonntagsschulen geworden. Nachdem er schon in Louisville 2 Sonntagsschulen und einen jetzt durch Herausgabe eines eigenen Blattes sich auszeichnenden Jünglingsverein gegründet hatte, gelang es ihm auch in Cincinnati im Anschluß an eine Predigt über den Jüngling zu Nain einen Jünglingsverein zu gründen, der bereits beim ersten Jahresfeste über 100 Mitglieder zählte. Als Leiter dieses Vereins trug sich Br. Behrendt mit der Absicht, eine Verbindung aller ähnlichen Vereine zu stande zu bringen. Der Anfang des Unternehmens war ein guter, dann aber wurde es gehemmt durch ähnliche Bestrebungen des neuerdings in Deutschland bekannt gewordenen Pastor von Schlümbach. Vor etwa 4 Jahren gründete der Jünglingsverein in Cincinnati ein Blatt, den monatlich zweimal erscheinenden Volksboten, dessen Redaktion Br. Behrendt im ersten Jahre seines Erscheinens übernahm. Auch sonst ist dieser Bruder litterarisch thätig gewesen. Außer vielen Beiträgen in allerlei Zeitschriften, hat er herausgegeben „Weihnachtsfreude" und „Für den Weihnachtsbaum der Sonntagsschulen", 2 kleine viel-

seitig mit Freuden aufgenommene Schriftchen, zu deren Abfassung ihn seine auch jetzt noch rege Thätigkeit auf dem Gebiet der Sonntagschule und seine Mitarbeit an einer Kinderzeitung wohl befähigten.

Ebenfalls Glied der früheren Synode des Westens, welche in früheren Jahren das Rauhe Haus mit nicht unbedeutenden Gaben unterstützt hat, ist Br. Schulz in Elmira, Waterloo in Kanada. Er klagt besonders über den mannigfachen Schaden, den die in Amerika sehr häufigen „geheimen Gesellschaften" der Kirche und ihrer Arbeit thun. Es sind dies Klubs, die unsern Logen ähnlich sind. Die Arbeit des Br. Schulz entspricht fast allseitig der eines deutschen Pfarrers, er ist Prediger, Seelsorger u. s. w.

Auch ein Beispiel von der Unbeständigkeit amerikanischer Kirchenzustände ist der Lebensgang des Br. Klopsteg. Zuerst übernahm er eine Gemeinde in Minnesota, die sich seit einigen Jahren organisiert hatte. In der Nähe dieser Gemeinde befand sich eine andere zur Missourisynode gehörige, in welcher es fortwährende Streitigkeiten dahin brachten, daß 24 Mitglieder austraten, um eine eigene Gemeinde zu bilden. Zu diesen 24 Leuten ging Br. Klopsteg vierzehntäglich hinüber, um sie mit Wort und Sakrament zu bedienen. Dann aber bauten sie auf einem abgerodeten Waldstück ein Blockhaus und richteten es oben für den Gottesdienst und unten als Predigerwohnung ein. In dies Blockhaus zog Br. Klopsteg, nachdem sich für seine Gemeinde Ersatz gefunden hatte. Doch auch die kleine neue Gemeinde des Br. Klopsteg hatte keine Ruhe, von den Missouriern heftig angegriffen und unter sich betreffs des „Konfessionalismus" uneinig ging sie neuen Spaltungen und schließlich der Auflösung entgegen. Unterdessen war die Predigerstelle in Glencoe, Mc. Leod Co. Minnesota vakant, und Br. Klopsteg zog 1879 hier ein, fand aber zunächst eine innerlich wenig zusammenhängende Gemeinde vor. Jetzt ist es mit Gottes Hilfe besser geworden und eine jetzt von der Gemeinde erbaute Kirche soll ein Siegel ihrer inneren Kräftigung werden. 12 englische Meilen von Glencoe ist ein deutsches Settlement (Ansiedelung), das zwar schon nicht mehr jung ist, aber bisher ganz ohne kirchliche Pflege war. In ihm hat Br. Klopsteg vor zwei Jahren mit dem Abhalten von Gottesdiensten begonnen. Auch auf einem ähnlichen, nur 6 englische Meilen entfernten Settlement, dessen Bewohner meist aus Pommern eingewandert sind, hält er in einer Frame-Kirche alle 14 Tage einen Nachmittaggottesdienst. Das ist fast eigentlicher Missionsdienst.

Nicht unähnlich ist der Lebensgang des Freibr. Ebbinghaus, der im Jahr 1862 im Waisenhaus von Zelienopel seine amerikanische Thätigkeit begann. Seine ersten Gemeinden lagen in der sogenannten Ölgegend und waren teilweise Missionsgebiet. Von da aus wurde er 1867 durch seine ref. Kirchenbehörde abberufen, um in Washington eine neue Gemeinde zu gründen. Mit drei Personen, zwei Deutschen und einem Amerikaner begann er die neue Gemeinde und nur langsam konnte er eine größere Zahl von Mitgliedern gewinnen. Doch fügte es sich so, daß ihm eine alte Episkopalkirche „Trinity Chapel" angeboten wurde, und ohne einen Cent Geld zu besitzen, entschloß man sich, dieselbe für 5000 Dollar zu kaufen. Bald zählte die Gemeinde 76 Familien. Aus Gesundheitsrücksichten verließ Br. Ebbinghaus nach 5 Jahren Washington, missionierte etwa ein Jahr in der ihm schon bekannten Ölgegend, und begann dann seine Arbeit an der ev.-ref. Gemeinde zu Pittsburgh mit ihrer schönen, aber tief verschuldeten Kirche. Zu gleicher Zeit gründete er eine Vorstadtgemeinde zu St. Lucas. Als er 6 Jahre in Pittsburgh gewesen war, rief man ihn dringend zurück in die alte Gemeinde nach Washington. Hier hatte nämlich ein junger Badenser, der in Heidelberg studiert und dann aus irgend welchen Gründen Europa verlassen hatte, die Gemeinde dem völligen Ruine nahe gebracht, von welchem sie auch seine zwei Nachfolger nicht retten konnten. Ein erfreuliches Wachstum stellte sich wieder ein, als Br. Ebbinghaus zurückkehrte. Schließlich siedelte dieser aber nach Brighton bei Cleveland über, und ist in letzter Zeit wieder als Missionar in Neosho Newton in Südwest Missouri thätig.

Einer unserer Brüder, welcher Lehrer ist, steht inmitten des großen Kampfes, der sich jetzt über die dogmatische Stellung der Missourisynode entwickelt hat. Br. Jähnichen gehört in Detroit zur Gemeinde des auch in Deutschland nicht unbekannten Vertreters der Ohiosynode, Pastor Rohe, welcher sich mit seiner Gemeinde von jeder Verbindung mit der Missourisynode lossagte. Dabei mußten vor 2 Jahren auch 2 Lehrer ihren Abschied nehmen. Jetzt hat die Gemeindeschule 3 Lehrer mit 300 Kindern, Br. Jähnichen unterrichtet deren 76. Seine Amtsinstruktion zeigt den frommen Sinn derer, die ihn berufen haben.

Br. Schwake ist Lehrer in Fort Wayne, Indiana. Er ging 1862 fast zugleich mit den Brüdern Langhans, Pohl, Ebbinghaus, Widmann und Schlacht nach Amerika. Sein Arbeitsfeld ist die lutherische

St. Johannesgemeinde in der genannten Stadt. In der zweiklassigen Gemeindeschule werden 170—180 Kinder deutsch und englisch unterrichtet. Auch in Fort Wayne ist das frühere gute Einvernehmen der drei großen deutschen lutherischen Gemeinden durch die neuerdings allgemein gewordenen Streitigkeiten gestört.

Br. Vockrodt steht als Prediger in Lincoln Wayne Co. New-York. Bis vor kurzem war er Waisenhausvater in Buffalo. Seine Gemeinde ist lutherisch und besteht meist aus Niederdeutschen. Er predigt an den Sonntagen zweimal und hält an drei Tagen Schule für die Kinder und an drei Tagen für die Erwachsenen. Außerdem hält er jeden Donnerstag einen Abendgottesdienst.

Ein schweres Kreuz in Geduld trägt Br. Schünemann in St. Louis, der lange Zeit in viel Not mit Dr. Wichern auf das innigste korrespondiert hat. 1844 entsandt, hat er eine ganze Reihe von Predigerstellen verwaltet, bis ihn jetzt Gott seiner Stimme fast ganz beraubt hat.

Noch eine ganze Reihe anderer Brüder, welche in Amerika gelebt haben, sind bereits heimgegangen. Andere von uns nicht genannte leben noch als Prediger oder in anderen Stellungen in Amerika, haben aber die näheren Beziehungen zu uns mehr und mehr fallen lassen.

Um übrigens einigermaßen ein Bild zu geben von den oft so eigentümlich schwierigen Verhältnissen unserer amerikanischen Brüder, lassen wir einige Bruchstücke aus Briefen des schon oben erwähnten Br. Theiß folgen. Er war von Dr. Wichern angewiesen worden, den Präsidenten der Ohiosynode aufzusuchen als er 1848 nach Amerika ging. „Wer der Präsident sei, wo er wohnte, wie er hieß, konnte mir draußen in Deutschland kein Mensch sagen. Nur in Cincinnati fand ich's aus. Der Präsident der Synode war ein alter Pennsylvanisch-Deutscher, Vater Gruber, der war Bauer, hatte 100 Acker Land, war Maurer, machte Grabsteine, bediente dabei vier Gemeinden. Er war von der Sonne so braun gebrannt, wie ein Indianer." Der Präsident konnte ihm nicht helfen, und mit einer Empfehlung an einem jungen deutschen Geistlichen fuhr er nach Hamilton. „Damals nun kam ich abends $^1/_2$8 Uhr in stockfinsterer Nacht und bei trübseligem Regenwetter am Bassin in Hamilton, ein weites Stück vor der Stadt, an. Das Boot fuhr weiter. Meine zwei Koffer werden ans Land gesetzt.

Da sitze ich nun auf meinem Koffer und sehe die Lichter Hamiltons von ferne. Was nun? Kein Mensch weit und breit zu sehen. Da sandte mir der liebe Gott seinen Engel in der Gestalt eines Juden. Ja es stieg nur eine Person mit mir aus dem Boot in Hamilton aus, ein leibhaftiger Jude, der Handelsgeschäfte in Hamilton hatte. Sein erstes Wort war: „Landsmann, wo willst Du denn hin?" Nun, ich erzählte ihm meine Verhältnisse, worauf er mir sagte: „Bleib hier auf Deinem Koffer sitzen, ich sorge für Dich und schicke Dir einen Fuhrmann, der Deine Sachen abholt, kannst Dich auf mich verlassen; ich habe ein gut Hotel, da kannst Du billig und gut logieren." Und so war's denn auch. Nachdem ich etwa eine halbe Stunde da im Finstern gesessen, kam ein Fuhrmann mit einer Laterne und holte mich ab. Am nächsten Morgen suchte ich den lieben Pastor Grau auf, der mich aufs freundlichste aufnahm. Wie mir zu Mute war, als ich in Graus Schule zum erstenmale auf amerikanischem Boden einige liebe Rauhhänsler Lieder hörte (Grau ist auf der Crischona bei Basel ausgebildet), kann ich nicht sagen. Die Thränen rannen mir die Wangen herunter. Mit dem lieben Br. Grau führte ich 11 Wochen ein echtes Junggesellenleben. Bei einem Gemeindegliede, welches eine Viertelstunde Weges von uns wohnte, aßen wir morgens, mittags und abends. Ich hatte Betten zu machen, zu kehren u. s. w., half dann und wann Singstunde halten, predigte zuweilen für Grau, besuchte die Gemeindeglieder u. s. w. Mit meiner Kasse sah es bitterbös aus." — Unter viel Wechsel hat Br. Theiß ein mit viel Arbeit und viel Segen angefülltes Leben geführt. Zuerst wurde er Pfarrer in Richmond, Indiana, seine Kirche füllte sich, die früher mangelnde Eintracht zog wieder in die Gemeinde ein, Gesänge und Lieder wurden eifrig geübt und alles gedieh. Nach $7^1/_2$ Jahren ging Br. Theiß nach Zelienopel, wo er schwere Tage erlebt hat. Wie dann sein Leben sich äußerlich gestaltet hat, haben wir oben schon erwähnt. Hier sei es uns nur verstattet in einigen Erlebnissen des Br. Theiß ein Bild von amerikanischem Pfarrerleben zu geben, wie wir es nicht kennen. Er hatte einmal einen nicht allzuweit entfernt wohnenden Amtsbruder zu vertreten und hatte früh in dessen Hauptkirche gepredigt. „Nachmittags hatte ich in der Paulskirche zu predigen. Die ganze Gemeindegeschichte sah mir etwas sonderlich aus. Die Kanzel war gerade über die Kirchthüre gebaut, was ich noch nie zuvor gesehen. Die Gemeinde war eine pennsylvanisch-deutsche. Als ich in die Kirche eintrat und mich ein wenig hinsetzte,

bevor ich den Gottesdienst eröffnete, kommt ein Mann auf mich zu und fragte: „Herr Parre, was wüll'n mer denn singe?“ Ich dachte, es sei der Vorsänger, wie solchen die meisten oder fast alle Gemeinden im Lande haben, die nicht im Besitze einer Orgel oder eines Melodeons sind, und antwortete ihm: Wir wollen das Lied singen: Mir nach, spricht Christus, unser Held u. s. w. Er sagte darauf: „Nun, sell is recht“, und holte ein Bündelchen herbei, das er nicht weit von seinem Platze liegen hatte und fing an auszubündeln. Nun, denke ich, was soll denn da herauskommen? Richtig, da kam eine Flöte heraus, deren einzelne Stücke zusammengesetzt wurden. Als alles in Ordnung war, drehte der Künstler der Gemeinde das Angesicht zu und fing nun aus Leibeskräften mit abgestoßenen Tönen ganz rührend zu blasen an. Dies Kunststück dauerte aber nur so lange, bis zwei Verse gesungen waren. Dann war das edle Instrument so voll von Wasser, daß eine gründliche Reinigung vorgenommen werden mußte. Der Künstler zerlegte sein Instrument in seine einzelne Teile und putzte alles sorgfältig aus. Unterdes sangen wir weiter. Bis die Flöterei wieder begann, war die Gemeinde etwa einen halben Ton heruntergekommen und nun gab's eine schreckliche Musik, die fortwährte, bis ich auf die Kanzel ging und zu predigen anfing. Als ich später zu Br. Schladermundt zurückkam, fragte ich ihn: „Sag' mal, Junge, was hast Du denn für einen schrecklichen Trompeter in Deiner Paulskirche?“ Da sah mich der liebe Bruder mit seinen treuherzigen Augen an und sagte: „So, hat er geblasen?“ Ja, entgegnete ich, ich meine, er hat geblasen und wie! „Das ist eine große Ehre für Dich,“ sagte Schladermundt, „der Mann bläst nicht immer; der bläst nur, wenn etwas ganz Besonderes los ist.“ Wie herzlich mußte ich über die mir angethane Ehre lachen! Aber, fuhr ich fort, Schladermundt, noch eins muß ich Dich fragen: Weshalb steht denn die Kanzel über der Kirchthür? Antwort: „Ja, siehst Du, das ist mit gutem Bedacht so gemacht. Früher stand die Kanzel am hintern Ende der Kirche und da sind die Leute aus der Kirche gelaufen, wenn die Predigt noch lange nicht zu Ende war. Da hat man die Kanzel abgebrochen und über die Kirchthür gesetzt, damit der Pfarrer die Leute aufhalten kann, wenn sie zu frühe weglaufen wollen.“ War das nicht praktisch? Nun ich meine ja, praktisch für solches Volk.“ — Als Br. Theiß einmal eine Leichenrede gehalten hatte, „kommt“, so erzählt er, „der Witwer zu mir und sagt: „Herr Pfarrer, ich möchte Ihnen gern was geben für die Leichenpredigt, aber ich habe

kein Geld; sagen Sie mal, brauchen Sie keinen Hund? Ich habe einen recht schönen und den will ich Ihnen geben!“ Na, welche Augen ich da machte und mich sträubte! Half aber alles nichts. Der Mensch wartete, bis wir im Wagen saßen, dann bringt er den kleinen schwarzen Hund geschleppt, wirft ihn hinten in den Wagen und bindet ihn an. Als Herr mit einem Hunde kehrte ich nach Richmond zurück. Diesen meinen Leichenhund nannte ich Bello.“ Es schien aber, als ob meine Leichenpredigt hier und da bei den dortigen Leuten Anklang gefunden hätte, wenigstens kam es mir so vor. Man schickte nämlich einen Mann von dort zu mir, und ließ mich fragen, ob ich nicht einmal an einem Sonntage dort in der Kirche predigen wolle? Ich stellte meiner Gemeinde in Richmond die Sache vor und sie willigte darin, daß der Gottesdienst bei ihr einen Sonntag ausgesetzt werde. Der Mann, welcher mich gebeten hatte, hinauszukommen und der, wie es schien, die Hauptrolle da draußen spielte, war ein alter pennsylvanischer Constable (Gerichtsdiener), dessen Namen ich vergessen habe. Ich hatte mich mit ihm verabredet, daß ich ihm vor meiner Ankunft brieflich Nachricht geben wolle, damit er es den Leuten sagen könne, wann ich kommen würde. Vorsichtshalber schrieb ich an zwei verschiedenen Tagen an jenen Mann. Derselbe Bauer, welcher mich zur Leiche hingefahren hatte, fuhr mich auch diesmal an dem Sonntagmorgen hin. Wir suchen denn zuerst unsern alten Constable auf. Nun, wie der Mann uns ansah, ganz verwundert darüber, daß ich da war. Er sagte mir, er habe keinen Brief erhalten. Niemand wußte also von meiner Ankunft. Ich sagte ihm, es sei unter diesen Umständen wohl das beste, daß ich mit meinem Bauer wieder zurückfahre. Das wollte er aber durchaus nicht zugeben, und meinte: „Mer wolle die Leit schon zusamme bringe“! Nun ja, er hat sie zusammengebracht; und wie hat er das gemacht? Für die näher wohnenden Leute blies er auf einem alten Kuhhorn. Diejenigen, welche die Köpfe aus der Hausthür oder dem Fenster steckten und neugierig herübersahen, wurden herbeigewinkt. Ich denke mir, daß die Leute auf diese Weise schon oft zu irgendwelchen Versammlungen herbeigerufen worden waren. Zu den entfernter wohnenden wurden Boten ausgeschickt. Obgleich ich nun wußte, daß die dortigen Leute miserabel schlecht sangen, fragte ich doch den Constable, der auch Vorsänger war, ob sie auch wohl singen könnten? Er erwiederte: „Ja, mer könne gut singe.“ Nun fragte ich ihn um einige Melodieen, z. B. Herr Jesu Christ, dich zu uns wend! „Ne“,

sagte er, „sell könne mer nit“. Freu dich sehr, o meine Seele? „Ne, sell hän mer noch niemals gesungé.“ Nun danket alle Gott? „Ne, sell is zu hart.“ Nun wie ist's dann mit der Melodie: Nun ruhen alle Wälder? Antwort: „ich färcht, do bleibe mer stecke.“ Noch eine um die andere Melodie nannte ich dem Vorsänger. Zuletzt frage ich nach der Melodie: Wie schön leucht uns der Morgenstern ꝛc. Da höre ich zu meiner Freude die Antwort: „Nau, ich denk, die werde mer durchbringe.“ Nun, ich meine ja, er hat sie durchgebracht. Nachdem die Leute sich versammelt hatten, fing der Gottesdienst an. Aber welch furchtbare Verwilderung unter solchem Volke ist, das fast nie Gottesdienst hat und allem kirchlichen Leben entfremdet ist, ist gar nicht zu sagen. Da kommt ein junger, etwa 20jähriger Bengel, der setzt sich auf plattem Fußboden in die Kirchthür, versperrt mit seinen Beinen geradeswegs den Eingang, so daß jeder Kirchgänger über seine langen Beine herschreiten muß. Ein anderer kommt, setzt sich so auf die Kirchbank, daß er seine Beine der Länge nach auf die Bank legt. Da muß denn nun zu allererst mit gehörigem Ernste Ordnung geschafft werden. Dann ging das Singen los. Ich versichere Sie, daß ich einen schrecklicheren Gesang in meinem ganzen Leben nicht gehört habe. Ich versuchte erst mein möglichstes, dem völligen Untergang entgegen zu arbeiten. Da aber mein Constable eine Löwenstimme hatte und mit aller Macht darauf losbrüllte, that mir denn doch meine Lunge zu leid und ich ließ ihn schalten und walten, wie er wollte, und nachdem er die arme Melodie durch alle nur möglichen Dur- und Molltonarten durchgeschleift, schloß er mit einem grausigen Ende, das mir noch heute, nach 30 Jahren vor den Ohren summt. Dann predigte ich in dieser Blockkirche, die eine Kanzel hatte, zu welcher 10 Schwellen hinaufführten. Ich hatte indeß einige sehr andächtige Zuhörer. Einer derselben mit einem langen blauen Rock, kommt, als die Predigt zu Ende ist und ein Vater Unser gebetet war, hinauf auf die hohe Kanzel, legt ein 10 Centstück neben mich und geht stillschweigend wieder herunter. Ich mochte den Mann nicht beschämen und sagte nichts.“ Nun zum Schluß noch einige Worte des alten Br. Theiß, wie er jetzt in Madisonville lebt: „Ich habe in der letzten Zeit meine Frau und meine 83jährige Schwiegermutter verloren und hoffe zum Herrn, er werde auch mich armen alten Pilger bald von allem Übel erlösen und mich heimholen in sein himmlisches Reich. Bis dahin aber will ich ihm gern in seinem Reiche dienen in Kirche und Schule und wo ich sonst kann. Ich habe namentlich an

den Schulkindern meine herzliche Freude, obwohl ich in dieser kleinen Gemeinde deren nur 20 und einige habe, und bin hierzulande mit Ausnahme der Jahre 1857, 1868 und 1869, die sämtlichen 34 Jahre zugleich Pastor und Schulmeister gewesen. Die lieben Kinder namentlich halten einen frisch und munter im Geist und helfen mit ihrem jugendlichen Frohsinn, daß man nicht bei lebendigem Leibe zusammentrocknet und zur Mumie wird."

Von Amerika wenden wir uns zum Schluß noch einmal heimwärts und zwar zu einem Gebiete, das der geographischen Anordnung widerstrebt, zur Felddiakonie.

Felddiakonie.

Verwundete pflegen ist ein Samariterdienst, dem sich die innere Mission nicht entziehen kann. Die großartige Thätigkeit barmherziger Vaterlandsliebe, welche in den amerikanischen Bürgerkriegen auf den Schlachtfeldern und in den Krankenbaracken zu Tage getreten war, wurde auch für die Christenleute Deutschlands zu einer kräftigen Mahnung.

Als man sich im Januar 1864 zum deutsch-dänischen Kriege rüstete, veröffentlichte Dr. Wichern einen Aufruf mit der Überschrift: „Auf nach Schleswig!" 12 Brüder, sagt er, seien bereit ins Feld zu ziehen, und er bitte die Freunde des Rauhen Hauses, ihr Unternehmen durch Geschenke und Gaben zu unterstützen. Am 18. Februar brach Dr. Wichern auf. Ein Teil seiner Brüder half in den Lazaretten zu Flensburg und Rübel, ein anderer, meist geleitet von den unermüdlichen Vertretern des Johanniterordens, begab sich in die Feldlager und zu den Vorposten. Doch war es Dr. Wichern unmöglich, selbst fortdauernd im Felde zu bleiben. Nachdem er im Hauptlager vom Prinzen Friedrich Karl ermunternde Zustimmung und Zusage allseitigen Schutzes erhalten und auch Bestätigung des bis dahin unbekannten roten Kreuzes auf weißem Bande erlangt hatte, überließ er die Leitung des Brüderzuges dem schon öfter genannten Prediger Meyeringh und nach dessen Heimkehr dem unsern Lesern ebenfalls sehr wohlbekannten Prediger Oldenberg.

Es kann nicht unsere Aufgabe sein, hier jedes Lazarett und jedes Schlachtfeld zu nennen, wo unsere Brüder helfen konnten. Das hat

im wesentlichen Dr. Wichern 1874 in seiner Schrift „Kriegsdienste der freiwilligen Liebesthätigkeit“ gethan. Nur einzelne Bilder von solchen entworfen, welche selbst im Dienste der Felddiakonie standen, lassen wir hier und bei Besprechung der späteren Diakonenzüge folgen.

Kurz nach dem Tage von Düppel schreibt Prediger Oldenberg inmitten eines längeren Berichtes:

„Nun kamen auch die ersten Wagen mit Verwundeten, Preußen und Dänen. Auf Stroh lagen sie, ächzend, stöhnend und blutend. Andere wurden geführt, notdürftig verbunden. Was für Schmerzensgestalten! Hier kam mein Wein zu statten. Ich hielt die Wagen an, wo sie in dem Getümmel nur anzuhalten waren, — oder wenn das nicht möglich, lief ich neben denselben her und tränkte die Verschmachtenden. Je weiter ich vorkam, um so dichter ward der Zug der Verwundeten. O hätten die Väter, die Mütter diese blutenden Schmerzensgestalten der Ihren gesehen! Nie im Leben hatte ich's gewußt bis zu dieser Stunde, was es heißt, einen Verschmachtenden erquicken. Aber mein Wein neigte sich zum Ende. Die letzte halbe Flasche bekamen blutende Dänen. Wie dankten sie; sie drückten mir die Hand, und ich verstand ihren Dank, auch ohne ein Wort dänisch zu verstehen. Da kam ein Wagen mit einem wimmernden preußischen Offizier, einer von den Herren des Johanniterordens neben dem Wagen; er sah mich und bat, ich möchte diesen Verwundeten übernehmen und nach dem Johanniter-Lazarett führen. Ich saß auf neben dem dänisch redenden Fuhrmann. Wir legten dem armen Verwundeten ein Strohkissen unter das Haupt. Schmerzlicher habe ich nie einen Menschen wimmern gehört; es war der Hauptmann B., — irre ich nicht, vom 53. Regiment; ihm war der linke Fuß zerschmettert. Das war ein Jammerweg, in undurchdringlichem Staube, immer aufgehalten von entgegenkommenden Zügen und sich drängenden Munitions-Kolonnen und dann wieder von Gefangenen, die von unsern roten Husaren transportiert wurden — einmal ein Zug von über 1000 Gefangenen. Der Verwundete litt unaussprechlich. Es dauerte fast eine Stunde, ehe wir uns nach Nübel durchgearbeitet hatten. Da war ein verwundeter preußischer Offizier schon ins Lazarett gebracht und eben unter der Hand des zweiten Arztes (der erste Arzt war mit draußen auf dem Verbandplatz). Der Verwundete wurde aus dem Wagen gebracht, aber der Arzt konnte ihn noch nicht bedienen. Und gleich darauf noch ein Offizier, und noch einer, — und so ging es fort; es

fehlte an helfenden Händen, denn die meisten unserer Brüder waren draußen auf dem Schlachtfelde, und noch mehr fehlte es an Ärzten.

Noch einmal eilte ich mit einer neuen Ladung Wein hinaus, aber wenig über die Büffelkoppel war ich vorgedrungen, da war der Vorrat schon wieder verbraucht. Ich kehrte zurück. Schon war das Lazarett voll, jedes Bett belegt. Der Schulmeister, dem noch seine Stube gelassen war, mußte nun auch hinaus; das Bett, das in der Nacht vorher mir vergönnt worden, ward besetzt; die Herren vom Johanniterorden gaben ihre eigenen Betten her. Aber immer neue Wagen voll Verwundeter fuhren vor, und man bat und flehte um Aufnahme. Es war nicht möglich. Dann wurden einige nicht allzu schwer Verwundete wieder auf die Wagen geladen und den am schwersten Verwundeten Platz gemacht.

Die Eindrücke jener Tage sind mir noch ein wirrer Knäuel voll Ächzen und voll Blut. Ich war todmüde, als es Nacht wurde, noch erschöpfter waren natürlich unsere Brüder, die im Feuer die Verwundeten getragen. Gegessen hatten wir allesamt nicht, uns hungerte auch nicht, wir waren nur durstig, durstig. Aber alles Trinken half nicht.

Der nächste Tag brachte neuen Jammer. Noch wurden einige der Verwundeten zu Schiff nach Flensburg ‚geschafft, um für andere Raum zu machen. Manche hatten auch schon in der Nacht ihre Augen geschlossen. Auf der Kirchhofmauer, 15 Schritt von mir, liegen wohl noch 20 Gefallene, die da warten müssen, bis sie von ihren Regimentern abgeholt werden. Andere werden hier auf dem Kirchhof beerdigt.

Derselbe treue Helfer unserer verwundeten Krieger schildert uns in einem Briefe vom 22. April eine andere Seite des Diakonendienstes in seiner anziehenden Weise:

„Auf der Rückfahrt hatten wir noch manchen Jubel. Zuerst traf ich bei Schanze 3 auf die Kompanie, bei der der Bruder unsers Br. Pf. in Berlin steht. Den holte ich mir heraus und bestellte Grüße, die ich an ihn mitgenommen. Er war am Kampftage unversehrt geblieben. Und als die Leute nun hörten, daß ich aus Berlin sei und nach Berlin zurückkehre, da kam ein Sturm: „Kennen Sie nicht meinen Bruder, den Hausknecht N. N. in der Jakobstraße? — Kennen Sie nicht meinen Onkel? — Wie heißt der Onkel? — Nun, mein Onkel Müller in der Landsbergerstraße! — Leider hatte ich nicht die Ehre, den trefflichen Onkel zu kennen. Auch kannte ich nicht die

Braut des einen Füsiliers, die beim Kaufmann N. N. in der Mittelstraße dient. Aber ich hatte ein Verständnis für diese Neffen- und Bruder- und Bräutigamsliebe und notierte mir redlich alles in mein Taschenbuch und will es von unsern Brüdern in Berlin ausrichten lassen. Ich war schon weit weg, da kam mir noch einer nachgaloppiert, daß ihm seine kurze Pfeife vor Galopp auf die Erde fiel, und ich solle um Himmelswillen zu seiner Mutter nach der Grünstraße gehen und ihr sagen, daß er nicht totgeschossen ist. Das soll auch redlich geschehen. Von gestern und den früheren Tagen ist mein Taschenbuch voll von Aufträgen."

Aus den ersten 12 Brüdern waren im Laufe des Krieges 16 geworden — einen Teil von ihnen stellte das Johannesstift. Diese Anstalt war es auch, welche die im Feld begonnene Arbeit noch fortsetzte, als man bereits überall die Siegesfeste gefeiert hatte; sie machte es sich zur Aufgabe, Kindern, deren Väter im Kriege gefallen waren, bis zur Konfirmation das verlorene Elternhaus zu ersetzen.

Ein Anfang nur war die Thätigkeit der Felddiakonie im Jahre 1864 gewesen, aber ein gesegneter Anfang, auf dessen Erfahrungen sich eine weit größere Organisation aufbauen konnte. Als in den Julitagen 1866 Preußen sich rüstete den schweren und doch nötigen Brüderkampf zu wagen, zeigte es sich bald, daß Rauhhäusler Brüder allein der immer mehr in ihrem großen Umfange erkannten Aufgabe der Felddiakonie nicht genügen könnten. Die beiden von Dr. Wichern geleiteten Brüderhäuser waren gerade damals arm an verfügbaren Kräften, und es wird ja doch außerdem immer so sein, daß Waisenväter, Armenhausväter u. s. w. nicht mit hinausziehen können in Schlacht und Streit. Somit galt es, junge kräftige Männer zu finden, die, zuverlässig und tüchtig, als Vertreter der inneren Mission zu den Verwundeten und Sterbenden, zu den Dürstenden und Hungernden auf die Gefilde der Entscheidung gehen könnten. Nicht die Handwerker nur sollten beteiligt sein, nein, gerade auch die Jugend der besseren Stände sollte sich zur Felddiakonie melden. Dies sprach Dr. Wichern zu Anfang des Krieges in einem Aufruf aus, und etwa 300 Männer boten ihm bald ihre persönlichen Dienste an. Von Studenten waren etwa 50 dabei, von Kandidaten und jungen Geistlichen vielleicht ebensoviel. Natürlich wurden die einlaufenden Anmeldeschreiben aufs genauste geprüft und zwar mit großem Glück: von 110 entsendeten Männern haben sich nur zwei als nicht zuverlässige Charaktere er-

wiesen. Wer angenommen wurde, begann seine Arbeit erst in einem heimischen Lazarett, um die Verwundetenpflege unter einsichtiger Leitung zu erlernen und sich im Dienen und Helfen, ja, auch im Unterordnen zu üben.

Bei der Größe des Kriegsschauplatzes mußten sich die Felddiakonen in 9 selbständige Kolonnen teilen, von denen 6 auf den österreichischen, 3 auf den deutschen Kriegsschauplatz sich begaben. Die Kolonnenführung lag in den Händen junger Geistlicher, die zumeist früher selbst Rauhhäusler gewesen waren. 10 unserer Brüder zogen mit ins Feld. Leider folgten die ersten großen Schlachten in Böhmen so schnell auf die Kriegserklärung, daß es unserer Felddiakonie nicht möglich war, in den Momenten der höchsten Not den Soldaten zur Seite zu stehen. Destomehr ist aber dann in den Lazaretten an den verschiedensten Orten geleistet worden. Um nur einigermaßen einen Eindruck von dem Notstand in vielen Lazaretten zu geben, lassen wir ein Bruchstück aus einem damals geschriebenen Berichte folgen:

„Am andern Morgen ging ich sogleich nach dem Hauptlazarett im Schloß zu Lundenburg. Der Lazarettinspektor, den ich dort traf, wagte es nicht, mit mir durch die Krankenzimmer der verschiedenen Stockwerke zu gehen; er leide selbst schon an einem Choleraanfalle, sagte er, und riet mir sehr ab, namentlich die schwersten Stationen zu besuchen. Es waren gräßliche Zustände, die ich dort vorfand: mit gläsernen Augen mich anstierend, lagen dort die Cholera- und Typhuskranken, ohne alle Bedeckung außer ihrem Soldatenmantel, mit nackten Beinen, einzelne sogar auf bloßem Stroh ohne Strohsack, ohne jede Wartung und Pflege, stöhnend, in wilden Phantasieen irre redend mitten in allen Kot und Unflat, ohne daß jemand vorhanden gewesen wäre, sie zu reinigen. Die Zahl der Kranken auf dem Schloß betrug 94; in der vergangenen Nacht waren 11 davon gestorben, aber fortwährend fuhren neue Wagen vor, von denen teils schon Tote, teils Sterbende, teils Schwerkranke herabgeführt wurden ins Lazarett. An Beerdigung der Gestorbenen war nicht zu denken; die Leichen wurden in zwei großen Schuppen aufgehäuft und verpesteten die Luft. Dazu fehlte es an allen notwendigen Lazarettbedürfnissen, an Leibbinden, wollenen Decken, Rotwein, Zwieback ꝛc., und von alle dem war in dem elenden Flecken nicht das Allergeringste für Geld zu haben."

Angesichts der großen Not schwanden alle Unterschiede, die sonst die Bekenner des Namens Jesu trennen, es schwanden auch im Lazarett

die nationalen Gegensätze, welche den Krieg so heftig und blutig werden ließen. Der Mangel an geistlicher Pflege, an beratendem Zuspruch, an Briefpapier, an Lektüre war oft ungeheuer. Wir versagen es uns, auf zahlreiche Einzelheiten einzugehen, die uns vorliegen. Nur beispielsweise heben wir hervor, daß einer der von uns entsandten Geistlichen in Nechanitz, Schloß Hradeck und Pzrym unter etwa 800 schwer Verwundeten (davon ca. $\frac{1}{5}$ Preußen) 180 Evangelische fand, zu denen bis dahin noch nie ein evangelischer Geistlicher gekommen war. Das Gleiche war der Fall in den Lazaretten von Sadowa, Dohalitschka und Mocrobus, die er anfangs mitbesorgte; in Pzrym rief ihm, als er in das Lazarett trat, ein katholischer Geistlicher entgegen: „Endlich kommen Sie!" Unser Felddiakon hatte einen anderen nicht theologischen zu seiner Begleitung und Unterstützung. Für beide fehlte es zunächst an allem, was zu menschlicher Existenz erforderlich scheint. Aber wie kein Soldat, so dachte kein Felddiakon an etwas anderes, als nur seine Pflicht zu thun. Nun gab es zu mahnen, zu raten, zu trösten; Briefe wurden für die Verwundeten geschrieben, von erfolgten Todesfällen den Angehörigen Kunde gebracht, neue Testamente in den verschiedenen Sprachen, Erbauungsbücher und gute Volksschriften verteilt, Krankengottesdienste gehalten und das Abendmahl gefeiert. Noch auf dem Schlachtfeld von Sadowa konnte preußischen Gardisten das Wort Gottes verkündigt werden, und als unser Felddiakon auf der Bühne des Schloßtheaters in Hradeck mit seinen Verwundeten Psalmen las und mit ihnen betete, war hier das Theater wie dort das Schlachtfeld zum Gotteshause geworden.

Eine neue Verwendung der Felddiakonie fand sich 1866 zunächst in Bayern beim Transport Verwundeter auf der Eisenbahn und zu Schiffe. Wie haben die Armen für jede Handreichung gedankt!

Als der Krieg zu Ende ging, arbeiteten zuletzt noch Felddiakonen in der teilweise zum Lazarett hergerichteten Garde-Schützenkaserne zu Berlin und in den Lazaretten Dresdens. Viele von den heimkehrenden freiwilligen Helfern geleiteten Züge von Genesenden in ihre Heimat, konnten oft einzelnen im Lazarett Vereinsamten einen letzten Dienst erweisen und solche, die ihnen durch lange Pflege zu Freunden geworden waren, ihren Eltern wiederbringen. Was einige Felddiakonen in den Familien erlebten, in welche sie die, ob noch schwachen, so doch geretteten zurückführten, das werden sie nimmer vergessen.

In engerem Anschluß an die betreffenden militärischen Behörden, als es in den beiden vorhergehenden Kriegen möglich war, hat die Felddiakonie im deutsch-französischen Kriege gearbeitet. Am 19. Juli erließ Dr. Wichern, welchem eine Stellung in dem vom Fürsten Pleß geleiteten Kommissariate für freiwillige Krankenpflege eingeräumt war, einen Aufruf, dessen wesentlichsten Teil wir hierher setzen:

„Felddiakonie für 1870. Der ausgebrochene Krieg fordert die Wiedereröffnung der Felddiakonie. Alles ist dazu vorbereitet, sie im weiteren Umfange, als in den Jahren 1864 und 1866, ins Leben zu rufen. Dieselbe wird unter der Autorität des Königlichen Kommissars und Militär-Inspekteurs für die freiwillige Krankenpflege im Felde zur Ausführung kommen. Es bedarf dazu der rechten Männer und erheblicher Geldmittel. Ich suche ehrenwerte und zuverlässige Männer aller Stände, die gesund und militärfrei sind und die den Willen haben, in dem freiwilligen Dienste an den kämpfenden, verwundeten und kranken Soldaten dem Vaterlande zu dienen. Die dazu bereit sind, wollen sich mit ihren Zeugnissen, wenn von auswärts, jedenfalls schriftlich an den Unterzeichneten wenden. Bereits liegen hunderte von Meldungen von wissenschaftlich gebildeten Männern aus allen Fakultäten, Studenten, Kandidaten, Architekten, Pharmazeuten, Kaufleuten, Handwerkern ꝛc. vor. Wer in opferwilligem Geiste zu solchem Liebesdienste an unsern Soldaten bereit ist, soll herzlich willkommen sein und in geeignete Thätigkeit eingewiesen werden, soweit sich die Möglichkeit dazu eröffnet. — Daß mir die zur Ausführung des Unternehmens erforderlichen sehr erheblichen Geldmittel werden zur Verfügung gestellt werden, wage ich zuversichtlich zu hoffen und bitte Freunde des Vaterlandes in der Nähe und Ferne dringend um Beiträge. Dr. Wichern."

Bis Ende des Juli waren bereits über 800 Meldungen erfolgt. Dieselben bedurften freilich, namentlich in den Anfängen des Krieges, einer sehr kritischen Sichtung, denn die plötzlich eintretende Arbeitslosigkeit ließ viele Unberufene und Unfähige, denen es nur auf einen vermeintlichen Erwerb ankam, ihr Augenmerk auf die Felddiakonie richten. Das neu eröffnete Büreau konnte sich in den ersten Zeiten des Andranges kaum erwehren und hatte keine geringe Mühe, die Scharen illegitimierter Leute, die von der Bedeutung und dem Ernste der Sache

keine Vorstellung hatten, zurückzuweisen. In bestimmtester und schärfster Weise wurden in jedem Falle Zeugnisse glaubwürdiger Personen, welche nicht nur die Unbescholtenheit, sondern auch die sittliche Zuverlässigkeit der sich Meldenden garantierten, gefordert, und der größte Nachdruck darauf gelegt, daß die Felddiakonie keine Aussicht auf irgend welchen Erwerb gebe, sondern nichts sichere, als unter schwerer, entsagungsreicher und oft gefahrvoller Arbeit den notwendigen Unterhalt während der Arbeitszeit. Zugleich wurde von vornherein das Augenmerk darauf gerichtet, gebildete Männer, und zwar unter der Voraussetzung, daß sie auch zu den schwersten und niedrigsten Diensten bereit wären, vorzugsweise zu berücksichtigen, denn es war die Erfahrung gemacht, daß diese, wenn sie von der rechten Gesinnung erfüllt sind, leichter und schneller in neue, vielfach schwierige und unberechenbare Verhältnisse sich finden, den verantwortungsvollen Ansprüchen der Felddiakonie eher gewachsen sind, auch die technischen Fertigkeiten, wie die Verwundeten- und Krankenpflege sie fordert, sich leichter anzueignen im stande sind, als diejenigen, deren Einsicht und Übersicht über die Verhältnisse hinter ihrem Wohlmeinen oft zurückbleibt. Doch konnten auch solche, wenn sie nur in Opferfreudigkeit und Treue jenen intelligenteren Männern gleichstanden, im Anschluß an dieselben mit bestem Erfolge zur Verwendung kommen.

Die Zahl derer, die sich bei Dr. Wichern für den Dienst der Felddiakonie seit Juli 1870 gemeldet, hat im ganzen ca. 1500 betragen. Es sind ihrer 360 entsandt, und zwar in 15 annähernd militärisch organisierten und von geeigneten Männern geführten Kolonnen. Die allermeisten der Entsandten gehörten den gebildeten Ständen zu; es befanden sich unter ihnen Dozenten verschiedener Universitäten und eine sehr große Zahl von Studenten, namentlich der Universitäten Berlin, Halle und Leipzig; außerdem Kandidaten der Theologie aus fast allen Landesteilen Norddeutschlands, Rittergutsbesitzer, Ärzte, Künstler, Ingenieure, Kaufleute, Apotheker ꝛc.; neben ihnen, ob auch in weit geringerer Zahl, Handwerker.

Reiche von allen Seiten gespendete Gaben ermöglichten, der Schutz des Johanniterordens erleichterte ihre Aussendung. Noch unmöglicher als bei den beiden früheren Kriegen, würde es uns bei dem von 1870/71 sein, jede der 15 Kolonnen bei ihrer weitverzweigten verschiedenartigen Arbeit zu begleiten. Nur kleine, fast willkürlich gewählte Bruchstücke aus den im obengenannten Buche wiedergegebenen Berichten sind es, die wir bieten können.

Über den Vertrieb von Büchern erzählt einer der Felddiakonen folgendes: „Etwa zehn Tage später wird uns aus Villeneuve St. Georges vor Paris, wohin unsere Felddiakonen einen Teil ihrer Kisten mit einem Einspänner transportiert hatten, geschrieben: „Welches Verlangen nach unseren Büchern sich kund thut, können Sie Sich gar nicht vorstellen. Buchstäblich wurde mir fast Pferd und Wagen zerdrückt. Der Marsch ganzer Regimenter kam ins Stocken, und mich selbst rettete nur die strenge Ordnung, daß niemand etwas erhielt, der den Wagen bestieg. Hätte ich nicht auch an die Offiziere Bücher, und zwar sehr treffliche, auszuteilen gehabt, so würde deren Einschreiten schwerlich ausgeblieben sein. Nun aber waren sie sehr dankbar und sahen mit Lachen in das tolle Gedränge, das mir leider einige Risse in den Händen und viel schmerzlichere in meinem gänzlich ruinierten Regenrock eintrug. Von allen Seiten überbot man sich, die Arme ausgestreckt, mit bittenden Anrufen: „Bitte, Onkelchen!“ „Bitte, liebes Väterchen!“ „Bitte, lieber Wichern!“ Denn für diesen hielten sie mich. Eine besondere Freude ist es mir aufs neue gewesen, daß Testamente und Gebetbücher stets am meisten verlangt wurden, so daß unsere Vorräte nicht ausreichten. Und wenn auch hier wie nirgend Spötter nicht mögen gefehlt haben, so ließ doch kein Spott dawider sich hören.“

Wie aber im Felde, wurde auch in den Lazaretten und unter den französischen Gefangenen auf deutschem Boden viel Lektüre verteilt. Rührende, herzbewegliche Zeugnisse voll Dank und Freude über das Gegebene liegen uns vor. Ein jetzt schon ins Jenseits abgerufener französischer Korporal, der in Erfurt interniert war, schrieb in einem Dankesbrief für empfangene Bücher und Testamente an einen unserer Felddiakonen über seine Aufnahme in Erfurt:

„ C'est une chose très admirable de voir la population de cette ville accourir pleine de zèle et de charité chrétienne au secours de nos captifs plongés, hélas! dans la nécessité à cause des malheurs dont notre patrie vient d'être frappée. Nous devons remercier Dieu, cher monsieur, de ne pas nous avoir abandonnés dans notre captivité en nous faisant les captifs d'une population si religieuse qui donne cette charité. Oui, cher Monsieur. Rien n'est epargné de la part de la population. Rien n'est trop cher pour venir aux secours de nos Français.“

Gelten diese Worte auch zunächst der Aufnahme in Deutschland überhaupt, so geben sie doch den Geist wieder, der viele Danksagungen für die Bemühungen der Felddiakonie durchweht.

In größeren Kisten, deren jede eine nach dem mutmaßlichen Bedürfnis möglichst mannigfach zusammengestellte Bibliothek enthielt, wurden die Drucksachen verteilt. Vom 25. August 1870 bis zum 28. April 1871 sind 364 solcher Bibliotheken versendet worden und zwar 170 in Lazarette auf französischem Boden, 143 in solche auf deutschem Boden und 51 in die Lager und Kasernen der französischen Gefangenen. Wer nicht deutsch lesen konnte, erhielt Lektüre in seiner Landessprache. Ca. 10,000 französische Bibelteile, meist in den für Katholiken bischöflich approbierten Ausgaben, und 2200 französische neue Testamente kamen neben ca. 1500 polnischen, littauischen u. s. w. Testamenten an solche zur Verteilung, denen das Deutsche fremd war. In deutscher Sprache wurden ausgegeben: 70 vollständige Bibeln, 7800 neue Testamente, 20,300 Exempl. einzelner Evangelien, Briefe u. s. w. Wahrlich eine große Zahl! Im ganzen sind 140—145,000 kleinere Schriften und 118,873 Bände in die Hände der Leidenden und Gefangenen gelegt worden.

Nicht mit Zahlen nachrechnen läßt sich diejenige Arbeit der Feldiakonie, die wohl noch mehr Mut und Einsicht fordern dürfte, als ein ordnungsmäßiges Vorgehen im kämpfenden Regiment, der Dienst unter den Opfern der Schlacht.

„Unter Anführung des Baron von Richthofen," — so schreibt Dr. Cr. — „rückten wir nach den Maas-Wiesen und den Hügeln nördlich von Floing und Sedan, wo das Gefecht uns alsbald Gelegenheit genug zu unserer traurigen Arbeit bot. Ein Teil von uns verband die Verwundeten, die übrigen schafften sie in Sicherheit. Auf diese Weise waren wir von morgens 9 Uhr bis nachts gegen 11 Uhr thätig. Wir blieben vor Verwundungen bewahrt, obgleich wir manchmal glaubten, daß unsere letzte Stunde geschlagen habe, besonders einmal, als uns die Franzosen, vermutlich weil sie uns für feindliche Tirailleurs hielten, $\frac{1}{4}$ Stunde lang mit einem Granatfeuer überschütteten."

Ein genaueres Bild giebt uns ein Bericht über die Schlacht von St. Privat: „Am 18. August rückte die zweite Kolonne unter unaufhörlichem Kanonen- und Gewehrfeuer nach Doncourt. Alles, was vom Schlachtfelde noch gehen konnte, kam dorthin. Bald waren alle leeren Plätze von Leichtverwundeten überfüllt, und die später folgenden Transporte von Schwerverwundeten hätten kein Unterkommen gefunden, wenn nicht eine schleunige Evakuation der Leichtverwundeten vorgenommen wäre. Bei ihr, wie bei der Einrichtung von Lazaretten, leistete

die Kolonne die willkommenste Hilfe. Sodann rückte sie auf das Schlachtfeld von St. Marie-aux-Chenes, welches sie absuchte und auf dem sie noch 59 unverbundene, zum Teil sehr schwer Verwundete in völliger Verlassenheit und im elendesten Zustand auffand. Meistens waren es deutsche Soldaten. In einem Gebüsch wurde ein Verbandplatz etabliert und die Unglücklichen von der Kolonne mittelst ihrer Karren und Bahren dorthin gebracht und verbunden. Der Kolonnenarzt vollzog sofort die notwendigen, zum Teil schwierigen Operationen. Die ganze Nacht durch währte die Arbeit der Kolonne. Am 20. rückte sie wieder aufs Schlachtfeld, fand aufs neue Verwundete vor und transportierte sie weiter. Alsdann wendete sie ihre Aufmerksamkeit auf die in Hunger und Elend schmachtenden Soldaten, die zu Tausenden angehäuft in dem Dörfchen St. Marie sich befanden. Hunderte lagen unverbunden in Straßen, Scheunen und Ställen, nach Trank und Nahrung lechzend. Aus einer in St. Privat etablierten Küche trugen die Feldiakonen 300 Portionen Suppe und Fleisch in Feldkesseln nach St. Marie, um sie bei Laternenschein unter die Unglücklichen zu verteilen. Es währte das die ganze Nacht durch."

Zum Schluß noch ein Wort, das von erfreulichen Erfahrungen im Lazarettdienst redet. Am 20. Oktober schrieb ein Felddiakon aus Rheims: „Ist auch die Arbeit oft recht schwer — ich habe schon öfter gemeint, meine Kräfte seien zu Ende — welch fruchtbaren, durch schwere Leiden vorbereiteten Boden findet sie doch! Ich habe selten einen gefunden, der einem ernsten Worte zu entschlüpfen suchte, keinen, der es ganz zurückgewiesen. Die zugänglichsten Herzen findet man natürlich bei Schwerkranken. Bei allen ist es aber sicherlich schon wichtig, daß der Kranke durch freundliches Eingehen auf alle seine persönlichen Verhältnisse Vertrauen und Zuneigung zur Person gewinnt, besonders wenn auch dieser oder jener äußere Dienst möglich ist. Ich bin oft geradezu überrascht worden, wie gern man ein ernstes Wort annahm, wenn ich vorher einen kleinen Liebesdienst hatte leisten können. — Daß es bei der großen Anzahl der hiesigen Kranken — ich selbst habe über 200 und hatte gegen 400 — unmöglich ist, mit jedem einzelnen täglich ausführlicher zu reden, ist selbstverständlich. Aber es ist doch schön, ein solcher Besuch in einem Lazarett! Ich bin mir ja wohl bewußt, wie wenig ich leiste, — aber es durchzieht einen doch wie heller Sonnenschein, wenn einem beim Eintritt die Kranken so freudig die Hand entgegenstrecken, so fröhlich mit Aug und Mund einen begrüßen.

Man wird manchmal im Saal wieder ganz frisch, nachdem man sich draußen noch ganz matt gefühlt hat. Zweimal in der Woche halte ich in jedem Saal eine kurze Andacht. . . .“

Wir vergessen nicht, daß die Felddiakonenkolonnen zum weitaus größten Teile nicht aus Brüdern bestanden, aber als Werk Dr. Wicherns von eminenter Bedeutung und als eine vom Rauhen Hause zuerst ausgegangene Organisation der Barmherzigkeit durfte die Felddiakonie in dieser Schrift nicht ohne eingehendere Erwähnung bleiben.

Die gegenwärtig im Dienst der inneren Mission stehenden Brüder des Rauhen Hauses.*)

	Anzahl
1. Hausväter in Rettungsanstalten	41
Gehilfen „ „	57
2. Hausväter in Waisenanstalten und Armenkinderhäusern	12
3. Hausväter und Beamte in Idiotenanstalten und Krankenhäusern	6
4. Hausväter und Beamte in Armen- und Arbeitshäusern	12
5. Leiter von Hausfleißschulen	2
6. Hausväter an Herbergen z. H. und Vereinshäusern	40
Gehilfen	8
7. Stadtmissionare	22
8. Strafanstaltsbeamte	49
9. Lehrer	30
10. Pastoren in Amerika und Australien	14
11. In verschiedenen Stellungen der Inneren Mission	7
Zusammen	300

*) Die bereits pensionierten Brüder (12), sowie die Freibrüder des R. H. (92) sind nicht mit berechnet, dagegen 5 Brüder, welche ihre Ausbildung im R. H. genossen haben, im Johannesstift entsandt sind und dem R. H. gegenwärtig als „Freibrüder" angehören.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Vorwort ... V
Festgruß ... VII
I. **Geschichte des Rauhen Hauses** ... 1—64
Anhang: Chronik des R. H. und Hauptdaten aus Dr. Wicherns Leben 65
II. **Die Arbeitsfelder der Brüder** ... 69
Unsere Brüder ... 71
1. Rettungshäuser ... 76
Ein Tag im Rauhen Hause ... 80
2. Lehrer ... 87
3. Stadtmissionare ... 88
Ein Tag mit einem Stadtmissionar ... 91
4. Vereinshäuser und Herbergen ... 97
Ein Tag in der Herberge zur Heimat ... 101
5. Hafenmissionare, Kolonistenprediger und Kolporteure ... 106
6. Krankenpflege ... 108
7. Armenanstalten ... 109
Besuch im Armenhause ... 110
8. Gefangenenpflege ... 113
Geschichten aus dem Zellengefängnis ... 117
III. **Die Arbeitsfelder der Brüder nach Ländern und Provinzen dargestellt** ... 123
1. Hamburg ... 126
2. Bremen ... 147
3. Lübeck ... 156
4. Mecklenburg ... 159
5. Schleswig-Holstein ... 164
6. Ost- und Westpreußen ... 175
7. Pommern ... 181
8. Schlesien ... 186
9. Berlin ... 205
10. Brandenburg ... 218
11. Provinz Sachsen ... 223
12. Hannover ... 234
13. Westfalen ... 243
14. Rheinprovinz ... 249
15. Königreich Sachsen, Thüringen u. s. w. ... 262
16. England ... 274
17. Rußland ... 279
18. Ungarn und Rumänien ... 291
19. Amerika ... 296
Felddiakonie ... 306

Druckerei des Rauhen Hauses in Hamburg.

D
912-1/2A

BINDING SECT. FEB 13 1967

9857 EccIG

Author Wichern, J. H.

Title Das Rauhe Haus und die Arbeitsfelder der Brüder des Rauhen Hauses.

DATE. NAME OF BORROWER.

University of Toronto Library

DO NOT REMOVE THE CARD FROM THIS POCKET

Acme Library Card Pocket
LOWE-MARTIN CO. LIMITED

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 16 25 05 11 008 3